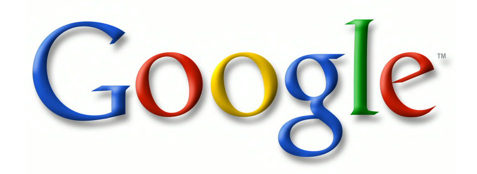
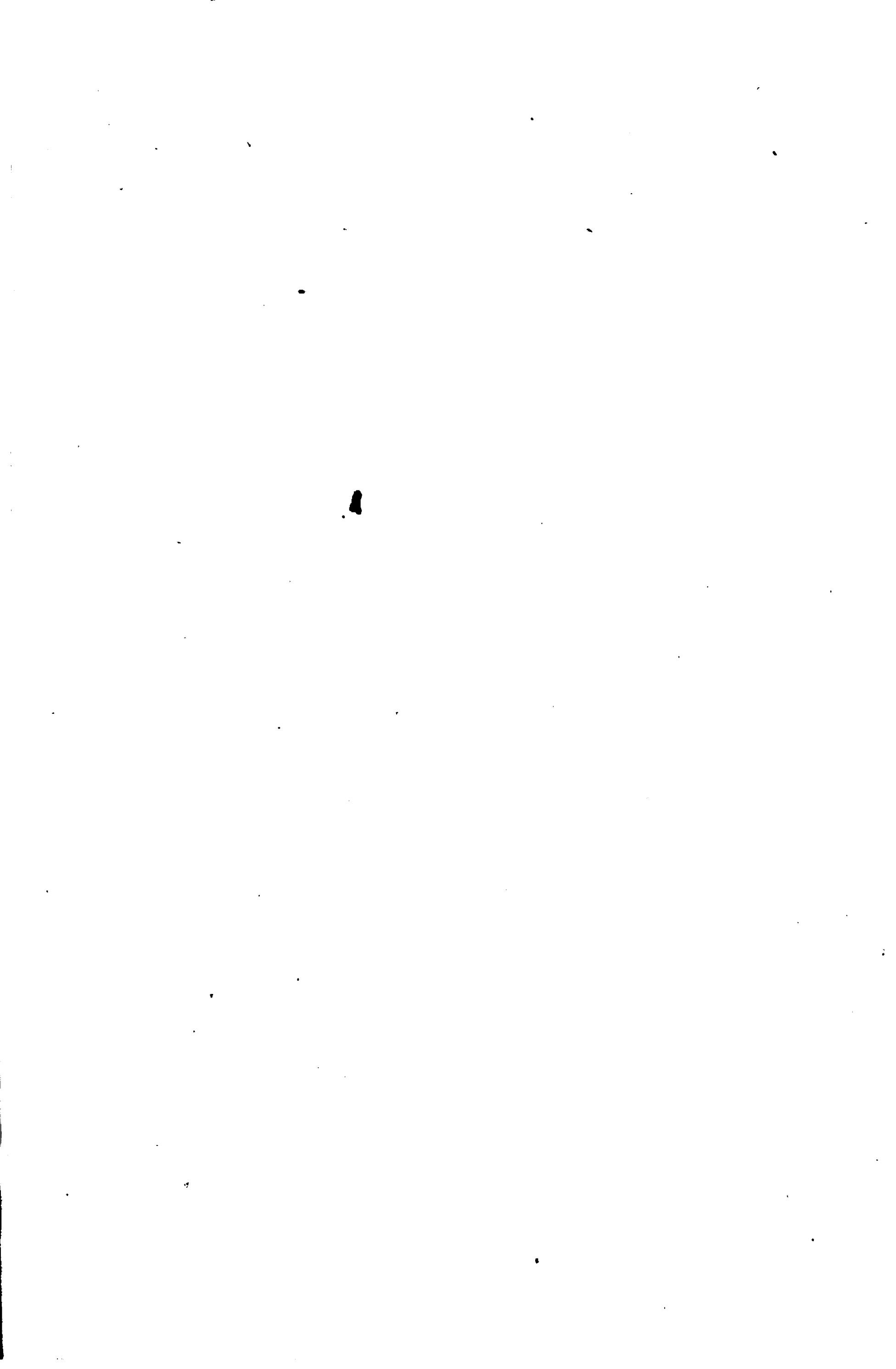








Otto Seeck.

Die Entwicklung der antiken Geschichtschreibung.



Die Entwicklung
der
antiken Geschichtschreibung
und andere populäre Schriften.

Von

Otto Seeck.



Berlin 1898.
SIEMENROTH & TROSCHEL.
W. Lützowstrasse 106.

Meinen Schwestern

Lolli von Zimmermann

und

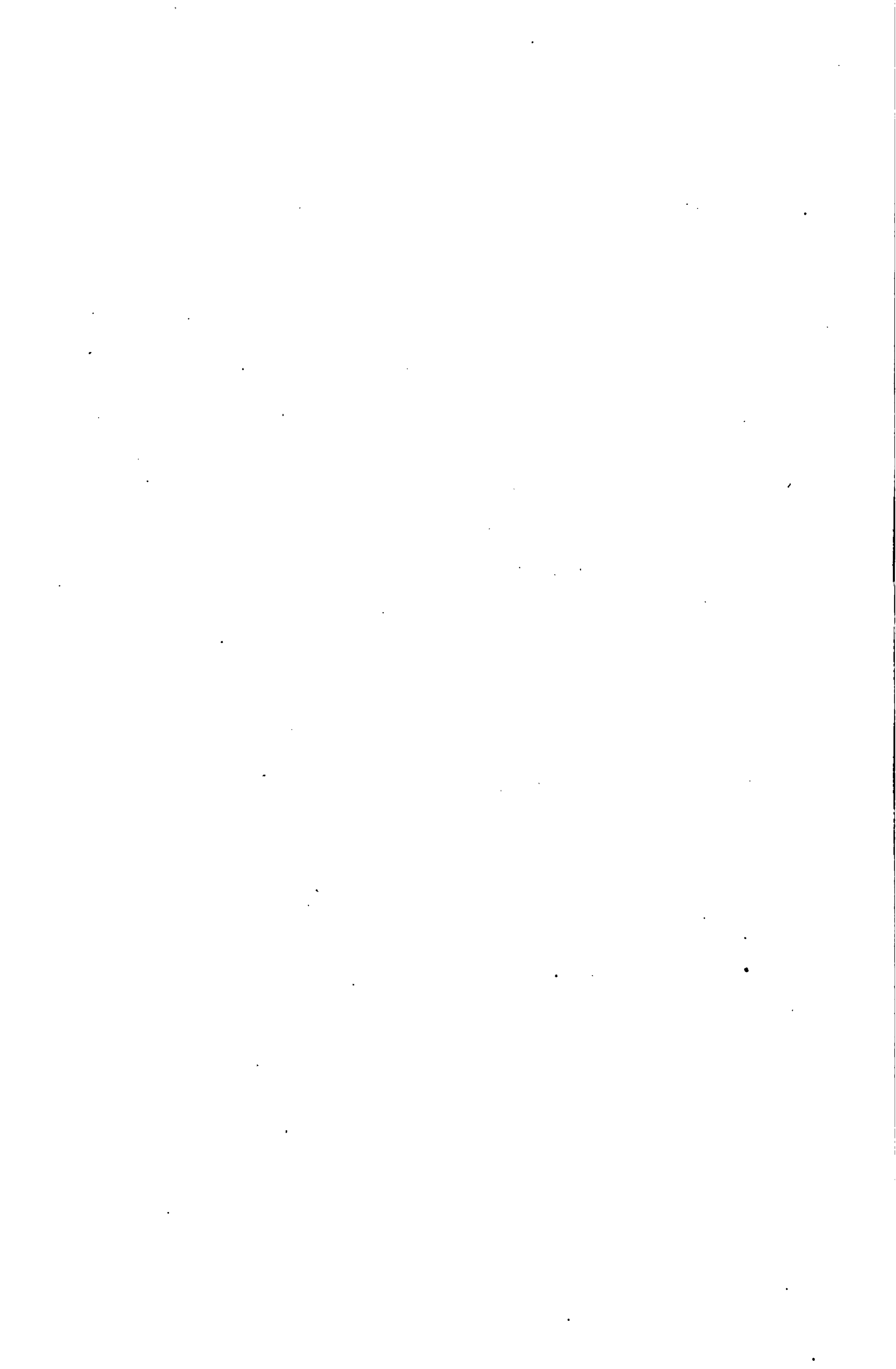
Jenni Haensell

in treuer Liebe

zugeeignet.



Inhalt.



Die Entwicklung der antiken Geschichtschreibung.

Erstes Kapitel.

Historische Lieder und Lokalgeschichten.

Jede literarische Entwicklung, die nicht durch fremde Vorbilder beeinflusst ist, sondern sich aus dem Innern eines Volkes heraus naturgemäss vollzieht, geht vom gesungenen Liede aus, nicht vom geschriebenen Buche; so haben denn auch die griechischen Geschichtschreiber in den epischen Sängern ihre Vorläufer gefunden. Dass die ältesten erzählenden Gedichte der Hellenen Volkslieder, ähnlich den modernen Balladen, gewesen sind, ist an sich nicht unwahrscheinlich; aber wenn es solche gab, sind sie in so früher Zeit untergegangen, dass keine Kunde von ihnen sich erhalten hat. Denn sowohl die Homerische Dichtung selbst als auch die epischen Vorträge, von denen sie hier und da erzählt, stellen schon einen hoch entwickelten Kunstgesang dar. Das eigentliche Volkslied führt danach seinen Namen, dass es meist von Männern aus dem Volk erdacht ist, die keine besondere Ausbildung, sondern nur natürliches Talent besitzen. Es bewegt sich daher in so einfachen Formen, dass Jeder es schnell behalten und nachsingen kann; deshalb pflegt sich auch die lustige Gesellschaft, in der es erklingt, im Chorus daran zu beteiligen. Bei den Festen Homers sitzen dagegen die Tischgenossen schweigend da und lauschen dem Gesange, den Einer in ihrer Mitte zur Begleitung der Leier vorträgt; und dieser ist nicht der erste Beste, sondern ein Mann, der seine Kunst erlernt hat und als Lebensberuf betreibt. Denn wenn in der

Ilias auch Achill die Saiten schlägt und dazu den Ruhm der Helden besingt, so muss man nicht vergessen, dass er als Zögling des kunstreichen Centauren Chiron galt. Jedenfalls bildet er eine Ausnahme unter seinen Genossen; keiner von ihnen, selbst nicht der vielgewandte Odysseus, besitzt dieselbe Gabe. Will dieser sich an einem Liede erfreuen — und keinen Genuss schätzt er höher —, so muss er still dem göttlichen Sänger zuhören.

Die Stellung desselben schildern uns einige Verse der Odyssee, die zu den frühesten Bestandteilen des griechischen Epos gehören. Als Antinoos dem Sauhirten Vorwürfe macht, dass er den vermeintlichen Bettler in den Palast geführt habe, erhält er folgende Antwort:

Edel, Antinoos, bist Du, allein Du redest nicht schicklich:
Denn wer gehet wohl aus und ladet selber den Fremdling,
Wenn man nicht etwa ihn braucht, weil nützliche Kunst er gelernt hat,
Als Wahrsager, als Arzt der Krankheit, als Zimm'rer der Balken
Oder als göttlichen Sänger, der durch sein Lied uns erfreue.
Diese laden die Menschen in allen Ländern der Erde;
Aber den Bettler, der nur belästiget, lüde wohl Niemand.

Also den Sänger pflegt man aus der Fremde zu berufen. Er ist ein fahrender Mann, der nirgend seine feste Stätte hat, und konnte auch kaum etwas Anderes sein. Denn das Publikum verlangt immer wieder nach Neuem, und die Zahl der Lieder, die er auswendig kann, ist natürlich beschränkt. Sind sie abgesungen, so muss er weiterziehn, um sich einen anderen Hörerkreis zu suchen. Einzelne Bevorzugte finden zwar auch an den Höfen kunstsinniger Fürsten dauernde Anstellungen, aber das sind Ausnahmen, die am Charakter der ganzen Klasse nichts ändern. Wie jeder Fremdling rechtlos ist, so auch der Sänger, doch wird er überall hoch geachtet und gerngesehen. Denn gleich dem Wahrsager, dem Arzt und dem Handwerker,

die ebenfalls ihr Gewerbe meist im Umherziehen betreiben, ist er bei einem erfahrenen Meister in die Lehre gegangen und besitzt daher ein erlerntes Können, wie es nicht Jedem verliehen ist.

Von demjenigen, was der Rhapsode sich aneignen musste, war die Musik wohl noch das Leichteste. Denn das bischen Klimpern auf den wenigen Saiten der Leier, womit er sein Lied begleitete oder melodramatisch unterbrach, war gewiss kein Hexenstück. Viel grössere Schwierigkeiten bot die Beherrschung der Sprache, in der er seine Gesänge vortrug. Denn in dem weiten Gebiete der Hellenischen Zunge redete jede Stadt eine besondere Mundart und fand schon die Aussprache der nächsten Nachbargemeinde unverständlich oder zum mindesten lächerlich. Dem fahrenden Sänger erwuchs also eine ganz ähnliche, nur noch sehr viel schwerere Aufgabe, wie sie unseren Schauspielern gestellt ist; er musste eine Kunstsprache lernen, welche die komische Wirkung jedes Einzeldialektes vermied und von allen Griechen verstanden wurde. Von den Küsten Kleinasiens, wo die nahe Berührung mit der orientalischen Kultur ein schnelleres Aufblühen des geistigen Lebens gezeitigt hatte, war der epische Gesang ausgegangen. Seine Sprache knüpfte daher an die dort verbreiteten Mundarten an, war aber weder jonisch, noch äolisch, noch dorisch, sondern ein Gemisch aus allen diesen Dialekten, zu dem im Laufe der Zeit wohl auch Bestandteile aus dem europäischen Griechenland hinzutraten. So entstand jenes buntscheckige Ding, das wir Homerischen Dialekt nennen, das aber in Wirklichkeit gar kein Dialekt ist, sondern vielmehr die Negation jedes Dialektes. Um einem Publikum, das nirgends in der Welt so redete, leicht verständlich zu sein, war der äusserst langsame Fluss der Erzählung im Hexameter mit seinen vielen

stehenden Formeln und Beiwörtern, die durch ihre stete Wiederholung immer aufs Neue dem Ohre eingeprägt wurden, ganz besonders geeignet; zugleich aber bildete er auch eine grosse Erleichterung sowohl für das Auswendiglernen der alten Gedichte wie für die schnelle Herstellung von neuen.

Ausser der epischen Sprache hatte jeder Rhapsode eine Anzahl fertiger Dichtungen seinem Gedächtnis einzuprägen; denn sie aufzuschreiben, fiel damals noch Keinem ein. Viele trugen das Erlernte unverändert vor und gaben es ebenso ihren Schülern weiter, so dass das Wort „rhapsodieren" im Griechischen später die Nebenbedeutung des gedankenlosen Hersagens von auswendig gelerntem Kram erhielt. Doch diesen ärmlichen Nachbetern sind wir zu grossem Danke verpflichtet; denn nur durch sie sind sehr alte Teile des Epos trotz jahrhundertelanger mündlicher Überlieferung fast ganz in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten geblieben, bis sie auch schriftlich aufgezeichnet und so für die fernste Nachwelt gerettet werden konnten. Daneben aber gab es auch andere Sänger, die bemüht waren, den epischen Stoff zu erweitern und in immer wirkungsvollere Formen umzugiessen, und auch ihre Neuschöpfungen pflanzten sich in den Schulen fort. Da auch die Sagen mannigfache Verschiedenheiten zeigten, konnte man dieselbe oder doch ganz nah verwandte Erzählungen bald in dieser, bald in jener Gestalt singen hören. So verwandelte sich das epische Lied fortwährend, ohne dass doch seine ältesten Formen ganz unterzugehn brauchten. Der eine Rhapsode war eben konservativ, der andere radikal, der dritte schlug einen Mittelweg zwischen beiden ein, und das Publikum lauschte Allen mit derselben Gläubigkeit.

Denn was sie sangen, hielt Jeder für Geschichte, die zwar ein wenig poetisch ausgeschmückt, aber doch

in der Hauptsache wahr sei. Nun sind zwar die rauchgeschwärzten Ruinen Trojas und die Trümmer der Königspaläste von Mykene und Tiryns dank dem Forschungseifer Schliemanns neuerdings wieder ans Licht getreten; doch ist dies keineswegs ein Beweis dafür, dass in den Erzählungen von Agamemnon und Herakles auch nur ein Körnchen historischer Wahrheit enthalten sei. Den Dom zu Worms können wir noch heute in seiner alten Pracht bewundern; aber kein Vernünftiger wird daraus schliessen, dass an seiner Thür wirklich die Königinnen des Nibelungenliedes einander gescholten haben. Wie die Sänger unseres Mittelalters, so knüpften auch die griechischen ihre Dichtungen gern an bestehende Lokalitäten an, aber der Inhalt war darum noch nicht geschichtlich, ja nicht einmal sagenhaft, sondern rein mythisch. Agamemnon ist noch in später Zeit als Beiname des Zeus nachweisbar, und ebenso waren fast alle anderen Helden des Epos ursprünglich Götter, die nur durch rationalistische Umdeutung ihrer Thaten zu Menschen geworden waren, die meisten verschiedene Formen des Sonnengottes. Aber diese Veränderung ihres Wesens war längst vergessen; nur als Könige der Urzeit lebten sie im Gesange fort, und dass sie dies thatsächlich gewesen seien, glaubte man um so leichter, als dasjenige, was die Sänger vortrugen, nicht ausschliesslich Fabel war, sondern ein Teil davon auf ganz unzweifelhafter Wirklichkeit beruhte.

„Am meisten erfreut die Sinne der Hörer immer der neueste Gesang.“ So spricht Telemachos, als Phemios in seinem Hause von der Heimkehr der achäischen Helden singt. Jener „neueste Gesang“ ist also nicht nur in seiner Form neu, sondern er erzählt auch die neuesten Ereignisse. Wer wird dadurch nicht an die Thätigkeit des fahrenden Spielmanns im Mittelalter erinnert, wie sie

Gustav Freytag so meisterlich geschildert hat. Auch der griechische Sänger durchzieht viele Länder und bringt aus der Fremde die Zeitung von Krieg, Aufruhr und Bündnis mit. Einiges davon erzählt er vielleicht in schlichter Rede; aber was ihn das Schönste und Merkwürdigste dünkt, hat er in Verse gebracht, und für diese Lieder, die das unmittelbare Tagesinteresse seinen neugierigen Zuhörern näher bringt, erntet er immer den grössten Beifall und die reichsten Geschenke.

Dass so eine Fülle historischer Balladen entstanden ist, die, wenn sie erhalten wären, uns einen ganz anderen Einblick in die frühesten Schicksale Griechenlands eröffnen würden, als wir jetzt besitzen, kann nicht bezweifelt werden; aber die meisten kamen und vergingen in der Zeit. Nicht nur für uns sind sie verloren, sondern schon die ältesten Geschichtschreiber der Griechen werden kaum noch einen armen Rest von diesem Quellenschatze vorgefunden haben. Es liegt dies in der Natur der Sache. Denn wirkliche Thatsachen sind niemals in der gleichen Weise schön und fesselnd, wie es Märchen oder erfundene Romane sein können. Historische Helden besiegen weder Riesen noch Drachen, sondern ihre Thaten halten sich immer in den bescheidenen Grenzen der Menschlichkeit; was sie erleben und erleiden, lässt sich nur sehr selten zu einer abgeschlossenen und einheitlichen Handlung abrunden; das Walten der poetischen Gerechtigkeit tritt darin fast niemals mit der sieghaften Klarheit zu Tage, wie das ästhetische Bedürfnis der Hörer dies beansprucht. Die Lieder, die Geschehenes berichten, behalten daher ihren Reiz nur so lange, wie das lebendige Interesse der Gegenwart an ihnen haftet; ist dieses verraucht, so werden sie vergessen, und andere treten an ihre Stelle. Nur wenn sie ganz besondere Grossthaten feierten, an denen das Gedächtnis des Volkes mit dauernder Begeisterung hing, mochten sie diesem

Schicksal entgehen. Aber vor den Perserkriegen war kein Ereignis vorgekommen, dass alle Hellenen in dem gleichen Sinne entflammt hätte. Harte Kämpfe gab es zwar im Überfluss, aber sie wurden nur von einzelnen Städten oder höchstens von Städtebünden sehr beschränkten Umfanges ausgefochten; der Ruhm des Sieges erfreute daher immer nur einen ganz engen Kreis. Die Lieder, welche diesen Ruhm priesen, konnten daher auch nur in bestimmten Städten oder Landschaften so beliebt werden, dass man sie durch lange Generationenreihen immer wieder zu hören begehrte. So behauptete sich zwar wahrscheinlich in jeder Gemeinde eine kleine Anzahl wirklich historischer Lieder, aber in jeder waren es andere. Was ganz Griechenland gern hörte und was daher jeder Rhapsode, der viele Städte durchzog, von seinem Meister in der Gesangeskunst gelernt haben musste, das waren nicht die Schicksale geschichtlicher Persönlichkeiten, sondern die märchenhaften Thaten und Leiden des Achill und Odysseus, des Jason, Herakles und Oedipus. Mithin waren es nur die mythischen Bestandteile des epischen Sanges, die allüberall ihre Stelle behaupteten; die historischen fristeten ein dunkles Dasein innerhalb der Kleinstaaten, die an ihnen ein patriotisches Interesse nahmen. So ist es denn ganz natürlich, dass die ältesten Geschichtswerke, die diesen Namen wenigstens in gewissem Sinne verdienen, sich noch nicht mit dem gesamten Hellas beschäftigten, sondern bei den Erinnerungen je einer Stadt oder Landschaft stehen blieben. Dass diese Arbeiten in Versen abgefasst waren, versteht sich von selbst; denn die Prosa gelangte erst viel später zu einer literarischen Ausbildung. Als wahrscheinlich kann auch angenommen werden, dass man sie zunächst noch nicht schriftlich aufzeichnete, sondern nur durch mündliche Überlieferung in den Sängerschulen der betreffenden Städte fortpflanzte.

Von Eumelos, einem Mann aus dem höchsten Adel seiner Vaterstadt, kannten die Alten ein umfangreiches Gedicht, das man später unter dem Titel Κορινθιακά, d. h. Korinthische Geschichten, anzuführen pflegte. Wie es heisst, war es ungefähr gleichzeitig mit der Gründung von Syrakus, also gegen Ende des achten Jahrhunderts, abgefasst. Bei so alten Dichtungen ist die Zeitbestimmung zwar meist sehr zweifelhaft; aber diesmal dürfte sie doch wohl etwas mehr Glauben verdienen als in anderen Fällen. Denn wahrscheinlich ging sie bei Eumelos davon aus, dass jene Korinthische Auswanderung nach Sizilien den Endpunkt seines Werkes bildete. Ist dies richtig, so hat sich dasselbe auch mit ganz historischen Dingen beschäftigt; doch das Hauptinteresse des Dichters haftete noch immer, wie das in jener Zeit ja selbstverständlich ist, an der mythischen Überlieferung seiner Heimat, die natürlich als historische betrachtet und behandelt wurde.

Dass versifizierte Lokalgeschichten ähnlicher Art auch in sehr vielen anderen Städten, ja vielleicht in allen, entstanden sind, können wir nicht mehr nachweisen, doch halte ich es für mehr als wahrscheinlich. Denn überall, wo es Gemeinden von lebhaft ausgeprägtem Selbstgefühl und reicher Vergangenheit giebt, finden sich in ihnen Leute, die den Erinnerungen ihrer Heimat ein eifriges Studium widmen. Wenn gegenwärtig in Deutschland und Italien kaum ein Nest so dürftig ist, dass es nicht seinen besonderen Geschichtschreiber besässe, so darf man dasselbe in dem alten Griechenland erst recht voraussetzen. Denn unsere Städte sind ja nicht mehr als Staatsteile, deren Sonderleben sich nur auf sehr beschränktem Gebiete bethätigen darf; die hellenischen dagegen waren selbstständige Staaten, von denen jeder einzelne im Innern schwere Verfassungskämpfe durchgemacht und nach Aussen glänzende Siege erfochten hatte. Dass recht erbärmliche

Nachbarfehden dazu den Anlass gegeben hatten und die Kriegsheere, die sich in den Schlachten gemessen hatten, selten mehr als ein paar hundert Mann zählten, that der Begeisterung, mit der die Nachwelt auf diese Grossthaten im Kleinen zurückblickte, durchaus keinen Abbruch. Wie alle Geschichte von der Zersplitterung ausgeht und dann erst ganz allmählich zur Vereinigung grösserer und immer grösserer Massen fortschreitet, so ist es ohne Zweifel auch mit der Geschichte der griechischen Historiographie gewesen. Aus späterer Zeit, als man schon in Prosa zu schreiben pflegte, werden uns selbst über das kleine Megara, das auch während seiner höchsten Blüte kaum eine Einwohnerzahl von fünfzehntausend Köpfen erreicht haben wird, Geschichtswerke von sehr bedeutendem Umfang citiert, von den grösseren Städten, wie Theben, Argos, Sparta, namentlich Athen und Syrakus, ganz zu geschweigen. Wahrscheinlich hat diese lokale Geschichtsliteratur an Masse Alles übertroffen, was uns heute noch an Werken des Altertums erhalten ist. Und dass sie überall oder doch fast überall ihre Vorläufer und Quellen in Verschroniken, ähnlich der Korinthischen, gefunden hat, möchte ich meinerseits beinahe als sicher betrachten, so wenig auch die Überlieferung einen zwingenden Beweis gestattet.

Denn wie die Verfasser dieser Chroniken nur durch den Lokalpatriotismus geleitet wurden, so auch ihre Leser. Die Geschichte einer Stadt von der Bedeutung Korinths, das auf die Schicksale des gesamten Hellas immer wieder entscheidenden Einfluss ausgeübt hatte und dessen Kolonien über die fernsten Küsten verbreitet waren, konnte wohl auch ein allgemeines Interesse beanspruchen. Aber um die inneren und äusseren Kämpfe, die Megara oder Thespiae ausgefochten hatten, kümmerte sich kein Mensch ausser den Megarern und Thespiensern. Wie diese Städtchen

im Laufe der Zeit mehr und mehr zusammenschrumpften, manche auch ganz vom Erdboden verschwanden, ging auch die Literatur zu Grunde, die sich mit ihrer Geschichte beschäftigt hatte, weil keiner sie mehr lesen mochte. Wahrscheinlich wäre jede Spur ihres früheren Daseins ausgelöscht, wenn nicht der Sammeleifer der Ptolemäer ihr Andenken gerettet hätte. Denn als diese im Anfang des dritten Jahrhunderts die Alexandrinische Bibliothek gründeten, da hatten sie den Ehrgeiz, so weit es möglich war, die ganze griechische Literatur in ihren Büchersälen zu vereinigen, und zahlten für ein Werk desto höhere Preise, je seltener und weniger bekannt es war. So kamen auch die abgelegensten Erzeugnisse der Lokalforschung in ihren Besitz und wurden von den Gelehrten, die sich um die Bibliothek sammelten, für ihre Studien ausgenutzt. Aber die Gedichte, die den Stadtgeschichten als Quellen gedient hatten, waren durch ihre prosaischen Nachfolger längst verdrängt, zum Teil wohl auch niemals aufgeschrieben worden. Sie konnten also gar keine Erinnerung hinterlassen, ja es ist mehr zu verwundern, dass wir von der Korinthischen Chronik des Eumelos etwas, wenn auch wenig genug, als dass wir von den verwandten Werken nichts wissen.

So wenig auch in den erhaltenen Schriftstellern von jenen versifizierten Lokalgeschichten die Rede ist, müssen sie doch auf unsere Überlieferung einen sehr grossen Einfluss ausgeübt haben. Denn jeder antike Historiker hat seine älteren Vorgänger ausgeschrieben; die ältesten aber, die über schriftliche Quellen nur in sehr geringem Umfange verfügten, sammelten alle ohne Ausnahme den Stoff für ihre Darstellung auf weiten Reisen. Sie kamen also in die einzelnen Städte und forschten in jeder nach ihren Erinnerungen, und diese waren, falls unsere Annahme richtig ist, meist in solchen lokalgeschichtlichen

Epen aufbewahrt. So wurde der Inhalt derselben von Hekataios, Hellanikos und Herodot verarbeitet und ging dann aus ihren Schriften in die Werke aller späteren Geschichtschreiber über, die längst von den ursprünglichen Quellen nichts mehr wussten.

Zweites Kapitel.

Hesiod und Homer.

Der Grieche war zwar in erster Linie Bürger seiner Stadt, aber mehr und mehr lernte er sich auch als Mitglied einer grossen Nation fühlen. Erst in der Not der Perserkriege gewann diese Empfindung eine solche Macht, dass sie auch in der Politik zum entscheidenden Faktor werden konnte; aber schon Jahrhunderte vorher hatten sich ihre Keime gezeigt und im Laufe der Zeit immer festere Wurzeln geschlagen. Ihr Ausdruck und zugleich eines der wirksamsten Mittel für ihre Verbreitung und Vertiefung waren die grossen religiösen Feste, bei deren Wettkämpfen jeder Hellene zugelassen, jeder Barbar ausgeschlossen war. Die Olympische Siegerliste, die ein glücklicher Zufall uns erhalten hat, giebt Zeugnis dafür, wie diese Spiele auf immer ausgedehntere Kreise ihre Anziehungskraft übten und sich aus enger landschaftlicher Beschränkung allmählich zu wahrhaft nationalen erweiterten. Ein halbes Jahrhundert lang stammen alle Sieger aus Elis, Messenien und dem westlichen Achaia her; die Beteiligung beschränkt sich also auf ein Gebiet, das kaum ein Drittel des Peloponnes umfasst. Seit dem Jahre 728 v. Chr. finden wir die Staaten der Halbinsel ohne Unterschied vertreten, aber erst 696 erscheint ein Sieger, der ausserhalb des Isthmus zu Hause ist, und dann folgen bald auch Männer von den Küsten Asiens und Siziliens. So sammelte sich auf den Festplätzen eine bunte Menge, in der alle Mundarten der hellenischen

Zunge durcheinander schwirrten; dass über demjenigen, was die einzelnen Städte schied, eine grössere Gemeinsamkeit stand, kam hier jedem zur lebendigsten Anschauung, und wenn er in seine ferne Heimat zurückkehrte, wurde er halb unbewusst unter seinen Mitbürgern zum Apostel eines allgriechischen Nationalgefühls.

Je mehr der Panhellenismus an Kraft gewann, desto lebhafter musste sich der Wunsch regen, nicht nur, wie bisher, die Überlieferungen einzelner Städte, sondern die Geschichte von ganz Hellas in grossen allgemeinen Bildern zusammengefasst zu sehen. Aber was die wirklich historischen Lieder besangen, waren fast nur kleine Nachbarfehden, die einzig für die beteiligten Staaten Bedeutung hatten und durch ihre Einförmigkeit ein weiteres Publikum langweilen mussten. Ob Chalkis und Eretria sich rauften oder Korinth und Megara, es war doch immer das gleiche Stück, das hier wie dort aufgeführt wurde und das man täglich an anderen Orten ganz ebenso sehen konnte. Auch wäre es nicht leicht gewesen, diese Dichtungen, die nur in ihrer Heimat gesungen wurden, in so grosser Zahl zu vereinigen, dass etwas wie eine zusammenhängende Geschichte aller Hellenen dabei herauskam. Dagegen wurde von der Argonautenfahrt, von dem Kampfe der Sieben gegen Theben und dem Trojanischen Kriege auf allen Märkten gesungen, und jedes dieser vermeintlichen Ereignisse war wechselvoll und interessant, an jedem hatten Helden und Könige aus den meisten hellenischen Städten teilgenommen. So kam es, dass man in jenen Mythen den wesentlichsten Inhalt der allgemeinen griechischen Geschichte erblickte; von ihnen ging die historische Forschung des Altertums schon seit ihren ersten Anfängen aus, und eben dies ist der Grund für eine verhängnisvolle Schwäche geworden, von der sie sich, so lange sie überhaupt bestand, nie hat freimachen können.

Bis auf Niebuhr herab ist die historische Kritik viel weniger von der Glaubwürdigkeit der Quellen als von der inneren Wahrscheinlichkeit des Erzählten ausgegangen; ihr Wert musste also davon abhängen, ob man für dasjenige, was wahrscheinlich ist oder nicht, einen richtigen Maassstab der Beurteilung anwandte. Diesen kann nur die Erfahrung bieten, d. h. nicht allein die persönliche des Einzelnen, die ja immer nur einen sehr engen Kreis geschichtlicher Ereignisse umfassen kann, sondern zugleich auch was frühere Geschlechter uns als ihre Erfahrung überliefert haben. Von der Art und dem Umfange der historischen Kenntnis hängt also auch die Sicherheit der Kritik ab. Nun blickt man heutzutage auf mehr als zwei Jahrtausende wohlbeglaubigter Geschichte zurück, die uns Beispiele für alle Arten des Geschehens gewährt und dadurch unser Urteil auch für das Minderbeglaubigte schärft und leitet; für den Griechen dagegen begann eine etwas genauere Kunde erst bei den Perserkriegen, für den Römer bei dem Kriege des Pyrrhus. Das wirklich historische Wissen umfasste also selbst bei den spätesten Schriftstellern nur ein paar kurze Jahrhunderte; davor aber lag die unendliche Leere, die das Epos mit seinen Mythen auszufüllen versuchte. Um ihrer Schönheit willen wurden diese viel mehr gelesen und viel besser gekannt, als die trockenen Geschichtschreiber. So war denn die ganze historische Phantasie der Alten gesättigt mit Unwirklichem, was natürlich auch für den Maassstab ihrer Kritik entscheidend sein musste.

Ein Beispiel wird dies klarer machen. Im Anfang seiner Germania schreibt Tacitus: „Die Deutschen selbst möchte ich für Autochthonen halten, die kaum mit Ankömmlingen und Gastfreunden aus anderen Nationen vermischt sind. Denn ehemals kamen diejenigen, welche neue Wohnsitze suchten, nicht zu Lande, sondern auf

Flotten, und der an seinem Ende unermessene und, so zu sagen, abgewandte Ocean wird selten von unserem Weltkreise her mit Schiffen befahren.“ Also Tacitus findet es unwahrscheinlich, dass in ältester Zeit eine grosse Einwanderung anders als zur See stattgefunden habe; wir würden das Gegenteil für unwahrscheinlich halten. Wir denken eben, wenn wir von Völkerwanderungen reden, an die Züge der Kelten, der Cimbern und Teutonen, der Gothen, der Hunnen, der Mongolen, und weil diese alle zu Lande kamen, so ziehen wir den Schluss, dass auch die übrigen Völker, über deren früheste Bewegungen wir keine Nachricht besitzen, es ebenso gemacht haben. Der Römer dagegen dachte an die Wanderungen des Odysseus, des Diomedes, des Aeneas, von denen ja die meisten Städte Italiens ihren Ursprung herleiteten. Durch ganz dieselbe Art der Schlussfolgerung, wie wir sie anwenden, gelangte er also zu dem entgegengesetzten Resultat, weil er von unwirklichen Prämissen ausging. So haben der Mythus und das Epos, in dem er sich niedergeschlagen hatte, das historische Denken der Alten in ganz falsche Bahnen gelenkt; doch besitzen sie darum nicht minder das Verdienst, die Forschung auf diesem Gebiete angeregt, oder richtiger, überhaupt erst hervorgerufen zu haben.

Auf der Grenzscheide des siebenten und des sechsten Jahrhunderts vor Christus beginnt der Geist echter Wissenschaftlichkeit unter den Hellenen mächtig seine Flügel zu regen. Auf chaldäische Weisheit gestützt, sagt der Milesier Thales nach eigenen Berechnungen die Sonnenfinsternis vom 28. Mai 585 voraus; derselbe Mann begründet die jonische Philosophie, die zum ersten Mal die Naturerscheinungen nicht aus der Einwirkung göttlicher Mächte, sondern aus den regelmässigen Wechselbeziehungen von Kraft und Stoff zu erklären versucht,

und findet alsbald eifrige Schüler und Nachfolger. Einer derselben, Anaximander, zeichnet die erste Weltkarte und legt so den Grund zu einer wissenschaftlichen Geographie. Diese wenigen Thatsachen hat uns eine nur zu dürftige Überlieferung erhalten; ihrer Zeit waren sie gewiss nicht so vereinzelt, wie sie uns heut erscheinen. Sie verraten, dass damals ein gewaltiger Aufschwung des geistigen Lebens begann und dass dieser gerade in wissenschaftlicher Richtung sich besonders geltend machte. Um dieselbe Zeit ist denn auch dasjenige entstanden, was die Griechen für historische Forschung halten mussten, d. h. ein systematisches Sammeln und Durcharbeiten des epischen Stoffes. Auch die Ergebnisse dieser gelehrten Thätigkeit bewahrten noch die altgewohnte poetische Form; auch sie wurden fürs Erste wohl nur auswendig gelernt und abgesungen, nicht zu Papier gebracht. Dennoch sind sie himmelweit verschieden von den naiven Dichtungen der fahrenden Sänger: diese hatten keine andere Absicht, als ihr wechselndes Publikum zu ergötzen; jene wollen in erster Linie der Belehrung dienen.

Ein besonders charakteristisches Produkt jener lernbegierigen Epoche war eine grosse Sammlung von Lehrgedichten, die in Böotien entstand und den späteren Griechen unter dem Namen des Hesiod bekannt war. In ihrer Gesamtheit scheinen sie eine vollständige Encyklopädie alles dessen, was ihrer Zeit für wissenswürdig galt, gebildet zu haben. Ein Teil beschäftigte sich mit dem Landbau und den glücklichen oder unheilbringenden Tagen, ein zweiter mit der Astronomie, ein dritter mit der Wahrsagekunst, ein vierter mit dem Bergbau, ein fünfter enthielt unter dem Namen „Lehren des Chiron“ Unterweisungen mannigfaltiger Art, unter denen wohl namentlich die medizinischen eine wichtige Rolle spielten.

Zu diesem Corpus gehörte auch ein grosses genealogisches Epos, dessen Anfang noch erhalten ist. Es beginnt mit der Weltschöpfung, erzählt dann die Abstammung der Götter und geht von diesen zu den Heroen über nach dem Schema, dass zuerst die Nachkommen abgehandelt werden, die Göttinnen mit Menschen, dann diejenigen, welche Götter mit sterblichen Weibern erzeugt hatten. Schon diese dürr systematische Einteilung verrät den Geist des Ganzen; trotz einzelner schöner Episoden ist es die trockenste gelehrte Prosa in Versen. Mit dem heroischen Zeitalter schloss die Dichtung ab, weil ihr von da an in den mythischen Gesängen die wichtigste Quelle versagte; doch vielleicht diente ihr ein anderes Epos, das gleichfalls unter dem Namen des Hesiod ging, der Aigimios, als Ergänzung, indem es die Stammbäume der wichtigsten Königsfamilien Griechenlands hinzufügte.

Dies ist das erste wissenschaftliche Unternehmen auf historischem Gebiet, das alle Städte und Stämme der Hellenen zugleich umfasste, und es ist bezeichnend, dass es nicht von der Erzählung der Thatsachen, sondern von der Genealogie ausging, die damals noch mit der Chronologie zusammenfiel. Denn da die Griechen keine gemeinsame Ära besassen, so pflegten sie ihre Zeitbestimmungen nach Generationen zu geben. Indem nun das Hesiodische Lehrgedicht die Folge derselben aufzählte, bot es eine primitive Art von Zeittafel, nach der sich die Thaten der darin vorkommenden Helden chronologisch ungefähr bestimmen liessen. Diese selbst mitzuteilen, erschien minder notwendig, weil sie ja auf allem Märkten von den Rhapsoden abgesungen wurden und daher den Meisten wenigstens in den Hauptumrissen geläufig waren.

Freilich musste der Stoff, der auf diese Weise dem Publikum bekannt wurde, dem neuerwachten wissen-

schaftlichen Geiste viele Bedenken erregen. Dieselbe Geschichte wurde von dem einen Sänger so, von dem andern so erzählt, und oft fanden sich auch innerhalb desselben Gedichtes die tollsten Widersprüche. Diese wollten ausgeglichen sein, und in der Regel bediente man sich dazu derjenigen Methode, welche man heute konziliatorische Kritik nennt. Das Schema, nach dem sie ihre Schlussfolgerungen zieht, ist etwa folgendes: „A sagt, der Hund war weiss; B sagt, der Hund war schwarz: folglich ist er weiss und schwarz gefleckt gewesen.“ So unbedingt diese Art zu schliessen von der modernen Wissenschaft verworfen wird, ebenso unbedingt beherrschte sie die antike bis in ihre letzten Ausläufer, und schon in den gelehrten Dichtungen des sechsten Jahrhunderts fand sie die ausgedehnteste Anwendung. Odysseus galt den Einen für den Sohn des Laertes, den Andern für den Sohn des Sisyphos. Beides waren ursprünglich nur verschiedene Beinamen desselben Gottes gewesen; denn für Sisyphos ist es bekanntlich charakteristisch, dass er ewig seinen Stein bergauf wälzt, und das Wort Laertes bedeutet nichts anderes als den Steinheber. Aber dies hatte man längst vergessen. So nahm man denn an, Laertes sei der Gatte von Odysseus' Mutter, Sisyphos ihr Buhle gewesen, wodurch beide einigen Anspruch auf die Vaterschaft erhielten. Der Räuber der Helena hiess bald Paris, bald Alexandros, der Sohn des Achill bald Pyrrhos, bald Neoptolemos, der Sohn des Hektor bald Skamandrios, bald Astyanax: folglich war das eine ihr wirklicher Name, das andere ihr Spitzname gewesen. Von solchen Resultaten einer kindlichen Kritik wimmelt es sowohl bei Hesiod als auch in den Epen, die wir unter dem Namen des Homer kennen.

Denn auch diese sind, wenigstens in der Gestalt, wie sie uns vorliegen, nicht Schöpfungen der freien

Dichterphantasie, sondern Ergebnisse einer mühsam sammelnden und vergleichenden wissenschaftlichen Forschung. Dass es aus den Fragmenten wunderbar schöner Dichtungen zusammengesetzt ist, beeinträchtigt nicht den durch und durch gelehrten Charakter, den das griechische Epos als Ganzes an sich trägt.

Was die fahrenden Sänger sangen, hielt man für die Urgeschichte des griechischen Volkes. Sobald daher jenes wissenschaftliche Zeitalter des sechsten Jahrhunderts begann, regte sich das Bedürfnis, sie nicht nur in unzusammenhängenden Fragmenten kennen zu lernen, sondern den ganzen Stoff zu einem grossen abschliessenden Geschichtswerk zusammenzufassen. Bei dieser Sammlung und Sichtung des Epos übernahm Athen die Führerrolle. Etwa um dieselbe Zeit, wo in Böotien die Hesiodische Encyklopädie entstand, erliess Solon ein Gesetz, dass die Rhapsoden, die bei den attischen Festen auftraten, ihre Lieder in der Weise vortragen müssten, dass jeder folgende dort anknüpfe, wo der vorhergehende abgebrochen habe. Mit der Weltschöpfung sollte man beginnen und dann von Fest zu Fest den ganzen Sagenstoff in chronologischer Folge heruntersingen, so weit er eben reichte. Auf diese Art gelangte man bis zum Tode des Odysseus; denn über ihn hinaus bis in die historische Epoche fortzuschreiten, verbot sich durch die Natur der Überlieferung. Die Heroen des Mythus hatte teils der Volksmund, teils die genealogische Spekulation alle zu einander in Beziehung gesetzt. Die Väter der Helden, die vor Troja lagen, hatten teils an der Argonautenfahrt, teils am Kriege der Sieben teilgenommen; Diomedes hatte Theben erobern helfen, ehe er vor Ilion zog; zwischen den Trojanischen Kämpfen und den Schicksalen des Herakles schlug Philoktet die Brücke. Dagegen standen die Namen, welche der wirklich historische

Gesang feierte, alle ganz vereinzelt da; jedes Lied schilderte nur ein Ereignis, und dieses schien ausser jeder Verbindung mit denjenigen zu stehen, die in den anderen besungen wurden. Sie cyklisch aneinander zu reihen, war also ganz unmöglich; wo für uns die Geschichte beginnt, hörte für Solon ihr organischer Zusammenhang auf. Denn was er schuf, sollte ja ganz im Sinne jener lehrhaften Epoche eine Art von geschichtlichem Volksunterricht sein, der jedem Athenischen Bürger die Möglichkeit bot, im Laufe des Kirchenjahres einen vollständigen und abgeschlossenen Kursus historischer Vorträge in poetischer Form anzuhören.

Anfangs mochte man glauben, die altgewohnten Lieder der Rhapsoden würden für den Zweck genügen, sobald sie nur nicht, wie bisher, wirr durcheinander, sondern in der vorgeschriebenen Reihenfolge abgesungen würden. Aber bei der Probe musste man sich bald überzeugen, dass sie so ganz ohne Weiteres denn doch nicht zusammenpassten. Schon welches die chronologische Folge sei, wird vielfach zweifelhaft gewesen sein; ausserdem griffen die verschiedenen Lieder in so mannigfacher Weise in einander über und enthielten oft Widersprüche so grober Art, dass sie selbst dem flüchtigsten Hörer in die Augen fallen mussten. Um diesen Übelständen abzuhelfen, machte man sich in Athen daran, ein zusammenhängendes Epos vom Anfang der Welt bis auf den Tod des Odysseus für jene fortlaufenden Vorträge herzustellen. Da dieselben auf ein Gesetz Solons zurückgingen, wollen wir es den Solonischen Cyklus nennen, obgleich es keineswegs feststeht, dass seine Abfassung noch von Solon selbst angeordnet ist. Zunächst wurde dafür ein festes chronologisches Schema geschaffen, das aber nicht nach Generationen, sondern nach Jahrzehnten geordnet war, eine Rechnung, die in Folge dessen die ganze Sagen-

geschichte durchzieht. Zehn Jahre kämpfen die Götter gegen die Titanen, zehn Jahre nach der Niederlage der Sieben erobern die Epigonen Theben, zehn Jahre nach dem Raube der Helena beginnt der Trojanische Krieg, zehn Jahre währt er, und nach seiner Beendigung vergehen wieder zehn Jahre, ehe Odysseus in seine Heimat zurückkehrt. An dem Faden dieser Zeitbestimmungen wurde dann die Erzählung aufgereiht, wobei man sich zwar nach Möglichkeit der vorhandenen Lieder bediente, aber auch nicht davor zurückscheute, einzelne Teile derselben frei umzudichten und grosse Stücke neu hinzuzufügen. Trotzdem betrachteten sich diejenigen, welche diese Arbeit ausführten — denn ohne jeden Zweifel sind mehrere Hände daran thätig gewesen —, nicht als Dichter, sondern nur als Redaktoren der vorliegenden Gesänge. Diese waren seit Jahrhunderten in den Sängerschulen mündlich fortgepflanzt, und mochte ein Rhapsode den überkommenen Stoff auch noch so kühn umgestaltet haben, der Kern seiner Gesänge beruhte doch auf der Überlieferung seines Meisters. Er konnte sich also nicht für ihren selbständigen Schöpfer ausgeben; und hätte er es gethan, so wäre dadurch ihre Wirkung nur verringert worden. Denn was sich als das Werk eines uralten Sängers gab, der den Trojanischen Krieg selbst noch miterlebt hatte, genoss natürlich einer viel grösseren Autorität, als wovon man wusste, dass es von gestern auf heute entstanden war. Die epischen Lieder waren daher sämtlich anonym, oder vielmehr sie gingen in den jonischen Städten unter dem Namen des Homeros, der ursprünglich, gleich Orpheus, ein Gott des Gesanges gewesen war, aber ganz in derselben Weise, wie seine Helden, aus dem Olymp auf die Erde hatte herabsteigen müssen. So benannte man denn den ganzen Cyklus nach demjenigen Dichter, welchem man die einzelnen

Teile, aus denen er entstanden war, zuzuschreiben pflegte, und wie die böotische Sammlung von Lehrgedichten in ihrer Gesamtheit dem Hesiod beigelegt wurde, so die epische Sammlung der Athener dem Homer.

Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts war die Arbeit vollendet und erhob jetzt den Anspruch, die ganze Homerische Poesie, d. h. die ganze epische Überlieferung, vollständig zu umfassen. Aber bald nahm man wahr, dass man von diesem Ziele noch weit entfernt war. Denn immer wieder kamen Sänger aus der Fremde nach Athen und trugen dort Lieder vor, die gleichfalls für Homerisch galten und gleichfalls von den Thaten des Jason und Herakles, des Agamemnon und Odysseus handelten; aber so nahe sich ihr Inhalt auch mit dem des attischen Cyklus berührte, fast jedes enthielt doch kürzere oder längere Episoden, die in diesem noch fehlten. Da beschloss Peisistratos, der unterdessen die Herrschaft in Athen errungen hatte, das schon abgeschlossene Werk wieder aufzunehmen und die Vollständigkeit, die es erstrebt, aber nicht erreicht hatte, jetzt endlich herbeizuführen. Er liess daher die Lieder, deren er habhaft werden konnte, schriftlich sammeln und, was sie Neues enthielten, in den Cyklus einschieben.

Diese Peisistratische Arbeit war von der Solonischen, die ihr vorausgegangen war und zu Grunde lag, sehr verschieden, obwohl beide sich in der Hauptsache das gleiche Ziel gesteckt hatten. Beide Kommissionen bildeten sich ein, das Werk eines Dichters aus seinen Trümmern wieder herzustellen, und so seltsam uns dies auch scheinen mag, sie hatten einigen Grund zu jener Meinung. Denn der ganze epische Gesang war ja doch von demselben Geiste durchdrungen und zeigte unverkennbar einen gewissen inneren Zusammenhang. Zwar dichteten viele Rhapsoden an demjenigen, was sie bei ihren Meistern

auswendig gelernt hatten, selbständig weiter; aber bei allen Zöglingen derselben Schule war doch der übernommene Kern immer der gleiche. Daneben werden auch die Jünger verschiedener Lehrer schon aus Brotneid sorgfältig auf einander geachtet haben, und wenn einer bemerkte, dass ein Lied seines Konkurrenten auf die Zuhörer ganz besondere Wirkung übte, bildete er es gewiss so getreu wie möglich nach. Infolgedessen fand sich in allen epischen Gesängen, die ganz oder teilweise denselben Gegenstand behandelten, neben grossen Verschiedenheiten auch nicht minder grosse Übereinstimmung, ja oft mögen lange Stücke wörtlich gleich gelautet haben. So ist es denn nicht zu verwundern, dass man, um ein Beispiel zu wählen, die zahlreichen Lieder von der Heimkehr des Odysseus, die man singen hörte, alle für Schöpfungen desselben Dichters hielt. Denn welche davon man auch mit einander verglich, immer fand man Teile, die genau übereinstimmten und thatsächlich die gleiche Dichtung waren; was das eine Lied mehr bot als das andere, konnte man in diesem für ausgelassen halten; andere Abweichungen liessen sich aus der Entstellung erklären, die eine lange mündliche Tradition naturgemäss mit sich brachte. Die Heimkehr des Odysseus aber hing mit seinen Irrfahrten untrennbar zusammen, diese mit der Eroberung Troja's. Einige Heroen, die vor Ilion gekämpft hatten, waren auch an dem Zuge der Epigonen gegen Theben beteiligt gewesen, und dieser wiederum war nur eine Fortsetzung des Krieges der Sieben und der Schicksale des Oedipus. So knüpfte immer ein episches Lied an das andere an, und in der Form waren die Gemeinsamkeiten noch augenfälliger als im Stoffe. Es war also durchaus nicht ganz absurd, wenn man in ihnen die Hand desselben Dichters zu erkennen meinte und es dann auch unternahm, sein Werk aus den Trümmern

der Überlieferung, wie sie die Gesänge der Rhapsoden zu bieten schienen, zur ursprünglichen Einheit und Vollständigkeit zurückzuführen.

Wollen wir die Verschiedenheit der Methoden, welche die Beauftragten des Solon einerseits, des Peisistratos andererseits bei dieser Arbeit befolgten, kurz bezeichnen, so werden wir sagen dürfen, dass jene sich mehr von historischen, diese mehr von philologischen Gesichtspunkten leiten liessen. Die ältere Kommission wollte nur den Stoff des epischen Gesanges einheitlich zusammenfassen, die jüngere auch seine Form möglichst getreu bewahren. Jene stützte sich zwar auch auf die Lieder der fahrenden Sänger und nahm Vieles daraus wörtlich herüber, liess sich aber dadurch in der freien dichterischen Gestaltung nicht beirren; diese arbeitete fast ausschliesslich mit Schere und Kleister. Sie leimte Fragmente der Lieder, die ihr Sammelfleiss vereinigt hatte, gewissenhaft aneinander, liess nur dasjenige aus, was in gar zu grellem Widerspruch mit dem Aufgenommenen stand, und fügte nichts selbständig hinzu ausser solchen kleinen Flicken, wie sie zur Verknüpfung der disparaten Stücke unentbehrlich waren. Zum Teil hing dieser Unterschied wohl damit zusammen, dass die Solonische Kommission sich wahrscheinlich noch der mündlichen Tradition bediente, die Peisistratische sicher schon die Schrift anwandte. Denn Lieder, die man nur im Ohre trägt, wird man, wenn man sie in einem neuen Zusammenhange reproducieren soll, ganz unwillkürlich freier behandeln als Manuscripte, an deren schwarz auf weiss überlieferten Wortlaut man sich gebunden fühlt.

So entstand gegen Ende des sechsten Jahrhunderts der erste geschriebene Homer als ein quasihistorisches Epos von gewaltigem Umfange, das den ganzen Mythenstoff von der Entstehung der Götter bis auf den Tod

des Odysseus zu scheinbarer Einheit zusammenfasste. In Wirklichkeit war es nur eine ungeheure Fragmentensammlung, von gelehrter Hand veranstaltet, die das Publikum über ihren Mangel an Einheitlichkeit nicht lange täuschen sollte. Die Kommission wollte zwar alle Widersprüche beseitigen; aber erstens vertrug sich dies schlecht mit der andern Aufgabe, die ihr gestellt war, von dem epischen Stoffe so wenig wie möglich untergehn zu lassen; zweitens waren an den verschiedenen Teilen des Cyklus ja auch verschiedene Männer thätig, von denen einer die Intentionen des anderen nicht immer verstand und berücksichtigte. So entdeckte denn selbst die ungeschulte Kritik des fünften Jahrhunderts, dass das ganze Werk unmöglich demselben Dichter angehören könne. Ein Teil nach dem andern wurde dem Homer abgesprochen, und endlich blieben ihm nur noch Ilias und Odyssee, weil diese sich in ihrem Inhalt so wenig berührten, dass sachliche Widersprüche zwischen ihnen kaum hervortreten konnten. Denn ausschliesslich diese, nicht etwa formelle Gründe, bestimmten noch das Urteil der Alten über Echtheit oder Unechtheit der einzelnen Stücke; ihre Kritik war also viel mehr historisch als philologisch.

Dies änderte sich in Alexandrinischer Zeit. Dass der epische Cyklus mit Ausnahme der beiden Stücke desselben, die man Ilias und Odyssee nannte, nicht von Homer sei, galt damals schon für eine ausgemachte Sache. Man hielt seine Verfasser für jüngere Fortsetzer des Homer und hatte auch für jeden von ihnen glücklich einen Namen gefunden, der freilich bei den meisten noch für kontrovers galt. Auf Grund dieser vermeintlichen Resultate wurde dasjenige, was man jetzt als den „echten“ Homer betrachtete, genauer durchforscht. Man untersuchte seine Sprache, seine religiösen und Kulturan-

schauungen, und das Ergebnis dieser intimeren Studien war, dass man auch innerhalb der Ilias und Odyssee eine Menge Widersprüche fand, nicht ganz so arg wie diejenigen, welche früher zur Abtrennung der anderen Teile des Cyklus geführt hatten, aber doch im Wesentlichen von gleicher Art. Man half sich auch hier in der alten Weise, indem man bald einzelne Verse, bald auch grössere Stücke, wie den Schluss der Odyssee und einen Teil der Unterweltsfahrt, für unecht erklärte. So entstand die Homerische Frage, die bis auf den heutigen Tag noch nicht endgültig gelöst ist; doch beansprucht sie trotzdem, oder richtiger gerade deshalb, in der Geschichte der Wissenschaft eine Bedeutung, wie wenig andere Probleme, die den Menschengeist beschäftigt haben. Denn an ihr hat sich die ganze antike Philologie ausgebildet, und auch die moderne hat von diesem Punkte aus Anstösse empfangen von einer Wirksamkeit, deren Umfang sich noch gar nicht überschauen lässt. Mit der Philologie aber ist die echte Geschichtsforschung immer Hand in Hand gegangen; auch sie hat daher naturgemäss von ihren ersten Anfängen bis auf den heutigen Tag an dasjenige angeknüpft, was man im frühesten Altertum Homer nannte, d. h. zuerst an den epischen Gesang, dann an den geschriebenen epischen Cyklus.

Drittes Kapitel.

Die Logographen.

„Hekataios von Milet redet also: Dies schreibe ich, wie ich es für wahr halte; denn von den Sagen der Hellenen sind, wie es mir scheint, viele lächerlich.“ So begann das erste wirkliche Geschichtswerk, das in griechischer Sprache geschrieben ist. Die grosse Zeit der Perserkriege hatte es ins Leben gerufen, und sein Verfasser war ein Mann aus dem höchsten Adel der jonischen Metropole, der schon durch seine Geburt recht in den Mittelpunkt der politischen Bewegung gestellt war und seine Weltkenntnis durch ausgedehnte Reisen erweitert hatte. Gleich seine ersten Worte verkündigten die strengste Kritik an den Sagen der Griechen, wie sie sich im Epos niedergeschlagen hatten. Eine wissenschaftliche Reaktion gegen die poetisch entstellte Überlieferung war die Seele des Werkes, und schon in seiner äusseren Form prägte sie sich aus.

Die moderne Terminologie pflegt den Hekataios und seine nächsten Nachfolger unter dem Namen der Logographen zusammenzufassen. Das Wort bedeutet nichts Anderes als Prosaschreiber; es bezeichnet also nur eine Eigenschaft ihrer Werke, die sie mit fast allen späteren Geschichtschreibern gemein haben. Trotzdem ist es nicht schlecht gewählt; denn dass Hekataios den Übergang von der poetischen Behandlung des historischen Stoffes zur schlichten Prosa zuerst vollzog, ist höchst charakteristisch für ihn und seine ganze Schule. Der epische

Vers war darauf berechnet, laut abgesungen zu werden, und das Publikum, das sich auf dem Markt um den Rhapsoden sammelte, bildete meist eine sehr gemischte Gesellschaft: die Prosa wollte gelesen sein, wandte sich also nur an diejenigen, welche der Schrift kundig waren, damals noch ein kleiner und gewählter Kreis. Zuerst hatten die Philosophen diese aristokratische Form angewandt, weil sie ihre schwer verständliche und zugleich etwas gottlose Weisheit den Ohren des Pöbels fernhalten wollten. Wenn jetzt die Geschichtschreibung ihrem Beispiel folgte, so bedeutete dies, dass sie mit voller Absicht aufhörte, populär zu sein, um dafür eine desto strengere Wissenschaftlichkeit zu pflegen. Es war die letzte schroffste Konsequenz jener gelehrten Richtung, die schon seit dem Beginn des sechsten Jahrhunderts die Geister der Hellenen beherrscht hatte. Da der Vers die einzige Form der Rede war, die bis dahin eine künstlerische Ausbildung erfahren hatte, so bedeutete der Verzicht auf die poetische Form, dass man nicht mehr schön, sondern nur noch belehrend schreiben wollte. Und mit dem Hexameter fiel auch die epische Kunstsprache und machte der schmucklosen Mundart Platz, die in der Vaterstadt des Hekataios gesprochen wurde. Freilich war dies jonische Griechisch dem Homerischen nahe genug verwandt, um von allen Stämmen, die dem epischen Gesange zu lauschen gewohnt waren, ohne Mühe verstanden zu werden.

Auch die geographische Disposition des Stoffes, die Hekataios zuerst einführte und auf die übrigen Logographen vererbte, schlug jeder künstlerischen Einheit ins Gesicht, war aber dafür sehr geeignet, nichts von den kostbaren Notizen, die mühevoll auf weiten Reisen gesammelt waren, untergehn zu lassen. Sie diente also gleichfalls auf Kosten der Schönheit dem rein wissen-

schaftlichen Interesse der Vollständigkeit. Denn in eine ästhetisch wirksame Geschichtserzählung liess sich eben nur dasjenige einordnen, was in irgend einem Zusammenhange mit dem Vorhergehenden und Folgenden stand; zählte man dagegen alle Landschaften und Städte in ihrer geographischen Folge auf und berichtete bei jeder einzelnen alle Thatsachen, die man über sie wusste, so konnte jede Nachricht, mochte sie noch so vereinzelt sein, eine passende Stelle finden.

Schon in den ältesten epischen Gesängen war jene enge Verbindung zwischen Geographie und Geschichte geschlossen worden, die sich in Hekataios fortsetzte und auch später die antike Historiographie bis in ihre letzten Ausläufer bestimmen sollte. Die Rhapsoden waren eben fast alle fahrende Leute, „die vieler Menschen Städte gesehn und Sitte gelernt“ hatten. Wie sie auf ihren Reisen die politischen und kriegerischen Neuigkeiten auflasen, um sie sagend und singend weiterzuverbreiten, so bekümmerten sie sich auch um Naturwunder, merkwürdige Bauwerke und ethnographische Eigentümlichkeiten und fanden für diese Schilderungen überall ein dankbares Publikum. Gleich den böotischen Lehrgedichten und dem epischen Cyklus der Athener hat man im sechsten Jahrhundert auch eine versifizierte Beschreibung der Pontusländer zu Papier gebracht, deren angeblicher Dichter Aristeas ein eben solches Fabelwesen war wie Homer. Ohne jeden Zweifel war auch sie nach den Gesängen fahrender Rhapsoden aufgezeichnet worden, und ähnliche geographische Gedichte wird es gewiss über die meisten andern Länder der damals bekannten Welt gegeben haben. Auch das Homerische Epos enthält Stücke, deren Inhalt nur den Zweck verfolgt, geographisch zu belehren. Der Schiffskatalog der Ilias will kaum etwas Anderes sein, als eine Aufzählung aller bedeutenderen

Städte Griechenlands, und derjenige Teil des Cyklus, welcher dem Zorn des Achill unmittelbar vorausging, schloss mit einem Katalog der Troischen Bundesgenossen, der jedenfalls ganz in derselben Weise eine Übersicht über die Völker des Orients gewährte, so dass die beiden Verzeichnisse einander ergänzten. Aber dies waren nur Episoden; der Stoff war in seiner Ganzheit nicht geographisch gegliedert, sondern die vermeintliche Urgeschichte von Hellas in ein grosses Gesamtbild zusammengefasst. Hekataios riss es wieder auseinander und machte aus der allgemeinen Weltgeschichte, die er bieten wollte, eine Summe von Spezialgeschichten einzelner Städte und Reiche, die nur dadurch verbunden waren, dass die örtlich benachbarten auch in dem Buche zusammenstanden. Denn sein Hauptwerk war eine Erdbeschreibung; darin waren die Städte, Gebirge und Flüsse verzeichnet, die Volkssitten und die Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst geschildert, aber auch bei jedem Volke seine Abstammung, bei jeder Stadt ihre Gründungsgeschichte erzählt und dann alles Weitere hinzugefügt, was aus ihren späteren Schicksalen bemerkenswert erschien. Ein Grund dafür, dass Hekataios die Geschichte so wunderlich in die Geographie einschachtelte, lag jedenfalls in der Natur seiner Quellen. Denn da er die lokalen Traditionen auf seinen Reisen sammelte und sich zum grossen Teil auf versifizierte Lokalgeschichten, gleich der Korinthischen des Eumelos, stützen musste, so lag es für ihn sehr nahe, den Stoff in derselben Weise örtlich zu gruppieren, wie er ihn vorgefunden hatte. Gleichwohl hätte er sich kaum entschlossen, seine Darstellung so heillos zu zersplittern, wenn er nicht auf jede künstlerische Wirkung mit vollem Bewusstsein verzichtet hätte. Nach Schönheit mochten die Verseschmiede streben, die das Volk bisher mit ihren

Märchen betrogen hatten: sein Werk sollte nur der strengen Wahrheit dienen.

Also die Sagen der Hellenen waren lächerlich, und Hekataios wusste es besser. Prüfen wir an einem Beispiel, welcher Art dies Besserwissen war. Bekanntlich erzählte man, dass Herakles auf Befehl des Eurystheus zu Hades, dem Beherrscher der Todten, hinabgestiegen sei und den Höllenhund zurückgebracht habe; auf dem Vorgebirge Tainaron zeigte man dem Hekataios noch die Höhle, die dem Zeussohne als Eingang zur Unterwelt gedient haben sollte. Wie konnte man nur solchen Unsinn glauben? Jeder aufgeklärte Mann, der die Segnungen der neuen Philosophie genossen hatte, wusste ja längst, dass es unter der Erde gar keine Götter gebe; auch ging die Höhle gar nicht so tief in den Berg hinein. Daraus folgte aber nicht etwa, wie wir heutzutage schliessen würden, dass die ganze Geschichte mythische Erfindung war. Dass Herakles eine historische Persönlichkeit sei, bezweifelte ja kein Mensch; wie die Schicksale des Jason und Oedipus, Achill und Odysseus, so waren auch seine Thaten zwar abergläubisch missverstanden und poetisch ausgeschmückt, aber in der Hauptsache doch wahr. Es galt also nur, diesen wahren Kern aus seiner Umhüllung zu schälen, und das brachte Hekataios folgendermaassen zu Stande. In jener Höhle hatte eine böse Schlange gehaust, deren Gift unfehlbar tötete. Da nun ihr Biss Jeden, den er traf, zur Hölle beförderte, und dass Beissen auch zu den Eigentümlichkeiten der Hunde gehört, so nannte man sie den Höllenhund. Dies gefährliche Tier hatte der tapfere Herakles lebendig gefangen und zu Eurystheus gebracht. Es war also ein ganz natürliches und durchaus glaubwürdiges Ereignis gewesen, welches das Volksgeschwätz, durch den Namen des Höllenhundes irre geführt, zu jener

lächerlichen Fabel umgestaltet hatte. — So war die Kritik beschaffen, die Hekataios mit stolzen Worten gleich im Eingange seines Geschichtswerkes angekündigt hatte!

Diese Umdeutung der alten Göttersage in scheinbar Mögliches, das dann sogleich für zweifellose Wirklichkeit erklärt wird, mag uns lächerlich erscheinen; doch sollen wir nicht verkennen, welchen Fortschritt seinen Vorgängern gegenüber selbst die Fehler des Hekataios darstellen. Zwar waren schon manche der alten Rhapsoden von zweifelsüchtigem Rationalismus nicht ganz freizusprechen gewesen. Wenn in der Ilias Zeus und Hera sich zanken und der lahme Hephaistos unter dem unauslöschlichen Gelächter der Götterversammlung mit der Weinkanne von Platz zu Platz hinkt, um in der erlauchten Gesellschaft Frieden zu stiften, oder wenn der Vater der Götter und Menschen von seinem listigen Gespons durch ganz raffinierte Koketterie betrogen wird, so merkt man deutlich genug, dass dem Sänger der Schalk im Nacken sitzt und dass er den hehren Chor der Unsterblichen mit sehr unehrerbietiger Ironie behandelt. Aber regte sich die Kritik auch schon im Stillen, so war sie doch niemals klar ausgesprochen, sondern höchstens durch den lustigen Ton der Erzählung angedeutet worden. Auch die Gelehrten, welche die genealogischen Dichtungen verfassten und die Kommissionen des Solon und Peisistratos zusammensetzten, hatten nie an dem Überlieferten zu rütteln gewagt. Nur wo in dem Epos selbst gar zu handgreifliche Widersprüche hervortraten, hatte man schüchterne Ausgleiche versucht, die sich immer in den Bahnen der konziliatorischen Kritik bewegten. Dem gegenüber stellte sich Hekataios zum ersten Mal drei Aufgaben, welche die historische Forschung noch heute zu erfüllen strebt:

erstens die Trübungen der Überlieferung als solche nachzuweisen, zweitens zu erklären, wodurch sie entstanden sind, drittens durch ihre Beseitigung die thatsächliche Wahrheit zu erschliessen. Er war also auf dem Wege zu einer ganz richtigen Methode, nur wandte er sie auf Gegenstände an, die jede quellenmässige Behandlung ausschlossen. Aber dieser Tadel trifft nicht ihn persönlich, sondern die Anschauungen seiner ganzen Zeit.

Die hohe wissenschaftliche Bedeutung des Mannes ergiebt sich wohl am deutlichsten daraus, dass während der ganzen Dauer des Altertums kein einziger Forscher der rationalistischen Sagenkritik, die er in die Geschichtschreibung einführte, prinzipiell widersprochen hat. An einzelnen ihrer Ergebnisse mochte man zweifeln; aber die Methode als solche ist von allen antiken Historikern ohne jede Ausnahme anerkannt worden. Ein Fortschritt auf diesem Gebiete ist nur insofern zu verzeichnen, als sie in immer weiterem Umfange angewendet wurde. Als man Alexander den Grossen unter die Götter erhob und dann die meisten seiner Diadochen der gleichen Ehre teilhaftig wurden, da regte dies sogar einen findigen Kopf zu dem Gedanken an, die ganze Mythologie aus solchen Apotheosen sterblicher Menschen zu erklären, und auf diese Weise in Geschichte umzudeuten. Der Mann, der etwa um 300 v. Chr. lebte, hiess Euemeros von Messene, und die „heiligen Aufzeichnungen“, wie er sein Werk nannte, sind von dem späteren Altertum nicht etwa verlacht worden, sondern galten immer, trotz mancher Zweifel im Einzelnen, als ein höchst glaubwürdiges Ergebnis ernster wissenschaftlicher Forschung. Als die römische Literatur entstand, waren sie eins der ersten griechischen Bücher, die ins Lateinische übersetzt wurden, und der sich dieser Arbeit unterzog, war kein

Geringerer als Quintus Ennius, der grösste Dichter des republikanischen Rom. Und selbst als das römische Reich schon seinem Untergange zuwankte, galten die trockenen Phantastereien des Euemeros noch immer als wohlbeglaubigte Geschichte und wurden von den christlichen Schriftstellern weidlich ausgenutzt, um aus ihnen Waffen in ihrem Kampfe gegen das Heidentum zu schmieden.

Wenn die rationalistische Sagenkritik des Hekataios wegweisend für das ganze Altertum geworden ist, so hat er in einer anderen Beziehung nur Keime gepflegt und grossgezogen, die schon in den poetischen Geschichtserzählungen der früheren Zeit massenhaft zerstreut waren; aber er hat es so systematisch und methodisch gethan, dass er auch auf diesem Gebiete als Bahnbrecher gelten darf. Die Ätiologie, d. h. die Lehre von den Ursachen der Dinge, ist ja noch heute der Kern und Zielpunkt jeder wissenschaftlichen Forschung. Natürlich hat sie auch in den historischen Studien der Griechen und Römer den ihr gebührenden Platz eingenommen, dabei aber eine so eigentümliche Ausbildung erfahren, dass es unvermeidlich ist, hier näher darauf einzugehen.

Jeder regsame Geist, mag er auch noch so wenig ausgebildet sein, wird bei Erscheinungen, die ihm auffällig sind, den Drang in sich fühlen, nach den Ursachen ihrer Entstehung zu forschen. Lebt er in einem naiven Zeitalter, so wird er die Erklärung lieber in einem persönlichen Urheber als in einem sachlichen Grunde finden; denn da man sich selbst und seinesgleichen am besten versteht oder zu verstehen meint, so ist der Naturmensch sehr geneigt, sich Alles dadurch zu verdeutlichen, dass er es vermenschlicht. Sieht er den Blitz niederfahren, so erkennt er darin das Geschoss eines Wesens, das

stärker und mächtiger als er selbst, aber sonst ihm sehr ähnlich ist. In der Sonne erblickt er das Rad eines feurigen Wagens oder den goldenen Rundschild eines göttlichen Helden, im Monde mit seiner wechselnden Scheibe das Gewebe, das eine himmlische Frau immer wieder spinnt und auftrennt. So hat die ganze Mythologie ihren Ursprung in ätiologischen Spekulationen; der Drang nach Verstehen und Wissen hat sie hervorgebracht. So wenig sie mit der Wissenschaft zu thun hat, ist sie doch schon ein Ergebnis des wissenschaftlichen Triebes, wie er sich zuerst im Menschen regt.

Von den Naturerscheinungen wendet sich dieser Trieb den historischen zu, bethätigt sich aber auch hier zunächst noch mit besonderer Vorliebe auf dem religiösen Gebiete. Namentlich sind es berühmte Heiligtümer, nach deren Entstehung man fragt, und dann pflegt in der Regel der Gott selbst für ihren Gründer ausgegeben zu werden. Ein sehr charakteristisches Beispiel dieser Art hat uns die Odyssee erhalten. Tief im innern Epirus lag eine Kultstätte, an der Poseidon und Odysseus gemeinsam verehrt wurden. Dass man im Binnenlande, fern von jeder Berührung mit der See, doch den Meergott anbetete, erschien auffällig, und man erfand dazu die bekannte Erklärung. Odysseus hatte den Zorn des Poseidon auf sich geladen und forschte bei dem berühmten Seher Teiresias, wie er ihn sühnen könne. Da ward ihm der Auftrag, ein Ruder auf die Schulter zu nehmen und ins Land hineinzuwandern, bis er zu Leuten komme, die vom Meere nichts wüssten und ihre Speisen ohne Salz genössen. Dafür solle es ihm ein Zeichen sein, wenn ein Begegnender das Ruder für eine Worfschaufel halte. An der Stelle, wo ihm dies widerfahre, solle er es in die Erde stossen und dem feindlichen Gotte einen Kult gründen. Diese Erzählung ist durchaus typisch für

die ganze ätiologische Gattung, namentlich auch insofern, als sich hier durch die Umdeutung des Gottes Odysseus in einen sterblichen König auch schon der Übergang aus dem Mythischen in das scheinbar Historische vollzogen hat. Gegen diese Form des Berichtes hätte die Kritik eines Hekataios gar nichts einzuwenden gefunden, und jedenfalls haben seine Werke vieles ganz Ähnliche enthalten.

Nächst den Heiligtümern heftete sich das Interesse namentlich an zwei Fragen: erstens, wie waren die einzelnen Städte und Völker entstanden? zweitens, woher hatten sie ihre Sitten und Errungenschaften der Kultur? Daraus ergaben sich die beiden Hauptzweige der ätiologischen Forschung, die Gründungen (κτίσεις) und die Erfindungen (εὑρήματα), die schon in der epischen Dichtung ihre Rolle gespielt haben. Z. B. erzählt der Homerische Hymnus auf Hermes von der Erfindung der Leier, und dass alle die versifizierten Lokalgeschichten ausführlich bei der Gründung ihrer Stadt verweilten, würde sich ganz von selbst verstehen, auch wenn es bei Eumelos nicht ausdrücklich überliefert wäre. Im weitesten Umfang aber sind diese Studien von Hekataios aufgenommen und von den übrigen Logographen fortgesetzt worden, ja wenn wir ihren Fragmenten trauen dürfen, muss die Ätiologie dreiviertel ihrer Bücher ausgefüllt haben.

Unter den Entstehungsgeschichten der griechischen Städte giebt es eine beträchtliche Anzahl, die wirklich historisch sind, und in diesem Falle kann sogar das Jahr der Gründung meist für wohlbeglaubigt gelten. Denn in den Kolonien, die seit dem achten Jahrhundert ausgesandt wurden, hatte man wohl schon von Anfang an Verzeichnisse der jährlich wechselnden Magistrate geführt, an denen sich die Jahre, welche das Alter der Stadt ausmachten, ohne Schwierigkeit abzählen liessen.

Anders stand es natürlich mit denjenigen Städten, deren Ursprung im grauen Altertum verschwand; aber wo man keine Gründungsgeschichten fand, da erfand man sie. In der Regel hatte hier schon die Volkssage vorgearbeitet, aber wo Lücken blieben, da trat die Wissenschaft ein, und beide verfuhren dabei nach derselben festen, klar ausgebildeten Methode. Die sicherste Grundlage schien sich den Hypothesen darzubieten, wenn man irgendwo auf eine Namensähnlichkeit stiess. So zweifelte Keiner, dass das etruskische Cortona eine Kolonie des kretischen Gortyna sein müsse, obgleich es tief im Binnenlande lag, also eine Besiedelung von der Insel aus, die doch jedenfalls nur zu Wasser hätte stattfinden können, sehr unwahrscheinlich war. Durch den Namen von Caieta (jetzt Gaëta) wurde man an Aietes erinnert, jenen mythischen Beherrscher von Kolchis, dem Jason das goldene Fliess geraubt hatte; folglich mussten die Argonauten den Ort gegründet und Medea ihn nach ihrem Vater benannt haben. Denn da die Phantasie der Geschichtschreiber mit den Stoffen des Epos erfüllt war, gehörte auch das zur Methode, die Gründungen der ältesten Zeit, wenn irgend möglich, an einen der mythischen Wanderer, Jason oder Herakles, Odysseus, Diomedes oder Aeneas, anzuknüpfen. Und sowohl dieses als auch die Ableitung der Entstehungsgeschichte aus dem Namen der Stadt hat nicht nur das Altertum, sondern auch noch das ganze Mittelalter hindurch gegolten. So stand es fest, dass die französische Stadt Troyes eine Kolonie von Troja sei, und als Gründer von Paris galt selbstverständlich Paris, der Sohn des Priamos. Natürlich ging man dann auch weiter und erfand nach den Namen der Städte und Völker ihre eponymen Heroen. Die Hellenen stammten von Hellen ab, die Aeoler und Dorer, Achäer und Joner von seinen Söhnen und Enkeln, Aiolos und Doros,

Achaios und Ion. Was von diesen und ähnlichen Geschichten Sage ist, was gelehrte Erfindung, lässt sich nur selten klar auseinanderhalten; auch kommt darauf sehr wenig an, da beide ganz in dem gleichen Sinne zusammenwirkten.

Neben den Namen wurden auch die Sitten zu Rate gezogen. Wenn man z. B. bei den Sabinern dieselbe schlichte Frömmigkeit, dieselbe Einsilbigkeit und kriegerische Tüchtigkeit wahrnahm, wie bei den Lakedämoniern, so machte man sie flugs zu Spartanischen Kolonisten. Hiermit treten wir schon auf das Gebiet der „Erfindungen“ hinüber; denn dieser Begriff wurde von den Alten viel weiter ausgedehnt, als wir ihn fassen. Nicht nur von jedem Werkzeug, jeder Kenntnis und Fertigkeit wollten sie die Entstehung erforschen, sondern auch von jeder Sitte, ja fast von jeder menschlichen Thätigkeit. Dabei gingen sie von ganz demselben Standpunkt aus, wie das erste Kindesalter der Völker den Naturerscheinungen gegenüber. Dahinter war man zwar gekommen, dass der Blitz kein Geschoss, die Sonne kein feuriger Wagen war, und die Philosophie mühte sich ab, physikalische Erklärungen dafür zu geben; aber wo es sich um menschliche Dinge handelte, da suchte man noch immer nicht so sehr nach der Ursache, wie nach dem Urheber, und war ganz zufrieden, wenn man einen scheinbar historischen Namen fand.

Was auf diesem Gebiete jahrhundertelange Spekulation ertüftelt hat, ist in der Naturgeschichte des Plinius, dort wo er von den wunderbaren Eigenschaften des menschlichen Geistes redet, übersichtlich zusammengestellt. Obgleich er in äusserster Kürze nur die Resultate gibt, füllt das Verzeichnis der Erfinder doch mehrere Seiten. Da erfahren wir nicht nur, wer zuerst ein Haus gebaut oder eine Stadt gegründet, Gesetze gegeben oder

die Sklaverei eingeführt hat, sondern auch wer zuerst Wasser in den Wein mischte, wer zuerst ein Tier tötete, und solche interessanten Thatsachen zu Hunderten. Die Methode, nach der diese merkwürdigen Ergebnisse gefunden sind, ist in der Regel klar genug. Zunächst suchte man in Literatur und Sage, wo ein Gegenstand zuerst erwähnt wurde, und machte dann denjenigen, mit dessen Namen er in Verbindung stand, frischweg zum Erfinder. Prometheus hatte als Erster einen Ochsen geschlachtet, weil er ja den Zeus um das Opferfleisch betrogen haben sollte; Danaos war der erste Schiffer gewesen, weil man ihn für den ältesten überseeischen Einwanderer in Griechenland hielt. Natürlich boten auch hier die Namensähnlichkeiten besonders geschätzte Handhaben dar. So gab es bei den Griechen ein Gefäss, das man Pheidon, „den Sparer", nannte, weil es die Flüssigkeiten nur tropfenweise abfliessen liess; der Inhalt desselben scheint zugleich als Hohlmaass gedient zu haben. Da nun ein Argivischer König thatsächlich gelebt hatte, der den Namen Pheidon führte, so wurde ihm zunächst die Erfindung jenes Hohlmaasses, später sämtlicher Maasse und Gewichte und endlich auch des Geldes zugeschrieben, weil dieses mit dem Gewicht im engsten Zusammenhange stand. In diesem Falle war der Namen historisch gegeben; besass man aber keinen derartigen Anhaltspunkt, so benannte man wohl auch den Erfinder nach dem Gegenstande, den er erfunden haben sollte. So führte man das Feuerschlagen auf Pyrodes zurück, d. h. der Feurige, das Weinmischen auf Staphylos, d. h. Traube, das Jochen der Rinder an den Pflug auf Buzyges, d. h. Ochsenjocher. Wie nach der allgemeinen Annahme die Städtegründer ihre Schöpfungen nach sich selbst benannt hatten, so auch die Erfinder. Dem Korinthos von Korinth, dem Maron von Maroneia entsprachen Pheidon und Buzyges ganz genau.

Der Auszug des Plinius bietet uns nicht viel mehr als eine Reihe nackter Namen, doch haben seine Vorgänger, die er excerpierte, sich natürlich auch über die Anlässe den Kopf zerbrochen, welche die Erfindungen hervorgerufen hatten. Wie frei man in dieser Beziehung seine Phantasie spielen liess, zeigt das Geschichtchen bei Herodot, das die Entstehung der Gesellschaftsspiele erklären soll. Die Lyder, so erzählt er, litten einst unter langen Missernten. Um nun die Zahl der fressenden Mäuler zu mindern, erfanden sie Brettspiel, Ball, Würfel und andere Spiele, mit denen sich die Hälfte des Volkes immer einen Tag lang ergötzen musste, während die andere Hälfte ass. Indem man so abwechselnd den einen Tag sich sättigte, den andern sich amüsierte und über dem Spiel das Essen vergass, hungerte man sich ganz vergnüglich volle zwölf Jahre durch.

Ein Gegenstand der Forschung, der in engster Beziehung zu den Erfindungen steht, sind dann die Übertragungen derselben von einem Volk auf das andere. Wo die Alten bei zwei Stämmen irgend etwas Gemeinsames wahrnehmen, da sind sie niemals auf die Erklärung gekommen, die uns heute als die naturgemässeste erscheint, dass nämlich ein gleicher Kulturzustand und gleiche Lebensbedingungen auch ganz unabhängig von einander entsprechende Erscheinungen hervorbringen können, sondern immer führen sie diese auf Entlehnung zurück. Natürlich werden dabei diejenigen Völker, welche man für jünger hielt, als die empfangenden, die älteren als die gebenden betrachtet; die Frage gewann daher grosse wissenschaftliche Bedeutung, welches Volk denn nun das allerälteste sei. Wie Hekataios erzählte, soll sich der ägyptische König Psammetich an ihre Lösung gemacht haben, und dies zwar in höchst eigentümlicher Weise. Er liess ein paar neugeborene Kinder in strengster Ab-

geschlossenheit durch Frauen aufziehen, denen er die Zungen hatte ausschneiden lassen, so dass ihre Pfleglinge kein menschliches Wort zu hören bekamen. Als sie nun im zweiten Lebensjahre standen, bemerkte man, dass sie den Eintretenden „beck, beck“ entgegenriefen und dabei die Hände ausstreckten. Der König beobachtete dies selber und liess dann bei allen ihm bekannten Völkern nachforschen, ob irgend eines davon ein ähnlich lautendes Wort besitze. Dabei stellte es sich heraus, dass bei den Phrygern βέκος „Brot“ bedeutete. Da folglich ihre Sprache der Ursprache der Menschheit am nächsten stand, hielt sie Psammetich für das älteste aller Völker. Ob die Geschichte wahr ist, wissen wir nicht; möglich ist sie ohne jeden Zweifel. Und was uns für unseren Gegenstand interessiert, sowohl Hekataios als auch Herodot betrachteten das Experiment des Königs als durchaus zweckentsprechend und sein Ergebnis als sehr dankenswerte historische Errungenschaft.

Auf die ätiologische Forschung hat sie freilich keinen grossen Einfluss ausgeübt; denn um die Phryger hat sich diese nicht zu viel gekümmert, sondern nur ganz im Allgemeinen das Prinzip befolgt, die Sitten und Erfindungen von Osten nach Westen wandern zu lassen, was ja auch in der That nicht unrichtig ist. Natürlich war man auch nicht in Verlegenheit, die Kanäle zu entdecken, durch welche sich jene Übertragungen vollzogen haben sollten. Für Griechenland benutzte man dazu meist die mythischen Einwanderer aus dem Orient, wie den Phönizier Kadmos oder den Ägypter Danaos; in Italien hat man teils an Aeneas und Odysseus, teils an die historischen Kolonisationen angeknüpft, oder wo solche sich nicht nachweisen liessen, erfand man sie. Wir haben schon gesehen, dass man in diesem Sinne die Sabiner zu Spartanischen Auswanderern gemacht hat, und einen der römischen

Könige, den Tarquinius Priscus, erklärte man für den Sohn eines vertriebenen Korinthers, nur um in seiner vermeintlichen Gesetzgebung eine Begründung für die vielen Ähnlichkeiten finden zu können, die man zwischen den Einrichtungen Roms und der griechischen Staaten entdeckt hatte.

Die Beispiele, welche wir hier für die ätiologischen Spekulationen der Alten zusammengestellt haben, waren nur zum kleinsten Teil dem Hekataios entlehnt; doch dass alle Späteren die Methode, die er teils aus Sage und Epos übernommen, teils selbständig weitergebildet hatte, ohne wesentliche Veränderung fortsetzten, lässt sich aus seinen Fragmenten mit Sicherheit beweisen. Auch auf diesem Gebiete war er bahnbrechend; denn unstreitig liegt in der konsequenten Durchführung jenes Strebens, alles Bestehende zu begreifen, indem man seinen Ursprüngen nachgeht oder, wo sie nicht überliefert sind, sie durch Kombination zu finden sucht, ein grosser wissenschaftlicher Fortschritt. Aber leider bedingt jede Vertiefung des historischen Denkens auch ein freieres Schalten mit dem gegebenen Quellenstoffe, von dem die Forschung doch immer ausgehen muss. Wer bis zu Anfang unseres Jahrhunderts eine Geschichte der älteren römischen Republik verfasste, der bot nicht viel mehr als eine Paraphrase des Livius; dagegen lässt es sich bei Niebuhr und Mommsen kaum noch erkennen, dass sie in der Hauptsache doch auch auf denselben Autor zurückgehen. Aber wenn bei ihnen die Quelle fast verschwindet, so tritt dafür das Bild der Zeit, die sie schildern wollen, nur um so leuchtender hervor, weil sie mit moderner Anschauungsweise und moderner Methode an den Stoff herangetreten sind. Bei den Alten hat die historische Forschung niemals ihre Kinderschuhe ausgetreten; wenn sie Kritik anwenden, ist daher die einzige Folge, dass die Über-

lieferung getrübt wird, ohne dass doch der Gegenstand selbst aufgehellt würde. Am besten wäre unseren Zwecken ja gedient, wenn das Material, welches die antiken Historiker benutzt haben, auch uns noch ganz roh und unverarbeitet vorläge. Da dies leider nicht der Fall ist, so sind diejenigen für uns die brauchbarsten, welche ihre Quellen am gedankenlosesten und folglich auch am treuesten abschreiben. Man bedenke, wie es um unsere Kenntnis der griechischen Mythologie bestellt wäre, wenn wir nichts Anderes davon wüssten, als was die rationalistische Sagenkritik eines Hekataios und Euemeros aus ihr gemacht hat! Nur dass minder kritische Geister uns die Mythen in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten haben, gewährt uns einen Einblick in das Wesen der griechischen Religion. Bei denjenigen Dingen aber, welche der wirklichen Geschichte angehören, tritt es nur zu oft ein, dass die älteste Form der Überlieferung durch die jüngeren völlig verdrängt ist, und diese pflegen dann um so schlechter zu sein, je selbstthätiger sie „kritisch“ ausgestaltet sind. So bedeutet fast jeder wissenschaftliche Fortschritt des Altertums für uns einen Verlust an unverfälschtem historischen Wissen. Hekataios hat die antike Geschichtschreibung in die Bahnen der Kritik geleitet und ist eben dadurch für unsere Forschung zum Manne des Verhängnisses geworden. Er denkt so klar und unabhängig wie wenige seiner Zeit, aber „er denkt zu viel; die Leute sind gefährlich“.

Nur in einer Beziehung haben auch wir ihm dankbar zu sein. Er hat von den Ereignissen, die er selbst erlebt hatte, einen Bericht hinterlassen und uns dadurch die Kenntnis einer der wichtigsten Epochen der griechischen Geschichte vermittelt. Denn dass seine Erzählung bis auf das eigene Leben des Verfassers herabgeführt war, halte ich für eine sichere Thatsache, und das zwar aus folgenden Gründen.

Vielleicht kennen noch einige meiner Leser die historischen Zeitromane des sogenannten Gregor Samarow, die bei ihrem Erscheinen grosses Aufsehen erregten, jetzt aber fast vergessen sind. In ihnen tritt mehrfach ein gewisser Regierungsrat Meding auf, der alles voraussieht und immer die besten Ratschläge giebt; doch weil sie nie befolgt werden, nimmt das Verderben dennoch seinen Lauf. Eine feine Nase hätte schon hieraus Witterung gewinnen können, dass jener Herr Regierungsrat dieselbe Person war, die sich unter dem Autornamen Gregor Samarow verbarg, was später ja auch allgemein bekannt wurde. Genau dieselbe Kassandrarolle spielt in der Geschichte des jonischen Aufstandes, wie sie uns bei Herodot überliefert ist, unser Hekataios. Da er an vielen anderen Stellen des Herodoteischen Werkes nachweislich benutzt ist, so kann man wohl mit Sicherheit behaupten, dass auch diese Erzählungen aus der gleichen Quelle herstammen. Denn von Ratschlägen, die ohne jede Folge bleiben, weil kein Mensch sie beachtet, erzählt die Geschichte sehr selten, wenn nicht der Geschichtschreiber selbst der unglückliche Ratgeber ist.

Tagesereignisse hatten schon die fahrenden Sänger gefeiert, und auch von den Lokalgeschichten in Versen waren wohl manche bis auf die Zeit der Verfasser herabgeführt. Gerade auf diesem Gebiete aber war der Übergang von der Poesie zur Prosa von ganz besonderer Wichtigkeit; denn jedenfalls macht es auch sachlich einen grossen Unterschied, ob man die Thaten der Mitlebenden besingt oder schlicht erzählt. Dass Hekataios dies zum ersten Mal versuchte, war eine hochbedeutsame Neuerung; nur hierdurch wurde er zum Vater der griechischen Historiographie, ein Ehrenname, den die Alten sehr mit Unrecht dem Herodot beigelegt haben. Denn wirkliche Geschichte beginnt erst da, wo Zeitgenossen

von Dingen berichten, die sie persönlich beobachtet haben und für deren Wahrheit sie einstehn können. Freilich müssen einem Geiste, dessen historische Auffassung ganz mit Mythen grossgenährt ist, auch die eigenen Erlebnisse in sagenhaftem Licht erscheinen. Hekataios konnte nicht alles selber sehen, und was ihm von anderen erzählt wurde, glaubte er um so lieber, je mehr es den ihm vertrauten Fabeln ähnelte. Kamen ihm also über dasselbe Ereignis zwei verschiedene Berichte zu Ohren, so bevorzugte er sicher denjenigen, der poetischer und schöner klang, und den wir gerade aus diesem Grunde für den unwahrscheinlicheren halten würden. Deshalb liest sich auch die Geschichte des jonischen Aufstandes bei Herodot, der ihn nach Hekataios geschildert hat, wie eine Sammlung hübscher Fabeln, und zum grossen Teil ist sie es wohl auch in Wirklichkeit. Dazwischen aber tauchen immer wieder grosse Stücke echter Geschichte hervor, deren Erhaltung wir einzig dem Hekataios verdanken.

Die übrigen Logographen wandelten alle in den Bahnen ihres Führers und Meisters. Auch sie verzichteten auf jede künstlerische Wirkung und wandten, soweit sie allgemeine Weltgeschichte schrieben, die geographische Disposition an; auch sie verweilten mit besonderer Vorliebe bei den Gründungen und Erfindungen, führten aber meist auch ihre Erzählung bis auf die eigene Zeit herab; auch sie gingen den Sagen mit rationalistischer Kritik zu Leibe und suchten aus der Mythologie Geschichte zu machen. Nur einen Fortschritt scheinen sie ihrem Vorbilde gegenüber gemacht zu haben, freilich einen sehr wichtigen. Sie begründeten die wissenschaftliche Chronologie, indem sie von der Urkundenforschung ausgingen.

Zwar lässt sich kaum bezweifeln, dass schon Hekataios

urkundliche Nachrichten gesammelt hat. Wie heute der Reisende in erster Linie die Museen und Kirchen einer fremden Stadt aufsucht, so ging er damals zuerst in die Tempel, die Kirchen und Museen zugleich waren, daneben aber auch die Stelle unserer Archive vertraten. Denn wichtige Urkunden wusste man nicht besser vor der Zerstörung zu bewahren, als indem man sie in einem Heiligtum niederlegte und so unter den Schutz der Götter stellte. Doch die beschriebenen Marmortafeln, die sich in langer Reihe an den Wänden hinzogen, fesselten nicht so sehr die Aufmerksamkeit, wie die Überfülle kostbarer Weihgeschenke aus Gold und Silber, Erz und Stein. Teils waren es Kunstwerke der ersten Meister, die durch ihre Schönheit das Auge auf sich zogen, teils erregten sie Staunen durch die Kostbarkeit ihres Materials, teils interessierte der Name des Stifters oder das historische Ereignis, das zu ihrer Widmung Anlass gegeben hatte. Über dieses gab meist eine Inschrift Kunde und, wo sie fehlte oder der Wissbegier des Fremden nicht genügte, da traten mündliche Erzählungen ergänzend ein. Denn wer diese Merkwürdigkeiten beschaute, der liess sich gern von den Priestern oder, falls sie beschäftigt waren, von den Tempelsklaven, die unseren Küstern ungefähr entsprachen, dasjenige, was er sah, erklären. Nun waren zwar die Reisenden damals viel seltener als heutzutage, aber ganz gefehlt haben sie nie, und an Orten, die von ihnen besonders viel besucht wurden, wie Delphi oder Olympia, war man auf sie eingerichtet. Man wusste ganz genau, wonach sie zu fragen pflegten, und hatte die Antworten längst bereit. Dasselbe Fremdenführerlatein, wie wir es aus den Kirchen Italiens gewohnt sind, hat auch der gute Hekataios mit anhören müssen. Man weiss ja, wie das zu sein pflegt. Kommt man zum zweiten Mal in eine Kirche, die man vielleicht vor zwanzig

Jahren schon einmal besucht hat, so ist der Küster zwar in der Regel ein anderer, aber was er erzählt, sind genau dieselben Dinge, meist auch mit ganz denselben Worten vorgetragen, wie man sie das erste Mal gehört hatte. Es ist eben etwas auswendig Gelerntes, das von der einen Generation von Fremdenführern der anderen getreulich weitergegeben wird, ganz ähnlich wie die Lieder der Rhapsoden. Wie aber diese gerade durch ihr mechanisches Nachsagen sehr alte Epen, nur wenig verändert, erhalten haben, so verlieh auch die stete Wiederholung den Erklärungen der Küster eine Festigkeit, wie sie der rein mündlichen Tradition unter anderen Verhältnissen nicht eigen zu sein pflegt. Ein volles Jahrhundert, ehe Herodot Delphi besuchte, war dort der Tempel abgebrannt und durch einen neuen ersetzt worden. Trotzdem konnte man ihm noch genau angeben, an welchem Fleck des untergegangenen Gebäudes die Weihgeschenke gestanden hatten, die aus den Flammen gerettet waren; ja von den Goldsachen wusste man sogar noch, wie gross ihr früheres Gewicht gewesen war und wie viel der Brand von ihnen abgeschmolzen hatte. Wenn selbst diese unbedeutenden Nebenumstände so fest im Gedächtnis der Fremdenführer hafteten, wie viel mehr die historischen Thatsachen, welche die Spenden veranlasst hatten! So knüpft zum Beispiel bei Herodot fast die ganze Geschichte des Krösus an Weihgeschenke an, die von ihm teils in Delphi, teils in anderen Heiligtümern aufbewahrt wurden; man kann daraus mit Sicherheit schliessen, dass sie zum allergrössten Teil auf jenen Küstergeschichten beruht.

Freilich ist gerade dies Beispiel nicht sehr geeignet, ein besonders günstiges Vorurteil für ihre Wahrhaftigkeit zu erwecken; denn was uns von Krösus berichtet wird, ist ja mit den offenkundigsten Fabeleien so durchsetzt,

dass der historische Kern darunter fast verschwindet. Darum aber darf man die braven Ciceronen von Delphi nicht gar zu hart verurteilen. Ein Fremder fragt oft mehr, als zehn Küster beantworten können, wenigstens wenn sie sich streng an die Wahrheit halten; um ihn zufriedenzustellen, denkt man sich irgend etwas aus, und hat die Erfindung Beifall gefunden, so geht sie natürlich in das stehende Inventar über und wird endlich auch von den Erzählern selbst geglaubt. Dazu kam dann noch, dass man für die Ehre des Orakels Sorge zu tragen hatte und jeden Makel, der darauf fallen konnte, beseitigen musste. Auf diese Weise ist der ganze Herodot, namentlich aber seine Geschichte des Krösus, zu einem Loblied auf die Unfehlbarkeit des Delphischen Gottes geworden, und wo eine leise Dissonanz hineintönt, da wird sie alsbald befriedigend aufgelöst. Dass ein König, der so viele und so kostbare Weihgeschenke in den Tempel gestiftet hatte, dem Cyrus unterliegen musste und noch dazu, weil er nach dem zweideutigen Orakel des Apollo über den Halys gegangen war, schien allerdings sehr bedenklich. So fragt denn auch Krösus in Delphi an, ob es Sitte der griechischen Götter sei, sich undankbar gegen ihre Wohlthäter zu erweisen, erhält aber eine Antwort, gegen die sich gar nichts einwenden lässt. Schon seinem Ahnherrn Gyges, der die Herakliden vom lydischen Thron verdrängt hatte, war ja das Orakel geworden, dass seine Nachkommen in der fünften Generation die Rache treffen werde. Dieser vorausbestimmte Zeitpunkt war mit der Regierung des Krösus eingetreten, und gegen einen unabwendbaren Schicksalsschluss konnte selbst Apollo nichts ausrichten.

Aber mochten diese Küstergeschichten auch zum grossen Teil Erfindungen sein, sie enthielten doch etwas von guter, echter Überlieferung, und in einer Zeit, für

welche die Ouellen so spärlich fliessen, müssen wir für jedes Körnchen Wahrheit dankbar sein. Zudem waren die Lügen fast immer so naiv, dass sie für das schärfere Auge des modernen Kritikers auf den ersten Blick zu durchschauen sind, und das Wahre beruhte auf urkundlicher Grundlage, da jene Erklärungen meist an die Inschriften der Weihgeschenke anknüpften. Reicheres und unverfälschteres Material hätten freilich die Staatsverträge, Gesetze und Ehrendekrete bieten können, die, auf Steinplatten eingegraben, zu Hunderten in den Tempeln und den sie umgebenden Bezirken umherstanden. Aber dieser Quellenschatz ist von Hekataios und seinen nächsten Nachfolgern, wenn überhaupt, so doch sicher nur in sehr beschränktem Maasse ausgebeutet worden. Der Grund lag wohl zum Teil in seiner grossen Masse, die auf ungeübte Forscher geradezu beängstigend und erdrückend wirken musste. Zudem ist es auch gar nicht leicht, Urkunden richtig zu benutzen, namentlich wenn sie sich auf eine Zeit beziehen, über die man sehr schlecht unterrichtet ist. Was sollte z. B. Hekataios mit einem Friedensvertrage anfangen, wenn er von dem Kriege, der durch ihn zum Abschluss gekommen war, gar nichts wusste? Jede Urkunde bietet nur vereinzelte Thatsachen, die erst dann Bedeutung gewinnen, wenn man sie in einen grösseren Zusammenhang einreihen kann. Dies zu Stande zu bringen, gelingt uns selbst heute nicht immer: wie viel schwerer musste es also den Geschichtschreibern jener Zeit sein, die historisch so wenig geschult waren! Endlich aber besass Hekataios aus dem Epos und den historischen Liedern der einzelnen Städte, aus den Erzählungen seiner Gastfreunde und den Geschichten der Priester und Küster einen so reichen Stoff, dass er ihn nur schwer bewältigen konnte: warum sollte er sich also die Mühe geben, ihn aus den Urkunden noch zu vermehren? Erst in sehr

viel späterer Zeit, als man nicht mehr so aus dem Vollen schöpfen konnte und, wenn man noch etwas Neues bieten wollte, jedes verstreute Bröcklein der Überlieferung fleissig auflesen musste, ist daher die Urkundenforschung zu den Ehren gelangt, die ihr gebühren.

Auch die nächsten Nachfolger des Hekataios werden es wohl kaum der Mühe werth gefunden haben, in den Tempeln herumzustehen und Inschriften abzuschreiben, eine Arbeit, die dadurch noch grösser geworden wäre, dass ja sehr viele davon in fremdartigen Alphabeten abgefasst waren. Wohl aber zogen sie eine Art von Urkunden heran, die in Jedermanns Händen waren und sich daher viel bequemer benutzen liessen; ich meine die Magistratsverzeichnisse der einzelnen Städte. Dem Charon von Lampsakos, einem jüngeren Zeitgenossen des Hekataios, kommt das Verdienst zu, die historische Bedeutung dieser Denkmäler erkannt und sie zuerst für die Chronologie ausgebeutet zu haben.

Soweit die antiken Staaten monarchisch regiert waren, haben sie, von vereinzelten Ausnahmen abgesehn, nach Königsjahren gerechnet. Jede Zeitbestimmung musste daher zweierlei enthalten: erstens den Namen des Herrschers, zweitens die Ordnungszahl seines damals laufenden Regierungsjahres. Diese Sitte hat in den griechischen Gemeinden nachgewirkt, auch nachdem sie zur republikanischen Staatsform übergegangen waren; nur trat an die Stelle des Königs der höchste Beamte, und weil dieser regelmässig nur ein Jahr regierte, konnte man die Zahl weglassen. Früher hatte man gesagt: „im dritten Jahre des Königs Kodros;“ jetzt sagte man einfach: „im Jahre des Archonten Solon.“ So hat sich bei den antiken Völkern die höchst unpraktische Gewohnheit ausgebildet, dass sie die Jahre nicht, wie wir es thun und auch sie selbst es anfangs gethan hatten, mit einer Zahl,

sondern nur mit einem Namen bezeichneten. Daraus ergab sich die Folge, dass jede Datierung unverständlich war, wenn man nicht die Reihenfolge der höchsten Magistrate genau kannte. Die Könige, welche doch meist längere Zeit regierten, hatte man, so weit das Bedürfnis es erforderte, leicht im Gedächtnis behalten; bei jährlich wechselnden Beamten dagegen wurden schon sehr früh schriftliche Hülfsmittel nötig. So haben die Magistratslisten gewiss zu den ältesten Denkmälern gehört, die überhaupt in Griechenland durch die Schrift aufgezeichnet wurden, und da man sie immer wieder abschrieb und durch die neu hinzukommenden Namen vervollständigte, waren sie in vielen Exemplaren verbreitet und allgemein zugänglich.

Ob man diesen Hülfsmitteln der Zeitrechnung auch historische Notizen hinzufügte und auf diese Weise die Magistratsverzeichnisse zu kurzen Chroniken machte, ist bis jetzt noch eine streitige Frage, die aber jedenfalls nicht allgemein für ganz Griechenland, sondern nur für jede Stadt besonders gestellt werden muss. Für Athen glaube ich sie mit voller Sicherheit verneinen zu können, mit einiger Wahrscheinlichkeit auch für Milet. Doch hindert dies nicht, dass vielleicht in Lampsakos, der Heimat des Charon, und in anderen Gemeinden solche Chroniken existierten. Aber auch wenn die Listen nichts weiter als die nackten Beamtennamen enthielten, konnten sie für die chronologische Forschung von hohem Werte sein. So hat z. B., wie uns ausdrücklich überliefert ist, Peisistratos die Herrschaft über Attika in der Weise ausgeübt, dass er immer sich selbst oder einen seiner nächsten Anverwandten in das Archontenkollegium wählen liess. Man konnte also schliessen, dass in denjenigen Jahren, wo kein Peisistratide in der Liste vorkam, die Tyrannis eine Unterbrechung erlitten habe, und danach die Ver-

bannungen ihres Begründers mit grosser Wahrscheinlichkeit datieren. Feierte ein historisches Lied einen Sieg, so nannte es meist wohl auch den Namen des Feldherrn; falls nur dieser, wie es die Regel war, zu den höchsten Beamten des Staates gehörte, konnte man ihn in den Listen verzeichnet finden und so das Jahr der Schlacht bestimmen. Auf diese und ähnliche Weise liessen sich sehr viele Ereignisse, die ursprünglich zeitlos überliefert waren, mit grösserer oder geringerer Sicherheit chronologisch fixieren.

Schon Hekataios hatte sich mit chronologischen Fragen beschäftigt; aber da die Alten das Werk, in dem er diese Untersuchungen niedergelegt hatte, Genealogien nannten, so wird man wohl annehmen müssen, dass er seine Zeitbestimmungen nach dem Muster des Hesiod an die Stammbäume anknüpfte und folglich nur nach Generationen datierte. Wenn Charon an die Stelle dieses weiten und schwankenden Begriffes die feste Einheit des Jahres setzte, so war dies jedenfalls ein bedeutender wissenschaftlicher Fortschritt, aber auch er hat, wie das mit diesen Fortschritten des Altertums meistens der Fall ist, mehr zur Fälschung als zur Klärung der Geschichte beigetragen.

Wer seine Darstellung in die Form von Annalen kleidete, der war gezwungen, jedes Ereignis, von dem er zu berichten hatte, einem bestimmten Jahre zuzuteilen. Chroniken, die dazu einen festen Anhalt geboten hätten, gab es, wenn überhaupt, so doch nicht in allen Städten, von denen man erzählen musste; jedenfalls kannten Charon und seine Nachfolger sehr viele Thatsachen nur aus Epen und Liedern, die immer zeitlos sind, andere aus dem Hekataios, der nach Generationen, nicht nach Jahren rechnete. Einzelne davon liessen sich, wie wir gesehn haben, mit gewissen Beamtenkollegien in Ver-

bindung bringen; bei der grossen Mehrzahl dagegen musste der chronologische Ansatz entweder sehr hypothetisch oder auch ganz willkürlich sein, namentlich da man ihn in keine weiteren Grenzen als die eines Kalenderjahres einschliessen konnte. Denn zu sagen, wie wir es in zweifelhaften Fällen thun würden: „dies geschah in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts“ oder „zwischen den Jahren 560 und 550“, verbot sich durch das annalistische Schema, das jeden Bericht auf einen Jahresbeamten festnagelte. Freilich war es dem Historiker nicht verwehrt, bei diesem oder jenem Ereignis zu bemerken, dass seine Datierung unsicher sei. Aber wenn er dies wirklich that, was durchaus nicht immer geschah, wo es hätte geschehen sollen, so ist seine Vorsicht für uns doch meist wirkungslos geblieben. Denn nur in wenigen Fällen sind uns die Originalquellen erhalten, und diejenigen, welche sie abschrieben, wiederholten ihre Zweifel nicht, sondern erzählten jedes Ding ganz unbefangen und sicher unter dem Jahre, bei dem sie es verzeichnet fanden. So tritt manche Zeitbestimmung, die anfangs nur schüchterne Hypothese gewesen war, in den abgeleiteten Quellen, die uns vorliegen, mit der Miene der zweifellosen Gewissheit auf, und wir besitzen kein Mittel, um in jedem Falle die Sicherheit der chronologischen Überlieferung zu prüfen.

Noch bedenklicher gestaltete sich diese, sobald die Alten den weiteren „Fortschritt“ machten, die Zeittafeln verschiedener Staaten mit einander zu vergleichen und die eine aus der anderen zu korrigieren. Ein Beispiel wird dies deutlich zeigen. Die Athener hatten das Bestreben, aus ihrer ältesten Geschichte alle Spuren von Revolution und Gewaltsamkeit möglichst auszulöschen. Wie sie die Vereinigung der Landschaft Attika, den sogenannten Synoikismos, der gewiss nur durch Blut und

Eisen zu Stande gekommen ist, als das Werk freundlicher Überredung durch ihren Helden Theseus darstellten, so sollte auch die Abschaffung des Königtums bei ihnen ganz friedlich und gemütlich vor sich gegangen sein. Angeblich waren die Dorer nach der Eroberung des Peloponnes auch gegen Athen herangezogen, und Kodros hatte, um das Land vor ihnen zu retten, freiwillig sein Leben geopfert. Da hatten die Athener gemeint, dass sie einen so guten König doch nicht wiederkriegten, und waren aus reiner Dankbarkeit und Verehrung für ihren verstorbenen Herrscher zur republikanischen Staatsform übergegangen. Das Geschichtchen ist thöricht genug, aber man glaubte es, und damit schien denn auch die Thatsache gegeben, dass der Beginn der attischen Archontenreihe zeitlich mit dem Ende der dorischen Wanderung zusammenfalle. Für diese meinte man auf Grund der Königslisten von Sparta und Argos, deren Echtheit freilich auch sehr problematisch ist, ein sicheres Datum gefunden zu haben; doch leider überzeugte man sich, dass, wenn man an dem Verzeichnis der Archonten die Jahre abzählte, man lange nicht so hoch hinauf gelangte, wie es für jene vermeintliche Gleichzeitigkeit erforderlich war. Daraus würden wir schliessen, dass entweder der Tod des Kodros Fabel oder die Jahre der dorischen Wanderung falsch berechnet seien; die Alten dagegen betrachteten ohne jede Kritik beides als feststehende Daten, an denen sich nicht rütteln lasse. Folglich blieb ihnen nur die Hypothese übrig, dass von den attischen Archonten manche sehr viel länger als ein Jahr ihr Amt geführt hätten. So konstruierten sie denn zuerst eine Reihe von lebenslänglichen, dann eine zweite von zehnjährigen Archonten, denen erst am Schluss die einjährigen folgten, und gewannen auf diese Weise die Möglichkeit, ihre Liste über eine ganz beliebige Zeit auszudehnen. Aber diese

Hypothese tritt in unserer Überlieferung nicht etwa als Hypothese auf, sondern als ganz zweifellose Gewissheit, und noch heute kann man im kleinen Plötz lesen:

1068. Codrus, der letzte König von Athen.
1068—752. Archonten auf Lebenszeit.
752—682. Archonten auf zehn Jahre.

Dies ist nur ein Beispiel aus vielen, doch wird es für den Beweis genügen, dass die chronologische Forschung der Alten der wirklichen historischen Erkenntnis viel mehr geschadet als genützt hat. Auch auf diesem Gebiete haben sie redlich gearbeitet und so viel geleistet, wie sie nach dem Standpunkt ihrer Kritik leisten konnten; aber die Resultate dieser Arbeit, selbst die Schriften des hochberühmten Eratosthenes nicht ausgenommen, sind für uns nur da, um widerlegt zu werden.

Viertes Kapitel.

Herodot.

Keine geistige Strömung ist so mächtig und allgemein, dass sich nicht eine starke Opposition dawider regte, und zeitweilig gelangt diese immer wieder zum Siege und macht diejenige Richtung, welche vorher die herrschende war, zur oppositionellen Unterströmung. Der historische Fortschritt bewegt sich daher auch niemals in gerader Linie, sondern immer im Zickzack der Aktion und Reaktion. Denn auf den Gebieten der Kunst und des Wissens wie der Politik und Wirtschaft pflegt jede Partei, so lange sie das Heft in der Hand hat, ihre Prinzipien einseitig zu übertreiben. Dies ruft auch bei der Masse der Gleichgültigen, die sich vom Strome der öffentlichen Meinung treiben lassen, Widerspruch hervor und führt sie ins Lager der Gegner hinüber. So gewinnen diese das Übergewicht, um bald auch ihrerseits der gleichen Maasslosigkeit zu verfallen. Dadurch kommt die gestürzte Partei aufs Neue zur Macht, und so geht es weiter hin und her, wie die Schwingungen eines Pendels.

Die beste Illustration für dieses Gesetz der historischen Bewegung bietet die Geschichte unserer eigenen Zeit. Die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts war bemüht, das ganze Leben und namentlich den Staat auf den reinen Prinzipien der Vernunft aufzubauen, und meinte dabei von dem geschichtlich Gewordenen ganz absehen zu können. Ihren höchsten Triumph feierte sie in der französischen Revolution, deren Helden alles

Althergebrachte über den Haufen warfen, das ganze Staatsgebäude wie aus dem Nichts neu aufführten und selbst die christliche Religion durch den Kultus der Vernunft zu ersetzen versuchten. Die edelsten Geister aller Nationen hatten diesen Bestrebungen anfangs freudig zugestimmt, aber die Wildheit und Gesetzlosigkeit, mit der man gegen die zähe Kraft des Bestehenden ankämpfte, schreckte sie bald zurück und verhalf einer Geistesrichtung zum Siege, die im schärfsten Gegensatze zu der abstrakten Vernünftigkeit der vorhergehenden Epoche durch und durch historisch war. Aber die Romantik verkannte in ihrem Hasse gegen die Revolution, dass auch die Zustände, welche diese geschaffen hatte, etwas historisch Gewordenes waren; sie wollte Dinge, die längst tot und abgethan waren, wieder ins Leben rufen und suchte ihre Ideale im dunkelsten Mittelalter. So unterlag sie dem Liberalismus, der mit voller Entschiedenheit an die Prinzipien der Revolution anknüpfte. Wie er dann abgewirtschaftet und einem neuen konservativ-romantischen Zeitalter Platz gemacht hat, haben wir selbst erlebt, und schon sieht es so aus, als sei auch dieses im Begriff, sich durch Übertreibungen sein eigenes Grab zu graben und wieder einer liberalen Epoche die Wege zu bereiten. Doch bei diesem Auf und Ab ist keine der rückläufigen Strömungen ganz bis auf den Punkt zurückgekehrt, von dem ihre Vorgängerin ausgegangen war, sondern jede Partei hat, wenn sie zur Herrschaft gelangte, mit den Verhältnissen rechnen müssen, die ihre Gegner herbeigeführt hatten, und jede hat aus den Tugenden wie aus den Fehlern derselben ihre Lehren gezogen. So ist der Vergleich mit den Schwingungen des Pendels doch nicht ganz richtig; denn dieses bewegt sich immer zwischen denselben Punkten hin und her, während bei allem Schwanken

nach rechts und links die Menschheit dennoch vorwärts schreitet.

Auch die Fortschritte der griechischen Historiographie haben sich nach dem Gesetze von Aktion und Reaktion vollzogen. Das wissenschaftliche Streben des Hekataios war aus dem Widerspruch gegen die poetische Geschichtsbehandlung der Rhapsoden hervorgegangen, lehnte sich aber in der Übertreibung dieses Gegensatzes wider alle Gesetze der Schönheit auf. Herodot protestiert gegen diese Formlosigkeit im Namen des hellenischen Volksgeistes und führt die Geschichtschreibung wieder zur Kunst zurück, wobei freilich die Wissenschaft etwas zu kurz kommt. Erst dem hellen Geiste des Thukydides war es beschieden, beide Richtungen zu vereinigen. Auch er schreibt zwar in bewusster Reaktion gegen seinen unmittelbaren Vorgänger, dessen Leichtsinn er nicht genug schelten kann, doch besitzt er die fast beispiellose Grösse, dass er auch im berechtigten Widerspruche nicht über sein Ziel hinausschiesst und, indem er seinen Gegner bekämpft, sich doch die Vorzüge desselben anzueignen weiss.

Die alte historische Dichtung war den Volksmassen noch immer teuer, und selbst in den Kreisen der höchsten Bildung war die Freude an ihr durch die Schriften der Logographen zwar etwas zurückgedrängt, aber keineswegs verdrängt worden. Auch nach Hekataios sangen die Rhapsoden auf allen Märkten, und Leute aus den vornehmsten Gesellschaftsklassen fanden sich bereit, ihnen neue Gedichte zu fertigen. Zu diesen Spätlingen des populären Epos gehörte auch Panyasis von Halikarnass, der bald nach den Perserkriegen die Thaten des Herakles und die Gründungsgeschichten der jonischen Städte in Verse brachte, sich also ganz in den Bahnen der versifizierten Geschichte, wie sie schon vor Hekataios

bestanden hatte, weiterbewegte. Er war ein naher Verwandter des Herodot; dieser ist also aus einer Familie hervorgegangen, in der die alte Form der historischen Überlieferung durch den epischen Gesang im Gegensatze zur Logographie noch gepflegt wurde, ein Umstand, der ohne Zweifel sein Schaffen in hohem Grade beeinflusst hat. Auch hier trat der in der Geschichte so häufige Fall ein, dass die neu entstehende Opposition an die alte, halb überwundene anknüpft, aber die Ziele, welche diese sich gesteckt hatte, auf Bahnen verfolgt, die zum Teil durch den gemeinsamen Gegner gewiesen sind.

Was Herodot vor allem Anderen von den Logographen scheidet, ist das Bestreben, die Geschichte auch in ihrer neuen, prosaischen Form den breiten Massen des Volkes lieb und vertraut zu machen. Nachdem politische Wirren ihn aus seiner Heimat vertrieben hatten, ist er gleich den fahrenden Sängern von Stadt zu Stadt gezogen und hat überall Teile seines Geschichtswerkes öffentlich vorgetragen; mit welchem Erfolge, ergibt sich aus einer Thatsache, die ebenso merkwürdig wie zweifellos beglaubigt ist. Athen, das er als Vorkämpferin der Perserkriege vor allen anderen Gemeinden Griechenlands gepriesen hatte, erwies sich dadurch dankbar, dass es ihm aus Staatsmitteln ein Ehrengeschenk von zehn Talenten machte; das sind nicht viel weniger als 50 000 Mark. Um dies richtig zu würdigen, muss man sich erinnern, dass die Stadt damals rein demokratisch regiert wurde, also ein so tiefes Hineingreifen in den Staatssäckel nicht ohne Beschluss der Volksversammlung möglich war. Mithin war es nicht der Beifall einiger vornehmen Kunstkenner, was dem verbannten Geschichtschreiber wieder zu behäbigem Wohlstande verhalf, sondern die frohe Begeisterung der ganzen grossen Menge.

Solche Wirkungen waren nur mit den Mitteln der Kunst zu erreichen, doch griff Herodot darum nicht auf den Vers der Rhapsoden zurück. Er wollte zwar nicht nur gelesen, sondern auch gehört sein, aber nicht in der Form des Gesanges, sondern der Vorlesung. Der Hexameter mit seinen vielen Formeln und stehenden Beiwörtern war eben gar zu schwerflüssig und langsam, um eine schlichte und leichte Erzählung zu gestatten; auch hätte ein so umfangreicher Stoff, wie Herodot ihn sich gewählt hatte, in diesen langatmigen Versen niedergelegt, übermässigen Raum beansprucht. Er schrieb daher in Prosa wie seine Vorgänger; nicht die Redeform war es, durch die er in erster Linie künstlerisch wirken wollte. Wohl sind seine Sätze etwas besser periodisiert und voller gerundet, als die der Logographen gewesen sein dürften, aber weder strebt er nach scharf zugespitzten Sentenzen noch nach Reichtum an Figuren und Gleichnissen. Sein Stil ist höchst einfach; der Reiz desselben besteht nur darin, dass er den Gedanken schlicht und klar zum Ausdruck bringt und man über dem Stoffe die Form ganz vergisst, freilich wohl der feinste Reiz, den ein Stilist überhaupt erreichen kann.

Doch wenn er nicht viel anders schrieb, als er wohl auch zu sprechen pflegte, so hat er desto mehr künstlerische Sorgfalt auf die Auswahl und Gruppierung des Stoffes verwendet. Alle Früheren hatten entweder Lokalgeschichten oder allgemeine Weltgeschichten geschrieben, welche letzteren alle historischen Thatsachen enthielten, die ihren Verfassern überhaupt bekannt geworden waren. Herodot fasste seinen Gegenstand weder so eng wie die Ersteren noch so weit wie die Anderen, sondern er behandelte nur die Kämpfe zwischen Hellenen und Asiaten. Dies Thema war beschränkt genug, um Einheitlichkeit des Ganzen und einen klaren Aufbau der Handlung zu

gestatten, zugleich aber auch umfassend genug, um in seinem Rahmen ein grosses Weltbild zu gewähren; vor Allem aber war es im höchsten Maasse populär. Denn in den Perserkriegen feierte es die grössten Thaten, auf die das Griechenvolk zurückblicken konnte, und fast jede Stadt des hellenischen Stammes hatte an dem Ruhme derselben ihren Anteil.

Indem Herodot darauf verzichtete, den ganzen historischen Stoff, den seine Vorgänger gesammelt hatten, auch in seinem Werke zu verarbeiten, gewann er den Vorteil, nur bei denjenigen Episoden aus dem Leben der einzelnen Städte und Völker verweilen zu dürfen, die ihm für seine Zuhörer interessant erschienen. Den Inhalt der Lokalgeschichten, namentlich aber die geographischen Schilderungen, welche die Schriften der Logographen füllten, konnte er freilich nicht ganz bei Seite lassen, schon weil er populär sein wollte. Von den Gebildeten liess es sich vielleicht erwarten, dass sie durch Bücher oder eigene Reisen über Land und Leute in Persien, Ägypten oder Skythien unterrichtet waren, nicht aber von der Menge, an die der öffentliche Vortrag sich wandte. Und doch konnte auch diese die Perserkriege nicht begreifen, wenn sie nicht über Art und Sitten des Perservolkes unterrichtet war; der skythische Feldzug des Dareios war nur dem verständlich, der die Natur des Skythenlandes kannte, und so mussten noch an tausend anderen Stellen, um die Handlung selbst den Zuhörern näher zu bringen, ihre Voraussetzungen ausführlich dargelegt werden. So viele weit auseinander liegende Einzelheiten darzustellen, ohne doch die Einheit des Ganzen zu zerstören und den Fluss der Erzählung zu hemmen, war eine äusserst schwierige Aufgabe, und ihre glückliche Lösung ist wohl das höchste künstlerische Verdienst, das Herodot errungen hat.

Hatten die Logographen das Zusammengehörige in unleidlicher Weise auseinandergerissen, indem sie nach rein geographischer Ordnung von jeder Stadt und Landschaft die Schicksale gesondert erzählten, so weiss Herodot auch das Fernstliegende an dem Faden seiner ruhig hinfliessenden Handlung aufzureihen. Das Mittel dazu bot ihm die Form des Exkurses, die er zuerst in die Geschichtschreibung eingeführt hat. Zu dieser folgenreichen Neuerung, die noch heute in der erzählenden Kunst, so weit sie den Namen Kunst verdient, ihre Wirkung fortübt, ist er wahrscheinlich durch das Vorbild des Epos angeregt worden. Es ist wohlbekannt, wie oft dieses seine Handlung durch Nebenhandlungen und Vorgeschichten unterbricht, die regelmässig in der Weise eingeführt werden, dass der Dichter sie als Erzählung einer seiner Personen in den Mund legt. So berichtet Odysseus seine Irrfahrten, Menelaos sein Abenteuer mit dem Meergreise, Eumaios seine Jugendgeschichte, Glaukos die Thaten des Bellerophon. An einzelnen Stellen hat Herodot diese Einkleidung direkt nachgeahmt — z. B. lässt er in einer Versammlung des peloponnesischen Bundes den Gesandten von Korinth die Geschichte seiner heimischen Tyrannis erzählen —, meistens aber verschmäht er diesen etwas abgebrauchten Kunstgriff und bringt seine Abschweifungen ganz unverhüllt, darum aber nicht minder kunstvoll. Denn immer weiss er sie an solchen Stellen einzulegen, wo sie das Interesse der Hörer nicht von der Haupthandlung abziehen, sondern nur noch mehr auf deren Fortgang spannen.

Um die Feindschaft zwischen Orient und Occident von ihrer ältesten Wurzel her zu verfolgen, beginnt Herodot mit dem Raube der Io und Europa, der Medea und Helena; doch alles dies, sowie den Trojanischen Krieg,

berührt er nur ganz kurz, weil er voraussetzt, dass es seinen Hörern durch die Gesänge der Rhapsoden genügend bekannt ist. Erst bei den Kämpfen der asiatischen Griechen gegen ihre Nachbarn in Lydien wird er ausführlicher und verbindet mit ihrer Schilderung dann auch sogleich die Geschichte der lydischen Könige. Als Krösus über den Halys geht und so zum ersten Male die Perser in den Gesichtskreis der Erzählung eintreten, wird auch ihre Vorgeschichte nachgeholt. Der Angriff des Kambyses auf Ägypten wird durch die Beschreibung des fernen Wunderlandes und seines geheimnisvollen Stromes eingeleitet, der Skythenfeldzug des Dareios durch die Schilderung der sarmatischen Steppen. So steht jeder Exkurs an seiner richtigen Stelle, und immer begleitet den Leser die klare Empfindung, dass alle diese Abschweifungen ihn nicht seitab vom Wege, sondern in ruhigem und zielbewusstem Gange weiter führen. Von Theopomp bis auf Ammianus Marcellinus herab sind die Herodoteischen Exkurse von unzähligen Geschichtschreibern nachgeahmt worden, aber kein Zweiter hat es verstanden, sie so feinsinnig und zweckvoll zu verwenden, wie der erste Erfinder dieser historischen Kunstform.

Die Alten haben Herodot den Vater der Geschichte genannt, insofern mit Recht, als er der Erste war, welcher die Geschichtschreibung zur Kunst erhob, und ihnen die künstlerische Seite derselben immer viel näher am Herzen lag als die wissenschaftliche. Denn in dieser letzteren Beziehung ist er über seine Vorgänger nicht einen Schritt weit hinausgekommen, ja in Vielem sogar hinter ihnen zurückgeblieben. Um die Chronologie, die gerade damals die echten Forscher, z. B. einen Hellanikos, am meisten beschäftigte, hat er er sich gar nicht gekümmert. Bald zählt er nach Generationen, bald nach Jahren, wie er es gerade in seinen Quellen fand, ohne

auch nur den leisesten Versuch zur Ausgleichung dieser verschiedenen Rechnungsarten zu machen. Kritik hat er zwar geübt, aber in sehr kindlicher Weise. Fand er z. B. bei Hekataios ein Geschichtchen, wie das von dem Urworte der Menschheit „Beck“, das wir oben (S. 43) nacherzählt haben, so sagte er sich: „In Ägypten soll die Sache vorgefallen sein; folglich werden die Ägypter wohl am besten darüber Bescheid wissen.“ Er berichtete also, was er gelesen hatte, dem ersten besten Priester, mit dem er in Memphis zusammentraf, und fragte diesen, ob Alles wohl so seine Richtigkeit habe. Der Mann hatte von der ganzen Geschichte wahrscheinlich nie vorher ein Sterbenswörtchen gehört; aber die Allwissenheit der ägyptischen Priesterschaft, vor der die fremden Reisenden so hohe Achtung hatten, mochte er nicht kompromittieren. So antwortete er denn mit ernsthaftem Gesicht: „Warum sollte das nicht wahr sein? Nur dass unser König so grausam war, den armen Frauen die Zungen ausschneiden zu lassen, ist ganz gewiss Verleumdung der bösen Griechen. Freilich Weiber müssen immer schwatzen, so lange sie Zungen haben; die waren also bei den Kindern nicht zu brauchen. Aber man konnte ja Ziegen als Ammen benutzen und nur dem Hirten den strengen Befehl geben, kein Wort in Gegenwart seiner Pfleglinge zu reden. Dies genügte vollkommen für den Zweck.“ Hatte Herodot diese sachkundige Belehrung empfangen, so war er sehr entrüstet über die Unzuverlässigkeit des Hekataios und schrieb in sein Buch: „Dass es so und so vor sich gegangen ist, habe ich von den Priestern des Hephaistos in Memphis gehört; die Griechen aber reden allerlei Unsinn, namentlich dass Psammetich den Weibern die Zungen habe ausschneiden lassen und so erst die Kinder ihnen übergeben habe.“ In dieser Weise scheint er auf allen Reisen seinen Hekataios, und was er sonst an Quellen

besass, den Einheimischen vorgetragen und sich ihre Korrekturen erbeten zu haben. Dass er auf solche Art nicht viel Vernünftiges erfuhr, bedarf wohl keines Beweises.

Wo er einen alten Mythus rationalistisch zurecht gemacht fand, da hat er ihn auch in dieser neuen Gestalt gutgläubig von seinen Vorgängern übernommen. Wie hätte er auch so hoch über seinem ganzen Zeitalter stehen können, um diese Form der Kritik prinzipiell zu verwerfen? Aber selbst geübt hat er sie kaum, schon weil sie seinem innersten Wesen zuwider war. Denn als echter Sohn des Volkes, auf das er wirken wollte, hing er in treuem Glauben an der Religion seiner Väter und erkannte in der Geschichte keinen höheren Zweck, als das Walten der Gottheit in den Schicksalen der Menschen nachzuweisen. Gewiss hat diese Sinnesart nicht am wenigsten dazu beigetragen, sein Werk unter den Zeitgenossen so populär zu machen. Es ist kaum ein Zufall, dass ein Anytos es war, auf dessen Antrag das Athenische Volk dem Herodot jenes Ehrengeschenk von zehn Talenten dekretierte, und dass der gleiche Name uns ein Menschenalter später auch unter den Anklägern des Sokrates begegnet. Derselbe Mann oder doch ein Mann derselben Familie hat den gottesfürchtigen Geschichtschreiber reich gemacht und den gottlosen Philosophen in den Tod getrieben.

Fünftes Kapitel.

Thukydides.

Im späteren Altertum erzählte man sich, bei seinem Aufenthalt in Athen sei Herodot auch bei Oloros zu Gaste gewesen und habe dort sein Werk vorgetragen. Da habe er bemerkt, dass der Sohn des Hauses, damals noch ein junger Knabe, mit Thränen der Begeisterung seinen Worten lauschte, und zu seinem Gastfreunde gesagt: „Dies Kind, o Oloros, hat eine Seele, die nach Erkenntnis schwillt.“ Jenes Kind aber war Thukydides.

Ohne jeden Zweifel ist diese Anekdote erfunden, aber die Thatsache, dass derjenige, der dem Herodot einst die Palme der Geschichtschreibung entreissen sollte, als Knabe seine Vorlesungen gehört und sich an ihnen begeistert hatte, ist darum nicht minder wahrscheinlich. Jedenfalls haben die Gesichtspunkte, welche Herodot zuerst in der griechischen Historiographie geltend gemacht hatte, auf seinen grösseren Nachfolger einen ganz beherrschenden Einfluss geübt. Für Thukydides stand es fest, was die Logographen niemals anerkannt hatten, dass der Geschichtschreiber vor allen anderen Dingen Künstler sein müsse, und auch die Kunstmittel, durch die Herodot seine Wirkung erzielt, hat er ihm fast alle abgelauscht. Wie dieser den Kampf der Griechen gegen die Barbaren, so wählte sich jener den Kampf der Athener gegen die Spartaner zum Gegenstande; beide verloren sich also nicht in die Grenzenlosigkeit allge-

meiner Weltgeschichten, sondern behandelten einen fest umschriebenen Gegenstand, der eine Abrundung zu künstlerischer Einheit duldete. Wie Herodot seinen Perserkrieg, so beginnt auch Thukydides den peloponnesischen mit einer Vorgeschichte, und diese knüpft genau an dem Punkte an, wo jener abgebrochen hatte; auf diese Weise bringt er, halb unbewusst, seinem Vorgänger die Huldigung dar, dass er sich auch dem Stoffe nach als dessen Fortsetzer bekennt. Ebenso hat er die Form des Exkurses sich angeeignet und verwendet sie ganz in demselben Sinne wie Herodot, wenn auch minder reichlich. Trotzdem empfindet er selbst viel schärfer den Gegensatz, der ihn von diesem trennt, als was sie beide verbindet. Das Gesetz der Reaktion bewährt sich auch in diesem Falle. Wie der Erbe einer Krone die Politik seines Vaters meist in ihr Gegenteil verkehrt, so pflegen auch die geistigen Thronfolger im Widerstreit gegen ihre Erblasser gross zu werden.

Schon gleich in der Vorrede, wo er das Programm seiner Geschichtschreibung aufstellt, greift Thukydides seinen Vorläufer auf das heftigste an, freilich ohne dessen Namen zu nennen. Er tadelt den Leichtsinn der griechischen Forscher und führt dafür Beispiele an, die zum grösseren Teil aus Herodot entnommen sind. Es gebe auch Prosaschreiber, die, genau wie die Dichter, viel mehr Wert auf die Ergötzlichkeit als auf die Wahrheit ihrer Erzählungen legten und das erste Beste, was man ihnen aufbinde, kritiklos nachsagten. Er selbst habe es sich nicht so leicht gemacht, sondern fleissig geforscht und genau erwogen. Über das graue Altertum, für welches die Überlieferung zweifelhaft und poetisch entstellt sei, ziehe er seine Schlüsse nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit. Die Ereignisse seiner eigenen Zeit aber habe er nicht nach leeren Gerüchten oder, wie es ihm

selbst am besten gefiel, dargestellt, sondern teils nach eigener Anschauung, teils nach den Berichten von Augenzeugen, und auch diese habe er nach der Parteistellung der Erzähler sorgsam geprüft. So habe er ein Werk geschaffen, das zwar keinem durch hübsche Anekdötchen Spass machen könne und wenig geeignet sei, wie bei den Wettkämpfen der Rapsoden, damit Preise zu gewinnen, aber dafür seinem Volk ein ewiger Besitz sein werde.

Aus jedem Satze dieser Vorrede leuchtet der Hintergedanke hervor: „Ich will es anders machen, als Herodot", und in vielen Beziehungen erinnert sie an die kurzen Worte, mit denen Hekataios sein Werk eingeleitet hatte. Wie dieser, so bekämpft auch Thukydides die Leichtgläubigkeit der Poeten, mochten sie nun in Versen oder Prosa schreiben. Auch er hat seine Bücher nicht für den mündlichen Vortrag, sondern fürs Lesen bestimmt; denn er will ja nicht, wie er ausdrücklich sagt, dass sie für den Augenblick schön ins Ohr fallen, sondern dass sie ein „ewiger Besitz" für die ferne Nachwelt seien. So bezeichnet auch er die Reaktion des wissenschaftlichen Forschergeistes gegen eine Art der Geschichtschreibung, die nur ergötzen wollte, aber er bekämpft sie ausgerüstet mit allen Mitteln der Kunst, die er ihr selbst abgerungen und durch sein eigenes Genie noch vermehrt hatte. Doch weil er diese Seite seiner Leistung, so ehrfurchtgebietend sie auch ist, selber nur in die zweite Linie gestellt hat, so wollen auch wir uns zuerst mit seinen wissenschaftlichen Verdiensten beschäftigen.

Herodot erkennt in jedem Vorfall den Finger der Gottheit, und viele Teile seines Werkes scheinen geradezu den Zweck zu verfolgen, dass jeder Zweifel an der Unfehlbarkeit der Orakel zerstört werde. Thukydides steht seiner heimischen Religion so kühl gegenüber, dass er

es nicht einmal der Mühe wert findet, sie zu bekämpfen. Er verschweigt es nicht gerade, wenn eine Weissagung des Delphischen Apoll einmal Recht behält, aber im Ganzen kümmert er sich sehr wenig um solche Dinge und betrachtet Ereignisse wie den Hermenfrevel oder auch die grosse Pest so unbefangen nur von ihrer politischen Seite, dass ihre eminent religiöse Bedeutung kaum bemerkbar wird. Der naheliegende Gedanke, dessen Herodot sich ganz gewiss bemächtigt hätte, dass in dem Scheitern der sizilischen Expedition eine göttliche Strafe für das Verstümmeln der Hermen und die Nachäffung der Mysterien gelegen habe, kommt dem Thukydides gar nicht in den Sinn; er kennt eben für jeden Erfolg oder Misserfolg nur rein menschliche Gründe. Wie man diese Sinnesart moralisch beurteilen will, muss Jedem überlassen bleiben; wissenschaftlich aber ist sie von unbestreitbarem Nutzen. Denn wer für jede Thatsache die allbereite Erklärung des Gottesfingers zu Hand hat, der ist leicht befriedigt und wird sich nicht bemühen, mit solcher Feinheit den Ursachen und Zusammenhängen der Ereignisse nachzugehen, wie es Thukydides gethan hat.

Von dem Banne der rationalistischen Sagenkritik hat sich selbst ein Thukydides nicht frei machen können. Auch er hält den Inhalt der Rhapsodengesänge für Wahrheit, die nur durch dichterische Ausschmückungen etwas entstellt sei; auch er sucht nach den Regeln der allgemeinen Wahrscheinlichkeit aus dem Epos seinen historischen Kern herauszuschälen. Aber wie anders sind die Gesichtspunkte, von denen er dabei ausgeht, als bei Hekataios oder gar bei Herodot! Der Trojanische Krieg, so legt er dar, könne nicht so gar bedeutend gewesen sein, wie Homer ihn schildere, weil der Mangel einer ausgebildeten Geldwirtschaft es unmöglich gemacht habe, ein Heer von grossem Umfange für einen so entfernten

Feldzug genügend auszurüsten. Daher hätten sich auch die Griechen, als sie vor Troja lagen, durch Raubzüge und gelegentlichen Ackerbau ernähren müssen, weil eine ausreichende Zufuhr sich bei dem damaligen Mangel an baaren Mitteln nicht habe organisieren lassen. Es ist eine nationalökonomische Auffassung, die hier zum ersten und fast auch zum letzten Mal in der antiken Geschichtschreibung auftritt. Thukydides bemerkt, dass die ältesten Städte fast immer in einiger Entfernung vom Meer angelegt sind, und folgert daraus, dass in den Urzeiten die Seeräuberei alle Küsten unsicher gemacht habe. Selbst Ausgrabungen zu veranstalten, war er nicht in der Lage; aber wo ein Zufall altertümliche Reste aus der Erde ans Licht treten lässt, da beachtet er sie sorgfältig und knüpft daran seine Schlüsse. Wie wir die Sitten der Naturvölker eifrig studieren, um aus ihnen auf die Vorzeit unserer eigenen Nation zu schliessen, so dienen auch ihm die Zustände, die sich bei einigen zurückgebliebenen Stämmen von Hellas noch erhalten hatten, als Quellen für die ursprünglichen Verhältnisse seines ganzen Volkes. So stossen wir überall bei ihm auf Anschauungen und Forschungsmethoden, die uns ganz modern anmuten, ja es dürften sich sehr wenige Gesichtspunkte in der allerneuesten Geschichtschreibung finden, zu denen sich die ersten Keime nicht schon bei Thukydides nachweisen liessen.

Was ihn aber vor den meisten Forschern nicht nur des Altertums, sondern auch der Neuzeit auszeichnet, das ist die schwere Kunst des Nichtwissens. Erscheint den anderen die Überlieferung unzureichend oder gefälscht, so pflegen sie die Lücke durch irgend eine beliebige Kombination auszufüllen, die dann meist mit der Miene der grösten Sicherheit auftritt: wo Thukydides zu keinem klaren Ergebnis kommen kann, da schweigt er oder ge-

steht seine Unwissenheit offen ein. Über die Anstifter des Hermenfrevels erklärt er nichts zu wissen und enthält sich jedes Urteils über die Schuld oder Unschuld derjenigen, denen in dieser Sache der Prozess gemacht wurde. Noch charakteristischer ist das Folgende. Wie er ausdrücklich sagt, erzählt er die Geschichte der fünfzig Jahre, die zwischen dem persischen und dem peloponnesischen Kriege lagen, vornehmlich deshalb, weil derjenige, welcher es vor ihm gethan hatte, Hellanikos, in seinen Zeitbestimmungen nicht genau und zuverlässig gewesen war. Thukydides legt also Wert auf die Chronologie und will es seinerseits besser machen. Trotzdem giebt er bestimmte Jahreszahlen fast nur in demjenigen Teile seiner Erzählung, der seiner eigenen Zeit unmittelbar vorausliegt; für den früheren Abschnitt begnügt er sich damit, das Nacheinander der Ereignisse anzugeben, ohne dass die Zahl der Jahre, welche sie trennten, fixiert würde. Er besass eben keine offizielle Chronik von Athen, die ihm erlaubt hätte, überall die Thatsachen ihrem richtigen Jahre zuzuweisen, und konnte daher nur so weit chronologisch genau sein, wie die Erinnerung seiner Zeitgenossen reichte. Aber dass er sich dem Zwange der Überlieferung fügte und die Chronologie, welche die Quellen ihm versagten, nicht nach Gutdünken selbst machte, ist ein Verdienst, dessen Grösse man erst versteht, wenn man es mit dem Verhalten der übrigen antiken Historiker vergleicht. Dieselbe Epoche, in deren Zeitbestimmungen Thukydides so vorsichtig war, finden wir auch bei Diodor beschrieben; hier aber ist jedes Ereignis mit voller Sicherheit einem betimmten Beamtenkollegium zugeteilt, wobei sich urkundlich nachweisen lässt, dass diese Datierungen zum grössten Teil falsch sein müssen; und auch in den modernen Geschichten Griechenlands sieht man die meisten jener Kriege, deren

Zeit schon dem Thukydides unbekannt war, hübsch genau mit Jahreszahlen versehen.

Dass Thukydides mit den chronologischen Forschungen seiner Vorgänger, denen Herodot so gleichgültig gegenüberstand, wohl vertraut ist, braucht kaum bemerkt zu werden. Wo er nicht anders kann, wie in den alten Zeiten, da stützt er sich auf sie; soweit aber seine eigene Kunde reicht, sucht er sie an Genauigkeit zu übertreffen. Von den Generationen des Hekataios zu den Amtsjahren des Charon und Hellanikos war unstreitig ein grosser Fortschritt gewesen; dem Thukydides aber genügte er noch nicht, und das mit vollem Rechte. Denn jede griechische Stadt hatte einen anderen Kalender; jede begann daher auch ihr Jahr mit einem anderen Datum, die eine um die Sommersonnenwende, die zweite um die Herbstnachtgleiche u. s. w. Rechnete man z. B., wie es Hellanikos that, nach Argivischen Jahren, so fielen die entsprechenden Athenischen oder Spartanischen niemals ganz mit ihnen zusammen; da nun die meisten Ereignisse, wenn sie überhaupt datiert waren, sich nur einem bestimmten Beamtenkollegium, nicht einem bestimmten Tagdatum zuweisen liessen, so blieb es immer zweifelhaft, ob dasjenige, was nicht in Argos, sondern in Athen oder Sparta geschehen war, noch in das Argivische Jahr, mit dem das betreffende nichtargivische geglichen war, hineingehörte oder in das vorhergehende, resp. das folgende. Thukidides verzichtet daher, soweit er es kann, auf den unsicheren Begriff des Jahres und rechnet nach denjenigen Zeitabschnitten, die, weil sie natürliche sind, überall in dem gleichen Sinne verstanden wurden, d. h. nach Sommern und Wintern. Diese Einteilung war auch künstlerisch sehr brauchbar; denn der Sommer bezeichnete die Zeit der kriegerischen Operationen, der Winter die Waffenruhe, so dass der chronologische Abschnitt meist

auch mit einer Unterbrechung im Fortgang der Ereignisse verbunden war. Freilich konnten die Jahreszeiten je nach dem früheren oder späteren Eintritt der Winterregen und der Sommerhitze von recht verschiedener Ausdehnung sein, aber dieser Nachteil erschien so unbedeutend, dass man ihn wohl in den Kauf nehmen konnte. Die Zeitabstände werden sehr oft nach Monaten angegeben, aber in den vollendeten Teilen des Werkes niemals die Namen derselben genannt, weil diese eben nur in Athen verständlich gewesen wären und Thukydides für alle Griechen schreiben wollte. Aus demselben Grunde werden bei wichtigen Epochenereignissen, wie der Ausbruch des Krieges, der Frieden des Nikias u. dgl. m., die eponymen Beamten der drei griechischen Hauptstaaten Athen, Sparta und Argos genannt. Das Bewundernswürdigste an allem diesen ist die völlige Freiheit von jenem Schematismus, wie er gerade den sorgfältigen Chronologen eigen zu sein pflegt, und die weiche Schmiegsamkeit, mit der Thukydides alle Schwierigkeiten der griechischen Kalenderverwirrung zu umgehen und sich jeder berechtigten Forderung der Wissenschaft anzupassen weiss.

Noch grossartiger ist die Sammlung und Sichtung des Stoffes. Schon gleich am Anfange des peloponnesischen Krieges empfand Thukydides, dass dieser Kampf eine neue Epoche in der griechischen Geschichte eröffnen müsse, und fasste den Beschluss, ihn zu beschreiben. Nun ist es klar, dass, wer ein Ereignis nur als Zuschauer oder Mithandelnder, wenn auch noch so teilnahmsvoll, betrachtet, sich doch alle Einzelheiten und Zusammenhänge desselben nicht so klar vergegenwärtigen wird, als wenn er von vornherein die Absicht hegt, schriftlich darüber Zeugnis abzulegen. Für dasjenige, was er selbst erlebt hat, ist also Thukydides ein Berichterstatter, wie er besser gar nicht gedacht werden kann. Auf dem

weiten Schauplatz, den der peloponnesische Krieg umfasste, konnte er freilich nicht Alles sehen, aber über Alles hatte er Gelegenheit, unmittelbar nach den Ereignissen, als ihr Eindruck noch am frischesten war, glaubwürdige Augenzeugen zu befragen. Und wo er irgend konnte, da begnügte er sich nicht mit einem Zeugen, sondern sammelte Berichte aus allen Lagern und von den verschiedensten Parteistandpunkten, die dann freilich meist auch sehr verschieden lauteten. Hier galt es, zu vergleichen, den einen durch den anderen zu kontrolieren und dann aus allen ein einheitliches Geschichtsbild herzustellen.

Man hat neuerdings dem Thukydides einzelne Widersprüche und Irrtümer nachgewiesen, und Voreilige haben darum seine Zuverlässigkeit in Zweifel gezogen. Aber wer dies wagt, hat keine Ahnung davon, wie unglaublich schwer es ist, fast ausschliesslich nach mündlichen Erzählungen Geschichte zu schreiben. Man frage einmal alte Leute, die den Märztagen des Jahres 1848 in Berlin beigewohnt haben! Nicht zwei wird man finden, die dasselbe erzählten, auch wenn Jeder streng bei der Wahrheit bleiben will. In dem Getümmel vor dem Schlosse hat der Eine dies, der Andere jenes gesehen, und Jeder hält gerade das, was er gesehen hat, für das Wichtigste und Wesentliche, sucht daraus alles Übrige zu erklären und giebt diese Erklärungen, als wenn sie Thatsachen wären. Und wie oft treten zu diesen unabsichtlichen Entstellungen nicht ganz oder halb absichtliche hinzu, die durch Parteileidenschaft und Hass oder Gunst eingegeben werden! In solchem Gewirre immer den richtigen Weg zu finden, wäre eine übermenschliche Leistung, und Keiner darf es schelten, wenn auch ein Thukydides hin und wieder einmal fehlgegriffen hat. Jedenfalls ist sein Urteil von einer Schärfe, die Kritik der Erzählungen

und die Verbindung ihrer einzelnen Momente zum Ganzen von einer historischen Feinheit, wie sie kaum bei einem anderen Geschichtschreiber alter oder neuer Zeit so wiederzufinden sind.

Freilich hätte er diese Aufgabe nicht so glänzend erfüllen können, wenn ihn nicht Herkunft und Lebensschicksal in hervorragender Weise dazu befähigt hätten. Aus uraltem Geschlecht entsprossen, dass seinen Stammbaum auf Miltiades und über diesen hinaus bis auf den Telamonier Aias zurückführte, war er schon von Geburt dazu berufen, im Athenischen Staat eine Rolle zu spielen. Denn dass hoher Adel durch eine demokratische Verfassung kaum an seiner Geltung verliert, zeigt noch heute das Beispiel Nordamerikas, und im Athen des fünften Jahrhunderts sind fast alle Politiker von Bedeutung aus den alten Geschlechtern hervorgegangen. So lernte er seit dem frühesten Kindesalter die Leitung des Staates als seinen Beruf, die politischen und kriegerischen Dinge als seine eigenste Angelegenheit betrachten, und erwarb auf diese Weise Anschauungen und Kenntnisse, die zwar nicht dem Staatsmann, desto mehr aber dem Historiker zu Gute kommen sollten. Denn nachdem er zur höchsten Ehrenstellung, die das Athenische Volk verleihen konnte, der Strategie, aufgestiegen war, hatte er im Jahre 425 Unglück bei einem Feldzuge in Thrakien und musste es durch lange Verbannung büssen. Erst nach dem Ende des grossen Krieges wurde ihm die Heimkehr gestattet, doch scheint er sie nicht sehr lang überlebt zu haben. So war er gezwungen, den grössten Teil seines Mannesalters unthätig in der Fremde zuzubringen; aber gerade der Umstand, dass ihn seine Vaterstadt verstossen hatte, gab ihm Gelegenheit, auch mit den Feinden derselben persönlich zu verkehren, und da er auch seine alten Verbindungen natürlich nicht ganz eingebüsst hatte, aus beiden

Kriegslagern Nachrichten zu sammeln. Seine vornehme Geburt, die von ihm bekleidete hohe Stellung und der fürstliche Reichtum, den er sich auch in der Verbannung bewahren konnte, erschlossen ihm überall die höchsten Kreise der Gesellschaft; er hörte also nicht nur gemeine Soldaten und kleine Bürger, sondern Könige und Feldherren, die immer im Centrum der Ereignisse gestanden und sie von ihrer Höhe am freiesten überblickt hatten, von den Thaten und Leiden des Krieges erzählen. Und dem, was er hörte, brachte er einen Maassstab der Kritik entgegen, wie er wenig Anderen gegeben war. Als Feldherr wie als Staatsmann hatte er keine achtunggebietenden Erfolge aufzuweisen; aber dass er in beiden Stellungen, wenn auch unglücklich, thätig gewesen war, verlieh ihm für Krieg und Politik den scharfen Blick des Praktikers, der ihn das Mögliche erkennen, das Unwahrscheinliche abweisen und den Zusammenhang von Grund und Folge klar erfassen liess. Wie hoch er in der Kritik über allen anderen Geschichtschreibern des Altertums steht, ergiebt sich aus der Thatsache, dass er unter ihnen der Einzige ist, der alles Anekdotenhafte als solches prinzipiell verschmäht.

Kaum geringer als die wissenschaftlichen Verdienste des Thukydides sind seine künstlerischen. Zwar in der Umgrenzung des Stoffes und dem Aufbau der Handlung, in der Disposition und der geschickten Anwendung von Exkursen ist er, wie schon gesagt, nur der Schüler des Herodot, freilich ein Schüler, der seinen Meister übertrifft. Doch tritt bei ihm zuerst ein Moment hinzu, das seitdem die ganze Geschichtschreibung des Altertums beherrschen sollte: ich meine die Entwicklung der neuentdeckten Rhetorik.

In den Demokratien des Altertums war der politische Einfluss des Bürgers in erster Linie davon abhängig, ob

er die Gründe für die von ihm empfohlenen Maassregeln der bunten Menge einer Volksversammlung überzeugend darlegen konnte. Die freie Rede war so sehr zum vornehmsten Machtmittel der Staatskunst geworden, dass man diejenigen Männer, welche eine leitende Stellung in der Politik in Anspruch nahmen, durch das Wort „Rhetor“ technisch bezeichnete. Die stete Übung, verbunden mit der Gelegenheit, die glänzendsten Muster täglich auf dem Markte zu hören, musste natürlich bei Allen, die in der Volksversammlung etwas gelten wollten, eine gewisse Ausbildung im Reden herbeiführen; aber darum wurde dieses bis tief ins fünfte Jahrhundert doch nicht als Kunst empfunden, sondern nur als Naturgabe, die höchstens durch erworbene Fertigkeit gesteigert war.

Da kam das Perikleische Zeitalter und mit ihm die reichste Entfaltung des wissenschaftlichen Sinnes, die dem Altertum beschieden war. Alles wurde zum Gegenstande der Untersuchung, und der so geschärfte Geist nahm mit Staunen wahr, dass in den einfachsten und alltäglichsten Dingen, die man vorher kaum der Beachtung für wert gehalten hatte, eine wunderbare Gesetzmässigkeit waltet. Namentlich richtete sich dieser erwachte Forschungstrieb auf die Sprache. Jahrtausende lang hatte man Numerus und Casus, Tempus und Modus ganz richtig gebraucht, ohne von Deklination und Konjugation eine Ahnung zu haben. Jetzt plötzlich wurde man darauf aufmerksam, das beim Zeitwort gewisse Endungen immer wiederkehrten, wenn man von etwas Gegenwärtigem sprach, und andere das Zukünftige oder Vergangene bezeichneten, dass die männlichen und weiblichen Wörter sich ebenfalls durch ihre Endung unterschieden, und was dergleichen mehr ist. Man entdeckte die Grammatik und begrüsste sie als ganz erstaunliche Offenbarung. Und als man so weit war, begann

man auch in der zusammenhängenden Rede Gesetze wahrzunehmen und eifrig zu studieren. Man beobachtete Satzverbindungen und Figuren, sonderte unter diesen gewisse Klassen aus und gab ihnen Namen, die, wie Antithese oder Metapher, zum Teil noch heute in Gebrauch sind. Aber während die Grammatik nur ein rein wissenschaftliches Interesse in Anspruch nahm, suchte man die neuerkannten Gesetze der Rede sehr bald auch den praktischen Zwecken der Politik dienstbar zu machen. Indem man die Mittel, mit denen die Rhetoren in Gericht und Volksversammlung auf ihr Publikum wirkten, nach ihrer Gesetzmässigkeit studierte, gelangte man dazu, Regeln für das schöne und eindrucksvolle Sprechen aufzustellen und schuf damit die Rede zu einer schulmässig erlernbaren Kunst um. Dabei nahm man denn auch die Dialektik zu Hülfe, die von den Philosophen der Zeit ausgebildet war. Aus ihr lernte man, wie Trugschlüsse zu machen und aufzudecken seien, und erkannte in beidem ein sehr erfolgreiches Mittel für den Volksredner. Von Sizilien, wo gleichfalls in den meisten Städten demokratische Verfassungen herrschten, war die Rhetorik ausgegangen, aber auch in Athen nahm man ihre Lehren mit Begierde auf. Thukydides war schon ein reifer Mann, als der Sizilianer Gorgias hierher kam und die attischen Politiker mit der Kunst, die seine Heimat hervorgebracht hatte, bekannt machte (427), aber erst zwei Jahrzehnte später vollendete er seine Geschichte, soweit sie überhaupt vollendet ist. Die Eindrücke, welche er durch die neue Belehrung empfangen hatte, fanden also mehr als genügende Zeit, in ihm auszureifen und sein Wesen ganz zu durchdringen. Jedenfalls sind die Eigenschaften, welche die Alten an der Beredsamkeit des Gorgias rühmten, die Pracht, die Würde und die Auswahl schöner Worte, genau dieselben, mit denen

man auch den Stil des Thukydides charakterisieren kann.

Die Büchersprache war bisher das Jonische gewesen; dagegen bediente man sich auf der Rednerbühne natürlich desjenigen Griechisch, welches das Volk am besten verstand, das heisst des heimischen Dialektes der betreffenden Stadt. Auch Thukydides verlässt daher die Sprache des Herodot und der Logographen und schreibt in attischer Mundart, wie Perikles geredet hatte. Er konnte es damals schon thun, obgleich sein Werk nicht nur für die Athener, sondern für alle Griechen bestimmt sein sollte. Denn durch die Macht des Seebundes, der sich seit den Perserkriegen über alle Küsten und Inseln des Ägäischen Meeres ausgedehnt hatte, gab es längst keine griechische Stadt mehr, die nicht gewohnt gewesen wäre, Athenische Redner vor ihrem Volke sprechen zu hören. Ihre Mundart war also allen hellenischen Stämmen geläufig geworden, und das Komische, das sonst jedem Dialekt in fremden Gegenden eigen zu sein pflegt, hatte sie verloren, seit sie die Sprache der Herren und Gebieter war. Gleichwohl lag in dem Gebrauch des heimischen Dialektes eine Annäherung an die Sprache des gewöhnlichen Lebens; dem feinen Stilgefühl des Thukydides aber widerstrebte es, von den grössten Ereignissen, welche die Welt je gesehen hatte, ganz in demselben Tone zu erzählen, wie der brave Spiessbürger mit seinem Nachbarn schwatzte. Dies ist wohl der Hauptgrund, warum Thukydides im Gegensatze zu der Einfalt des Herodot jene hochtöniger etwas schwerfällige Pracht der Rede ausgebildet hat, die seinem Werk ihr Gepräge verleiht. Mit entschiedener Absicht lehnt er sich an die Sprache des Theaters an und obgleich er den Unterschied des prosaischen Ausdrucks und des Verses, der hier noch ausschliesslich herrschte, lebhaft empfindet, entnimmt er der Tragödie

doch nicht selten ihre feierlich klingenden, poetischen Worte. Das Geplauder des Herodot verhält sich zu dem stolzen Schreiten seiner Erzählung wie etwa ein Grimmsches Märchen zu einer Festrede von Treitschke.

Die grossen Gegner haben beide das Schicksal geteilt, das zum Schmerze von ganz Deutschland auch unserem Treitschke nicht erspart bleiben sollte, dass sie über ihren Werken hinstarben und diese nur unvollendet der Nachwelt hinterliessen. So schwer wir dies aber auch zu beklagen haben, gewährt es uns doch bei Thukydides den hohen Vorteil, dass wir an den einzelnen Teilen seiner Geschichte wenigstens seine künstlerische Arbeit von der ersten flüchtigen Niederschrift, wie sie aus seinem Nachlass publiciert wurde, bis zur abgeschlossenen Vollendung fast in allen Stadien verfolgen können. Da ist es denn sehr bemerkenswert, dass Urkunden in ihrem Wortlaute sich nur in den unfertigen Stücken finden, während dort, wo der Autor die letzte Hand angelegt hat, der steife offizielle Stil in die indirekte Rede und damit in die gewöhnliche Sprache des Thukydides übersetzt ist. Sein durchgebildetes Formgefühl duldete es eben nicht, dass die Einheitlichkeit des Ausdrucks durch Einlagen von anderer Art des Stiles unterbrochen wurde. Was sagen dazu unsere Modernsten, die selbst in ganz freien Kunstwerken, wie Roman und Novelle es sein sollen, die hochdeutsche Erzählung durch Dialoge in halbverständlichen Mundarten zerreissen und den Vorleser damit zu den zungenbrechendsten Evolutionen nötigen?

Eine wichtige Neuerung des Thukydides, die dann von fast allen späteren Geschichtschreibern bis zum Zusammenbruche der antiken Welt nachgeahmt ist, bestand in der Komposition von Reden, die er den handelnden Personen in den Mund legte. Auch schon bei

Herodot hatten solche zwar nicht gefehlt, aber sie enthielten so gut wie gar kein Raisonnement, sondern waren ganz mit Erzählungen ausgefüllt, so dass man sie, wie schon gesagt, nur als Einkleidung historischer Exkurse auffassen kann. Dagegen unterscheiden sich die Reden des Thukydides von denjenigen, die thatsächlich in den Versammlungen von Rat und Volk gehalten wurden, einzig und allein dadurch, dass sie etwas kürzer sind. In Folge seiner Verbannung war es ihm nicht beschieden gewesen, die Belehrungen, welche er durch Gorgias empfangen hatte, in der praktischen Staatskunst anzuwenden, und jedes Können drängt nach Bethätigung. Dies innere, psychologische Bedürfnis ist wohl der letzte Grund gewesen, der Thukydides dazu geführt hat, die Volksrede in die antike Geschichtschreibung einzuführen. Den mächtigen Trieb nach politischer Beredsamkeit, den er im wirklichen Leben zurückdrängen musste, hat er in seinem Geschichtswerk ausgeströmt.

Solange sie überhaupt bestand, unterschied die Rhetorik zwei Klassen von Reden, die Prunkreden und die Streitreden. Beide sind bei Thukydides durch ganz vollendete Muster vertreten: die erste Gattung namentlich durch die berühmte Leichenrede des Perikles, die zweite durch sehr zahlreiche Beispiele. Und wie es eine der beliebtesten Übungen der Rhetoren war, nacheinander das Entgegengesetzte zu beweisen, so verbindet auch er in der Regel je zwei Reden und greift mit der einen dieselbe politische Maassregel an, die er mit der andern verteidigt. Dies Spiel des Witzes, so geistvoll es ist, würde doch stark nach der Schule schmecken, wenn Thukydides nicht so meisterhaft verstanden hätte, es den Zwecken der Geschichtschreibung unterzuordnen. Wo er von grossen Wendungen der Ereignisse und schicksalsvollen Beschlüssen einer Versammlung oder eines Einzelnen

zu berichten hat, da empfindet auch der moderne Historiker das Bedürfnis, den fortlaufenden Gang der Erzählung zu unterbrechen, indem er die Gründe der entscheidenden Handlung darlegt, ihr Für und Wider erörtert und auf ihre Folgen hinweist. Ganz dasselbe erzielt Thukydides mit seinen Reden, und indem er jene notwendigen Erörterungen nicht, wie wir es zu thun pflegen, im eigenen Namen vorbringt, sondern sie von den Personen seines Dramas anstellen lässt, erreicht er zugleich, dass der Erzähler hinter seinem Gegenstande ganz verschwindet und die künstlerische Form zur höchsten Objektivität abgeklärt wird. Um bei bedeutsamen Wendepunkten sein Raisonnement nach allen Seiten hin abschliessend zu gestalten und doch die Form der Rede nicht zu verlassen, scheut der sonst so wahrheitsliebende Mann sogar vor kleinen Unrichtigkeiten nicht zurück. Die Kriegserklärung leitet er, wie es nach seinem Prinzip ja ganz selbstverständlich ist, durch ein langes Redeturnier ein, dessen Schauplatz er in die Versammlung des peloponnesischen Bundes verlegt. An dieser wichtigsten Stelle seines ganzen Werkes mussten alle Standpunkte, von denen aus man den bevorstehenden Krieg betrachten konnte, erschöpfend dargelegt werden, und folglich durfte auch der Athenische nicht fehlen; für diesen aber liess sich ein Vertreter im Bundesrate der Gegner nicht leicht finden. So führt er denn aufs Geratewohl eine Athenische Gesandtschaft ein, die keinen anderen Zweck hat, als die erforderliche Rede zu halten. Denn irgend einen Grund für ihre Anwesenheit in Sparta zu erfinden oder gar den Gesandten beliebige Namen zu geben, wie die meisten Geschichtschreiber des Altertums ganz unbedenklich gethan hätten, ist Thukydides denn doch zu gewissenhaft.

Überhaupt scheinen gerade die Reden es gewesen zu sein, bei denen das künstlerische Bedürfnis des Thu-

kydides am meisten mit seiner strengen Wahrheitsliebe in Konflikt geriet. Es ist sehr charakteristisch, wie gewunden er sich in der Vorrede über ihren Inhalt ausdrückt: „Was aber Jeder in Reden dargelegt hat vor der Erklärung des Krieges oder während seiner Dauer, daran die genaue Erinnerung zu bewahren, war sowohl mir schwer, wenn ich sie selber gehört hatte, als auch den Übrigen, die mir von irgend welchen andern Orten her davon erzählten; ich habe es daher so dargestellt, wie mir Jeder dem zeitweiligen Gegenstande entsprechend am passendsten zu reden schien, indem ich mich so nah als möglich an den gesamten Sinn des wirklich Gesagten zu halten suchte.“ Dass seine Reden den thatsächlich gehaltenen nicht entsprechen, giebt Thukydides hier ausdrücklich zu, doch mag er trotzdem nicht offen eingestehen, dass er sie ganz frei erfunden hat; denn dies würde die Illusion der Leser, die jedem künstlerisch strebenden Autor am Herzen liegen muss, empfindlich stören. Er verschanzt sich daher hinter seinem schlechten Gedächtnis und lässt für jeden einzelnen Fall die Möglichkeit zu, dass die Rede so oder ähnlich gehalten sein könnte, ohne doch sein historisches Gewissen für ihre Richtigkeit zu engagieren. So hat er das erfreuliche Bewusstsein, Keinen eigentlich betrogen zu haben, während doch seinen Reden jene unmittelbar ergreifende Wirkung geblieben ist, wie sie nur durch den Eindruck der reinen, unverfälschten Wahrheit in diesem Grade erreicht werden kann.

In Thukydides hat die antike Geschichtschreibung sowohl nach ihrer künstlerischen wie nach ihrer wissenschaftlichen Seite hin einen Höhepunkt erreicht, den sie niemals überschreiten sollte. Wohl haben in der Folgezeit sehr Viele ihn bewundert und nachgeahmt, aber Keiner davon ist im Stande gewesen, seine Grösse auch

nur völlig zu begreifen, geschweige denn sich zu ihr emporzuheben. Es ist bezeichnend dafür, dass man nichts Anderes bei ihm so hochschätzte, wie seine Reden, die doch nur ein Schmuck, nicht der Kern seiner Arbeit waren. Im Übrigen suchten ihm seine Nachtreter in der Einheitlichkeit und schönen Abrundung des Stoffes, im Satzbau und im Schmuck der Rede mit poetischen Worten, kurz in der Anwendung derselben Kunstmittel das Geheimnis seiner Wirkung abzulauschen; für die Art seiner wissenschaftlichen Forschung hat Keiner im ganzen Altertum auch nur das leiseste Verständnis gezeigt. Wohl hat man den Kreis der Gegenstände, mit denen sich die Geschichte beschäftigte, noch sehr erweitert. Namentlich Aristoteles und seine Schule sind in dieser Beziehung thätig gewesen und haben der politischen Geschichte, die bis dahin fast ausschliesslich gepflegt worden war, noch die Verfassungs-, Kultur- und Literaturgeschichte hinzugefügt. Dieser Fortschritt ist gewiss nicht zu unterschätzen, aber er ging doch nur in die Breite, nicht in die Tiefe. In Methode und Auffassung erheben sie und alle ihre Nachfolger sich kaum über den Standpunkt der Logographen; die Keime, welche Thukydides gepflanzt hatte, sind von Keinem gepflegt und zur Blüte gebracht.

Nur in einer Beziehung ist die antike Geschichtschreibung noch über ihn hinausgewachsen, in dem Verständnis und der Schilderung menschlicher Charaktere, und dieser letzte Fortschritt, den sie im Altertum gemacht hat, gehört erst der römischen Kaiserzeit an. Es scheint höchst merkwürdig, dass eine Epoche, die sonst nur durch das Ersterben des antiken Geisteslebens bezeichnet ist, noch diese schöne Blüte treiben konnte, doch ist es in den Zeitverhältnissen tief begründet. In den republikanischen Staaten war der Einzelne nur das

Organ des allgemeinen Willens. Wohl fanden sich Männer, die Rat und Volk durch die Macht ihrer Persönlichkeit fortzureissen und der Politik ihres Gemeinwesens zeitweilig die Richtung zu geben wussten; aber auch diese beherrschenden Geister hätten niemals eine solche Wirkung üben können, wenn sie nicht mit dem dunkeln Drange, der in den Massen waltete, die engste Fühlung besessen hätten. Sie brachten nur das in lebensfähige Formen, was die Menge unklar ersehnte, und leiteten den Zeitgeist, indem sie seinem Drucke folgten. In der Kaiserzeit dagegen hing das Schicksal der Welt ganz und gar von dem Charakter eines Einzelnen ab; was er wollte, das konnte er, ohne auf einen andern Widerstand zu stossen, als der in den Grenzen der Menschennatur liegt. Jede Opposition war verstummt, und Alles beugte sich knechtisch den Winken jenes Einen. Da ist es ganz natürlich, dass bei jedem Regierungswechsel Alles ängstlich spähte, was man von dem neuen Herrscher zu erwarten habe. Jedes Wort, jede Miene von ihm wurde auf die Wagschale gelegt; keine Kleinigkeit war so unbedeutend, dass man sie nicht beachtet hätte, wenn sie irgend eine Aufklärung über Natur und Sinnesart des Kaisers versprach. In den höheren Ständen, die Gelegenheit fanden, dem Herrscher näher zu treten, und am meisten von seinen Launen zu fürchten oder zu hoffen hatten, bildete sich daher ein psychologischer Scharfblick aus, wie er der früheren Zeit des Altertums ganz fremd gewesen war.

Dies bewirkte zunächst, das die Biographie, obgleich ihre Wurzeln schon in eine sehr viel frühere Epoche zurückreichen, doch erst in der Kaiserzeit ihre volle Blüte entfaltete. Das berühmteste Muster dieser Gattung ist bekanntlich Plutarch, der auf der Grenze des ersten und zweiten Jahrhunderts thätig war. Er ist durchaus

kein tiefer Geist, am wenigsten ein tiefer Forscher; mit der ersten Pflicht jedes echten Historikers, der Feststellung des Thatsächlichen, hat er sich sehr wenig Not gemacht. Auf eine Handvoll Namen und Daten kommt es ihm nicht eben an, sondern nur darauf, den ethischen Gehalt seiner Charaktere ins richtige Licht zu setzen, und dies hat er meisterlich gethan. Sein Hauptmittel dazu ist die ausgedehnte Benutzung von Anekdotenbüchern, wie sie damals in grosser Zahl existierten. Ihnen entlehnt er jene Fülle kleiner Einzelzüge, die, ob wahr oder nicht, doch mit so feinem Verständnis zusammengefügt, äusserst lebendige Bilder der Persönlichkeiten ergeben. Viel tiefer und bedeutender aber sind die Charakteristiken zweier andern Historiker, die nicht Biographen sein wollen, des Tacitus und des Ammianus Marcellinus. Beide schreiben allgemeine Reichsgeschichte, aber der Zug der Zeit ist mächtig genug, um auch ihren Werken fast den Charakter einer Reihe von Kaiserbiographien zu geben. Dabei wissen sie jede Seelenregung ihrer Helden so verständnisvoll nachzuempfinden, jeden Charakter, mögen sie auch noch so verschieden sein, so allseitig und erschöpfend auszugestalten, wie es früher nie erreicht und auch in der Neuzeit nur sehr selten übertroffen ist. Drei Jahrhunderte trennen Ammian von Tacitus, und in seiner zopfigen und geschmacklosen Schreibweise spricht sich der Unterschied ihrer Zeiten deutlich genug aus; aber während sonst in dieser traurigen Epoche jede geistige Kraft eingeschrumpft ist, hat die Kraft der Charakteristik eher gewonnen als verloren.

Sechstes Kapitel.

Memoiren und Tendenzgeschichte.

Wenn man die höchsten Spitzen der griechischen Geschichtschreibung bezeichnen will, pflegt man gewöhnlich drei Namen nebeneinander zu nennen, Herodot, Thukydides und Xenophon. Durch diese Zusammenstellung thut man den beiden Ersten grosses Unrecht. Denn während Jeder von ihnen im Widerstreite zu den Zielen seiner Vorgänger mächtig über sie hinauswuchs, giebt sich in den meisten Werken des Xenophon nur noch ein Herabsinken zu erkennen. Freilich steht auch er in einem ganz ähnlichen Gegensatze zu Thukydides, wie dieser zu Herodot und Herodot zu den Logographen. Die Wellenbewegung von Aktion und Reaktion, die jeden lebendigen Fortschritt begleitet, hatte eben zu seiner Zeit noch nicht aufgehört. Aber in diesem Falle geht der Wechsel der Richtung nicht auf Xenophon selbst zurück und hat sich nicht innerhalb des Gebietes der Geschichtschreibung vollzogen, sondern ist nur durch die Rhetorik, deren Einwirkung jetzt immer mächtiger wird, in sie hineingetragen worden.

Die ältesten Meister der Rhetorik hatten mit prunkvollen Reden geglänzt, die ihre Wirkung, solange ihre Kunstmittel noch neu waren, nicht verfehlten. Bald aber stumpften sich die Ohren gegen diesen üppigen Wortschwall ab, und zugleich bemerkte das Publikum der Volksversammlungen, dass diese Herren nicht so sehr durch vollwichtige Gründe wie durch ausgeklügelte

Trugschlüsse und künstliche Mittel der Überredung auf seinen Willen einwirkten, und wurde misstrauisch gegen alle Reden, an denen jene gefährliche Schulung bemerkbar war. So bildete sich denn unter Führung des Lysias eine neue Richtung aus, die nicht, wie die Jünger des Gorgias es gethan hatten, ihre Kunst zeigen wollte, sondern bestrebt war, sie möglichst zu verbergen. Die verschmitzten Trugschlüsse und Überredungsmittel gab sie zwar keineswegs auf, aber sie verschmähte allen in die Augen fallenden Prunk und kleidete sie in so schlichte Formen, dass für Zuhörer, die den Kunstgriff nicht kannten, die gute Sache nur durch sich selber zu wirken schien. Dieser Schule gehörte Xenophon an, und sein Stil unterscheidet sich daher von dem Thukydideischen genau in derselben Weise, wie Gorgias und Lysias sich unterschieden. Im Gegensatze zu dem mächtigen Kothurngange des Thukydides zeichnet sich seine Schreibart durch die grösste Einfachheit aus und sucht eben darin den höchsten Reiz, auf jedes bemerkbare Reizmittel zu verzichten. Man sieht auch hier, wie jede Reaktion an die vorher überwundene anknüpft. Herodot hatte auf die Fabulierlust der Epiker zurückgegriffen, Thukydides auf die Wissenschaftlichkeit der Logographen; Xenophon will schlicht sein, wie Herodot es gewesen war, doch bleibt der Unterschied ihres Stiles darum nicht minder gross. Der alte Herr schrieb, wie ihm der Schnabel gewachsen war; sein neumodischer Jünger braucht sehr viel Kunst, nur weiss er sie zu verstecken.

Auch in der Folgezeit gehen die Wechsel, die sich in der Form der Geschichtschreibung vollziehen, nicht aus ihren eigenen Bedürfnissen hervor, sondern spiegeln nur die Moden der Rhetorik wider. Es ist dafür bezeichnend, dass man die bedeutendsten Historiker der nächsten Epoche, Ephoros und Theopomp, immer Schüler

des Isokrates nennt, eines Mannes, der nie ein Wort über Geschichte, sondern nur Prunkreden geschrieben hat. So ist der Stil bald schlicht, bald schwülstig; bald bewegt er sich in sorgsam gegliederten Perioden, bald in kurzen, spruchartigen Sätzchen; der Eine ahmt Herodot, der Andere Thukydides, der Dritte Xenophon nach; der Vierte sucht eklektisch die Tugenden mehrerer Vorbilder zu vereinigen: ein wirklicher Fortschritt ist nicht mehr zu bemerken.

Schon Xenophon war, wie wir sahen, nicht mehr so originell gewesen, wie Hekataios, Herodot und Thukydides; doch kommt ihm noch ein Verdienst als sein ganz persönliches Eigentum zu, das gerade heutzutage besonderes Interesse erregen dürfte. In einer Zeit, wo der Büchermarkt mit Memoiren überschwemmt wird und, was noch merkwürdiger ist, für all das fade Zeug sich sogar Leser finden, darf derjenige Mann, der die Aufzeichnung rein persönlicher Erinnerungen zuerst zur Würde der Geschichte erhoben hat, wohl erhöhte Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Ganz ohne Vorgänger war er freilich auch auf diesem Gebiete nicht. Die ältesten Memoiren, von denen wir wissen, waren gleichzeitig mit der Geschichte des Herodot oder gar noch etwas früher durch Ion von Chios verfasst worden. Doch dieser fühlte sich nicht, wie Hekataios, Thukydides und bis zu einem gewissen Grade auch Herodot, als Mann der historischen Wissenschaft, sondern er war ausschliesslich Künstler. So lag denn auch der Schwerpunkt seiner Thätigkeit auf dem poetischen Gebiete. Er hat Dithyramben, Oden, vor Allem Tragödien verfasst, von denen mehrere in Athen zur Aufführung kamen, und gewiss sollten auch seine Denkwürdigkeiten nicht als wissenschaftliche Leistung gelten, noch weniger als Quellenwerk für künftige Historiker, sondern sie waren nur

bestimmt, gebildete Leser angenehm zu unterhalten. Ihr Titel war Ἐπιδημίαι, was man wohl am passendsten durch „Reisen“ übersetzen kann. Sie schilderten nämlich die Berührungen, welche Ion teils auf seinen Reisen in fremden Städten, teils in Chios bei ihren Reisen mit berühmten Männern gehabt hatte. Den deutlichsten Begriff von diesem merkwürdigen Buche, dessen Inhalt uns ganz modern anmutet, wird wohl das folgende Fragment desselben geben: „Mit dem Dichter Sophokles bin ich in Chios zusammengetroffen, da er als Feldherr nach Lesbos schiffte, einem Manne, der beim Weine scherzhaft und umgänglich war. Als Hermesilaos, sein Gastfreund und Konsul der Athener, ihn bewirtete, bemerkte er, dass der schöne Knabe, der den Wein schenkte, am Feuer stehend, über die Anwesenheit des berühmten Gastes verwirrt und rot geworden war, und sprach zu ihm: „Willst du, dass ich mit Vergnügen trinke?“ Als er es bejahte: „Nun, so reiche und nimm mir den Becher recht langsam.“ Da der Knabe jetzt noch viel mehr errötete, sagte Sophokles zu seinem Tischnachbarn: „Wie schön hat doch Phrynichos gedichtet:

Hell leuchtet auf purpurner Wang' das Licht des Liebesgottes.“

Da antwortete ihm ein Eretrier, der im Lesen unterrichtete: „Du, Sophokles, bist zwar Autorität in der Poesie; gleichwohl hat Phrynichos nicht gut geredet, wenn er die Wangen des Schönen purpurn nennt. Denn wenn ein Maler die Wangen dieses Knaben hier mit Purpurfarbe anschmieren wollte, so würde er nicht mehr schön erscheinen. Und man darf doch wahrlich das Schöne nicht mit dem vergleichen, was nicht schön erscheint.“ Da lachte Sophokles über den Eretrier: „Also wird dir, o Gastfreund“, sprach er, „auch jenes Simonideische nicht gefallen, das die Griechen doch sehr schön gesagt finden:

Aus purpurnem Munde strömte das Wort der Jungfrau, und auch nicht der Dichter, der vom goldhaarigen Appollon redet. Denn falls der Maler die Haare des Gottes golden und nicht dunkel malte, so wäre das Bild auch schlechter. Auch nicht, der von der rosenfingrigen Eos spricht! Denn wer die Finger mit Rosenfarbe anstriche, der würde die Hände eines Purpurfärbers, aber nicht eines schönen Weibes bilden.“ Als nun Alle lachten, war der Eretrier über den Tadel beschämt; Jener aber wandte seine Rede wieder an den Knaben. Er fragte ihn, als er ein Spänchen aus dem Becher mit dem kleinen Finger entfernen wollte, ob er das Spänchen sehe. Als jener bejahte: „So blase es weg, damit du dir den Finger nicht nass machst.“ Als nun jener das Gesicht auf den Becher neigte, führte Sophokles den Becher seinem Munde zu, damit ein Kopf dem anderen näher käme. Wie aber der des Knaben dem seinen ganz nahe war, umfasste und küsste er ihn. Als Alle ihm mit Gelächter und Geschrei Beifall klatschten, dass er den Knaben hübsch angeführt habe, da sprach er: „Ich übe mich in der Kriegskunst, ihr Männer. Denn Perikles sagt, ich verstände wohl Verse zu machen, aber nicht Krieg zu führen. Ist mir nun diese Kriegslist nicht gut gelungen?‘ Solche anmutigen Dinge sprach und that er viel beim Trunke; in den politischen Sachen aber war er nicht erfahren und geschickt, sondern wie jeder Beliebige von den braven Athenern.“

Ist dies nicht, als ob man eins der modernen Memoirenwerke lese, in denen höchst untergeordnete Geister damit renommieren, dass sie einmal Goethe gesehn haben, aber nichts Besseres von ihm zu berichten wissen, als dass er den Rock zugeknöpft trug und in ihrer Gegenwart gähnte? Damit soll freilich noch nicht gesagt sein, dass Ion ein untergeordneter Geist war;

denn jedenfalls bedeutet es etwas ganz Anderes, eine neue Literaturgattung zu schaffen, oder als der Tausendunderste in den ausgefahrenen Geleisen einherzutrotten. Zudem ist dies Geschichtchen vom grossen Sophokles zwar recht unbedeutend, aber durchaus nicht ohne Anmut erzählt. Dies ist das einzige grössere Stück, das uns aus dem Buche des Ion in seinen eigenen Worten erhalten ist; doch wissen wir, dass er auch sonst mit besonderer Vorliebe Gastmahlserinnerungen erzählte, und Plutarch hat ihm manche jener hübschen Anekdoten entnommen, mit denen er die Charakterbilder seiner Helden auszuschmücken pflegt.

Auf einer sehr viel höheren Stufe steht Xenophon. Seine berühmte Anabasis ist zwar auch ein Memoirenwerk, insofern es nur eigene Erlebnisse des Verfassers wiedergiebt, doch erhebt es sich durch die Bedeutung des Stoffes, die Würde und Objektivität der Darstellung himmelhoch über den simplen Klatsch, der die Erzeugnisse dieser Literaturgattung auszufüllen pflegt. Xenophon ist sich wohl bewusst, dass jener kühne Rückzug, den die zehntausend Griechen unter seiner Leitung durch ein rauhes und feindliches, noch ganz unerforschtes Land ausführten, zu den grössten Ereignissen der gesammten Kriegsgeschichte gehört; aber gerade darum hütet er sich sorgfältig vor jedem prahlerischen Wort und erzählt seine grossartige Leistung so schlicht und bescheiden, als wenn es sich um die einfachsten Dinge handelte. Seine eigene Persönlichkeit lässt er ganz zurücktreten, ja er redet von sich sogar in der dritten Person, als wenn er über einen gleichgültigen Fremden zu berichten hätte; gerade dieses Kunstmittel trägt aber wohl am meisten dazu bei, dass seine Darstellung über das Niveau der Memoiren hinauswächst und sich in den höheren Bereich der Geschichte erhebt. Gewiss ist diese Form der Erzählung

nichts weniger als naiv; sie steht auf einer Linie mit der reizvollen Schmucklosigkeit seines Ausdrucks, die auch nicht natürlich, sondern das Ergebnis höchster rhetorischer Schulung ist. Aber der Leser merkt die Berechnung nicht und erfreut sich unbefangen an der vollendeten historischen Objektivität, über der doch die Frische des selbst Erlebten keineswegs verloren geht. Auf diese Weise hat Xenophon das höchste Muster der Memoirenliteratur geschaffen, das neben unzähligen anderen selbst ein Cäsar seiner Nachahmung würdigte, ohne es übertreffen zu können.

Aber so weit auch Xenophon über Ion hinausgegangen ist, unabhängig von ihm war er nicht. Am deutlichsten zeigen dies seine Jugendwerke, in denen er ganz in derselben Weise, wie der Chiische Dichter von Sophokles, Kimon und Perikles erzählte, seine Erinnerungen an Sokrates zusammengestellt hat; sogar die Form des Gastmahls, in der Ion sich so gern bewegte, kehrt bei Xenophon wieder. Aber während Jener mit seinen Denkwürdigkeiten keinen anderen Zweck verfolgte, als sich selbst das Gedächtnis der bedeutenden Männer, die er kennen gelernt hatte, zurückzurufen und seine Leser angenehm zu unterhalten, will Dieser Sokrates von den Anklagen reinigen, die ihm vor den Athenischen Gerichten den Tod gebracht hatten. Diese Memoiren gehören also schon in das Gebiet der Tendenzgeschichte, und ihr dienen auch, mit einziger Ausnahme der Anabasis, alle übrigen Schriften des Xenophon in höherem oder geringerem Grade.

Die früheren Historiker hatten alle ohne jeden Hintergedanken geschrieben, nur um der Mit- und Nachwelt das Geschehene bekannt zu machen oder, wie Herodot es in seiner Vorrede ausdrückt, „damit nicht das Geschehene unter den Menschen durch die Zeit aus-

gelöscht werde und grosse und bewundernswerte Thaten, die teils Hellenen, teils Barbaren vollbracht haben, ohne Ruhm bleiben". So gibt auch Thukydides keinen anderen Grund für sein Unternehmen an, als dass der Krieg, den er schildern will, gross und beachtenswert vor allen anderen ist, Hekataios, dass die Hellenen Falsches glauben und er sie über das Richtige belehren will. Die Absicht, auch moralisch auf den Leser zu wirken, fehlt dabei nicht ganz — z. B. tritt sie bei Herodot in dem Geschichtchen von Krösus und Solon und manchen ähnlichen ganz unverkennbar hervor —, doch übt sie noch keinen beherrschenden Einfluss auf die Geschichtschreibung, sondern hält sich immer bescheiden im Hintergrunde.

Wenn mit Xenophon ein Umschwung eintritt, so trifft die Schuld dafür wohl in erster Linie die Sokratische Philosophie, zu deren Jüngern er bekanntlich gehörte. Die älteren Philosophen hatten sich fast ausschliesslich mit der Physik beschäftigt; was der Urstoff der Welt sei und durch welche Kräfte sich aus ihm die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen gebildet habe, war die Frage, die bei ihren Spekulationen die Hauptrolle spielte. Gleich den Historikern ihrer Zeit pflegten also auch sie die Wissenschaft nur um des Wissens willen, ohne jeden praktischen Nebenzweck. Dieser Art der Forschung hatte Sokrates entschlossen den Rücken gekehrt. Hypothese, so demonstrierte er, stehe hier gegen Hypothese, und niemals werde man zu einem klaren Ergebnis kommen, das Alle befriedige. Und wenn man es wirklich über jeden Zweifel erheben könnte, dass die Welt aus dem Wasser oder aus einem bestimmungslosen Urstoff oder durch das Zusammenschiessen von Atomen entstanden sei, was nütze diese Kenntnis dem Menschen für die Richtung seines Wollens und Handelns? Statt

mit dem Weltgebäude, das im Grunde Keinen etwas angehe, solle man sich lieber mit dem Menschen selbst beschäftigen. Was bereitet ihm die Glückseligkeit, Lust oder Tugend? Worin besteht das Wesen der Gerechtigkeit? Diese und ähnliche Fragen solle man stellen! Auf sie eine befriedigende Antwort zu finden, sei leichter, weil ihr Gegenstand viel näher liege, und zugleich bringe ihre Lösung praktischen Nutzen. So führte Sokrates die Ethik in die Philosophie ein, und gleich darauf begann ihr Einfluss auch auf die Geschichtschreibung sich geltend zu machen.

Schon bei Thukydides findet sich die erste Spur dieser neuen Richtung, freilich nur in einem einzigen Satze seines grossen Geschichtswerkes, an einer Stelle, die der allerletzten Überarbeitung angehört. „Was ich erzähle," schreibt er, „wird, weil ihm das Anekdotenhafte fehlt, vielleicht nicht so amüsant zu hören scheinen; wer aber wünscht, die Wahrheit des Vergangenen genau zu erkennen und dadurch auch das Künftige, da es nach der Art der menschlichen Natur ebenso oder doch ähnlich sein muss, der wird daraus einen genügenden Nutzen schöpfen." Dass die Kenntnis der Vergangenheit den Zweck habe, nur als Richtschnur für das Handeln in der Zukunft zu dienen, ist hier mehr angedeutet als ausgesprochen. Jedenfalls ist dieser gefährliche Satz, der das Ziel der historischen Wissenschaft aus dem reinen Wissen hinaus in den praktischen Nutzen verlegt, bei Thukydides nicht viel mehr als eine Konzession an die herrschende Geistesströmung; auf seine Geschichtschreibung hat er gar keinen Einfluss geübt. In späterer Zeit aber wird er weiter ausgeführt und erscheint dann als Gemeinplatz, dem Keiner die Anerkennung versagt, bei den meisten Historikern. Das übliche Raisonnement lautet etwa folgendermaassen: Nur durch Erfahrung kann

der Mensch klug werden; nur aus ihr kann er die Erkenntnis schöpfen, welches Handeln im gegebenen Falle nützlich oder schädlich für ihn ist. Eigene Erfahrungen aber kommen meistens zu spät, auch gewinnt man sie nicht ohne Schmerz und Reue. So ist denn die Geschichte dazu da, um diesem Mangel abzuhelfen und durch die Erfahrungen früherer Geschlechter die Belehrung zu geben, welche man für sein eigenes Verhalten braucht. Wie bedenkliche Konsequenzen aus dieser Theorie folgen, liegt auf der Hand. Freilich haben wahrheitsliebende Männer, wie z. B. Polybius, hinzugefügt, nur dann könne die Geschichte die persönliche Erfahrung ersetzen, wenn sie die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit biete; aber diese Behauptung liess sich anfechten. Sollte die Geschichte einem praktischen Nutzen dienen, so konnte ihr letzter Zweck doch nur sein, den Willen der Menschen aufs Gute hinzulenken; diesen Erfolg aber konnte eine Aesopische Fabel ganz ebenso gut haben. Und dann waren die Lehren der Geschichte keineswegs alle der Art, dass man sie beherzigenswert finden konnte. Erfuhr man doch aus ihr, dass ein Hannibal sein Leben lang für die Grösse seines Vaterlandes geplant und gerungen hatte, um endlich den Giftbecher trinken zu müssen, während ein Sulla nach erbarmungslosem Wüten gegen seine Mitbürger im ruhigen Genusse des Sieges zu den Vätern versammelt wurde. Was lag da näher, als dass man solche schlimme Beispiele zu beseitigen oder umzudeuten suchte und gute an ihre Stelle setzte, selbst wenn man sie erfinden musste! Kurz, sobald man die Geschichte moralisch und politisch fruktifizieren wollte, war der tendenziösen Fälschung Thür und Thor geöffnet.

Bis zur bewussten Unwahrheit ist Xenophon vielleicht noch nicht fortgeschritten; aber er weiss sehr geschickt

bald zn verhüllen, bald ins rechte Licht zu setzen, wie es ihm für seinen Zweck passt. Nur seine Anabasis hält sich von jener tendenziösen Mache ganz frei; hier hatte der Verfasser, der zugleich der Haupthandelnde war, ganz dasselbe Gefühl, welches den Thukydides zu seinem Schaffen begeisterte, dass diese Thaten gross und beachtenswert vor allen anderen seien und deshalb keine Entstellung duldeten. Gleichwohl ist gerade die Memoirenliteratur, für die hier das klassische Vorbild geschaffen war, das hauptsächlichste Tummelfeld der Tendenz geworden. Diejenigen, welche später ihre Denkwürdigkeiten veröffentlichten, waren zum grösseren Teil Kaiser, Könige und leitende Staatsmänner — als die bekanntesten nenne ich nur Ptolemäus Lagi, Pyrrhus, Sulla, Cäsar, Augustus, Agrippina, die Mutter Neros, und Septimius Severus —, und meist benutzten sie diese Form der Geschichtschreibung, um ihre Thaten zu rechtfertigen und auf die öffentliche Meinung im Sinne ihrer Politik einzuwirken. So schliesst sich Cäsar in der schlichten Klarheit und ruhigen Objektivität der Erzählung aufs Engste an Xenophon an, und doch steht es fest, dass seine Memoiren nicht der unbefangenen Freude am Darstellen des Selbsterlebten, sondern ausschliesslich politischen Zwecken ihre Entstehung verdanken.

Der wissenschaftliche und künstlerische Trieb, der sich in den Griechen der Blütezeit so mächtig regte, hat über die Römer niemals die gleiche Gewalt besessen. Die Lehre, dass die Geschichte dazu da sei, um aus ihr Moral und Politik zu lernen, fand bei einem so praktischen Volke, wie sie es waren, natürlich lebhafte Zustimmung, und mit gewohnter Rücksichtslosigkeit haben sie alle Konsequenzen daraus gezogen. Erst bei ihnen hat daher die unverschämte Tendenzlüge eine Ausdehnung gewonnen, wie sie selbst in den schlechtesten Erzeugnissen

der griechischen Geschichtschreibung unerhört gewesen war. Namentlich seit den Gracchischen Unruhen wird jedes politische Ereignis, das die Gemüter mächtig ergreift, in die Geschichte der römischen Vorzeit zurückgespiegelt und durch abschreckende oder aufmunternde Beispiele, die in diese hineingefälscht werden, in höchst aufdringlicher Weise die politische Theorie gepredigt, welche der betreffende Historiker zu der seinigen gemacht hat. Wie das geschah, wird wohl am deutlichsten das folgende Beispiel zeigen.

Als in dem Prozess des Jugurtha und dem ihm folgenden Kriege die Häupter der römischen Adelspartei sich von dem afrikanischen Könige fast ausnahmslos hatten bestechen lassen und durch ihre Feilheit und Gewissenlosigkeit Schmach und Elend auf den römischen Staat gehäuft worden war, da erhob die Opposition gegen den Senat wieder mächtig ihr Haupt und leitete jene demokratische Bewegung ein, die mit der Herrschaft des Marius enden sollte. Um jene Zeit schrieb Lucius Coelius Antipater seine Geschichte des Hannibalischen Krieges, ein Mann der Mittelpartei, der nicht mit Unrecht Aristokraten und Demokraten beide für gleich nichtsnutzig hielt, weil aber nach seiner Ansicht der Sturz der Senatsmacht nur zur Tyrannis führen konnte, für die Aufrechterhaltung des bestehenden Zustandes eintrat. Diese politische Weisheit hat er in folgendem Geschichtchen niedergelegt. In Capua, so erzählte er, hatte durch die Siege Hannibals die antirömische Demokratie das Übergewicht erlangt, und die Parteileidenschaft war so hoch gestiegen, dass man den ganzen Senat umbringen und die Stadt den Karthagern übergeben wollte. Dies aber erschien auch dem Führer der Volkspartei, Pacuvius Calavius, als ein Unheil, dass er von seiner Heimat abwenden müsse. Er

beredete daher den Senat, der voll Angst war, sich von ihm in die Curie einschliessen zu lassen, trat dann vor das Volk und redete zu ihm etwa in folgender Weise: „Den Senat habe ich hier eingesperrt; ohne jede Gefahr könnt ihr an ihm euer Mütchen kühlen. Doch setze ich voraus, dass ihr nur gegen die augenblicklichen Senatoren, nicht gegen jeden Senat überhaupt seid. Denn wenn wir keine solche Regierungsbehörde hätten, so bliebe uns nichts Anderes übrig, als einen König zu dulden, was ferne von uns sei. Ich schlage euch daher vor, dass ihr über jeden Senator richtet, aber wenn ihr seinen Tod beschliesst, vor der Vollziehung des Urteils einen Anderen an seine Stelle setzt." Dies findet begeisterte Zustimmung. Ein beliebiger Senator wird vorgeführt, und die ganze Masse brüllt, das sei ein schlechter Kerl und müsse sterben. „Schön," sagt Pacuvius, „nun gebt mir aber für den schlechten Kerl einen guten und gerechten Senator." Anfangs herrscht tiefe Stille; als endlich schüchtern Einer vorgeschlagen wird, rufen die Einen, dass sie den Menschen gar nicht kennen, die Anderen werfen ihm niedere Geburt oder ein gemeines Handwerk vor, die Dritten wissen noch schlimmere Sünden von ihm zu erzählen. Und so geht es fort; man kann für die schlechten Senatoren keine besseren finden und sieht sich denn doch gezwungen, sie leben zu lassen.

Solche Erzählungen, aus denen die „Moral von der Geschicht" dem Leser recht derb in die Augen springt, erfüllen die ganze römische Geschichtschreibung. Erst im Anfang der Kaiserzeit, als die Parteigegensätze tot sind, hört diese Art von Erfindungen auf. Aber Keiner besitzt die Kritik, sie als das zu erkennen, was sie sind, sondern jeder Folgende erzählt seinem Vorgänger arglos nach, und so haben sich diese Lügen von einem Autor

in den anderen durch Jahrtausende fortgeschleppt bis in die Geschichtsbücher unserer Zeit hinein. Erst seit Niebuhr hat man mit ihrer Ausmerzung begonnen, aber diese Arbeit ist noch lange nicht zu ihrem Abschluss gelangt.

Ein durchgreifender Unterschied macht sich in der Geschichte der modernen Völker im Gegensatze zu den antiken geltend. Auch bei jenen ist zwar der geistige Fortschritt durch Ruhepausen der Ermattung unterbrochen gewesen, aber im Grossen und Ganzen betrachtet, hat er anderthalb Jahrtausende lang stetig angedauert, und es gibt keine Nation Europas, selbst die zurückgebliebensten nicht ausgenommen, die nicht in Politik und Wirtschaft, in geselligen Sitten und Wissenschaft heutzutage höher stände als vor hundert Jahren. Denn wenn, um Beispiele zu nennen, auch Spanien und Holland von der beherrschenden Stellung, die sie im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert einnahmen, längst zurückgetreten sind, so kommt dies nicht daher, weil sie selbst nicht weitergekommen wären, sondern nur weil andere Völker noch schneller fortschritten. Dagegen sind alle Staaten des Altertums nach einer Kulturarbeit von wenigen hundert Jahren zu einer Höhe aufgestiegen, über die sie nicht mehr hinauskamen; bei allen tritt ein Stillstand ein, der zuerst langsam, dann immer schneller in den Rückschritt übergeht. Auch in der antiken Geschichtschreibung tritt uns diese merkwürdige Erscheinung entgegen. Von Hekataios bis auf Thukydides verläuft nicht mehr als ein Jahrhundert, und doch ist darin die ganze Entwicklung von den Anfängen einer wirklichen Forschung bis zur höchsten Höhe, die sie im Altertum erreichen sollte, vollständig abgeschlossen. Wenn die Alten einen Sophokles und Phidias nicht mehr übertroffen haben, so liegt dies in der Natur der Dinge; die Modernen haben

es auch nicht gekonnt. Denn in der Kunst gibt es eine absolute Vollendung, die wohl auf neuen Wegen wieder und wieder erreicht, aber niemals überboten werden kann. Die Wissenschaft dagegen ist ihrem Wesen nach ein ewig Unvollendetes; sie mag Jahrtausende weiterstreben und wird doch nie zu einem Abschluss gelangen, weil jede gelungene Lösung immer wieder neue Rätsel aufgibt. Wie die moderne Forschung den Thukydides weit hinter sich gelassen hat, so hätte es also auch die antike thun können, wenn nur die Menschen imstande gewesen wären, die Konsequenzen aus seinen genialen Neuerungen zu ziehen. Aber mit dem peloponnesischen Kriege, den er geschildert hat, begann jene traurige Degeneration der antiken Völker, deren Gründe wir an anderer Stelle dargelegt haben. Das wissenschaftliche Streben wurde immer matter und hörte endlich ganz auf, um einer öden Nachbeterei Platz zu machen. So trat jene lange, träge Ruhe im Fortschritte der Menschheit ein, bis ein neues Volk mit frischer Schaffenskraft die entnervte alte Welt bezwang und die germanische Kultur an die Stelle der antiken setzte.

Die Bildung
des Trojanischen Sagenkreises.

Jedem Leser des Homer sind die sogenannten Gemetzel des Ilias bekannt, die zu den langweiligsten Stücken des griechischen Epos gehören. Im Ganzen bieten sie nicht viel mehr als Namenregister: „Agamemnon tötete den, Aias den, Odysseus den“; nur ist in der Regel die Todesart etwas genauer bestimmt und eine kurze Charakteristik der Gefallenen hinzugefügt. Immer aber sind dies scheinbar ganz gleichgiltige Persönlichkeiten, die im Gedichte nur dort auftreten, wo ihr Tod erzählt wird. Man konnte daher der Meinung sein, diese Scenen seien freie Erfindungen der Homerischen Dichter, nur bestimmt, das Bild des Kampfgetümmels durch Einzelheiten zu beleben, bis Hermann Usener wenigstens in einem Falle den Gegenbeweis führte. Er zeigte mit sehr viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit, dass ein gewisser Axylos, der auch nur ein einziges Mal bei solch einem „Gemetzel“ vorkommt, um von Diomedes erschlagen zu werden, ursprünglich kein Geringerer war, als Hades, der Herr der Unterwelt. Einen Götterkampf von tiefer mythischer Bedeutung, der ins Menschliche herabgezogen und so zur Volkssage geworden war, hatte einer der epischen Dichter in dieser Gestalt kennen gelernt und zu einer kleinen Episode des Ilias verwendet.

Damit auch der minder kundige Leser dies verstehe, ist es unvermeidlich, die Gesetze, nach denen sich der Prozess der Mythenbildung vollzieht, hier in möglichster Kürze darzulegen. Je niedriger der Mensch geistig entwickelt ist, desto mehr ist er geneigt, Alles

nach sich selbst zu beurteilen. Wie das Kind nicht nur seine Puppe, sondern auch den Stuhl und den Tisch streichelt oder schlägt, als wenn es empfindende Wesen wären, so denkt sich auch der Erwachsene auf primitiver Kulturstufe alle Gegenstände von Seelen belebt, die seiner eigenen ähnlich sind. Jeder Fels, jeder Quell, jeder Baum, ja selbst jedes Werkzeug des täglichen Gebrauches wird so zum Körper eines dämonischen Wesens, das eigenen Denkens und Handelns fähig ist und sich nach seiner Art und Stimmung dem Menschen freundlich oder schädlich erzeigen kann. Dies gilt natürlich auch von Sonne, Mond und Sternen, ja bei weiterem Fortschritt des Abstraktionsvermögens sogar von Wind und Meer, Himmel und Erde. Nun kann sich die menschliche Seele von ihrem Körper trennen und das zwar, wie man meint, nicht nur in der Todesstunde; denn da man den Inhalt von Träumen und Visionen noch nicht als subjektive Täuschung erkannt hat, sondern für volle Wirklichkeit hält, so erklärt man sie sich durch das Erscheinen losgelöster Seelen. Indem man dann die gleiche Anschauung auch auf jene Dämonen überträgt, erhält der Gegenstand, den sie beleben, eine Mittelstellung zwischen ihrem Körper und ihrer Behausung. So lässt es sich zum Beispiel sehr schwer sagen, ob der Himmelsgott der beseelte Himmel ist oder nur im Himmel wohnt. In späterer Zeit überwiegt entschieden die letztere Auffassung; ursprünglich aber liefen wohl alle beide untrennbar in einander über, und das unklare Denken der Urzeiten fühlte auch gar nicht das Bedürfnis, sie bestimmt zu scheiden.

Indem man nun die Erscheinungen der Natur beobachtet, empfindet man auch den Drang, sie sich verständlich zu machen, und keine Erklärung erscheint dem kindlichen Geiste glaublicher und natürlicher, als die aus

seinen eigenen Erfahrungen hergeleitet ist. Wie man allen Körpern menschliche Seelen gegeben hat, so übersetzt man auch ihr wechselndes Verhalten in menschliches Leiden und Handeln, weil man es nur in dieser Form begreifen kann. Wenn der Sturm durch den Wald tobt, so jagen verliebte Windgeister hinter den schönen Baumnymphen her und haschen nach ihren langen Haaren; wenn der Regen den Acker befruchtet, so vermählt sich der Himmelsgott mit der Erde und die hervorsprossenden Pflanzen sind ihre gemeinsamen Kinder. Dies sollen nicht etwa Symbole oder Vergleiche sein, sondern der naive Sinn betrachtet es als volle Wirklichkeit; was ihm daran noch unverständlich bleibt, wird zum heiligen Geheimnis aus dem Leben der Götter und Dämonen. Bald vergisst man sogar, dass jene Erzählungen nur erdacht waren, um immer wiederkehrende Naturphänomene menschlich zu erklären, und sieht darin einmalige Erlebnisse jener göttlichen Wesen. Indem nun verschiedene Erklärungen des gleichen Vorgangs nebeneinander treten, bildet sich für jedes derselben eine ganze Göttergeschichte voll scheinbar sehr mannigfacher Thaten und Leiden, die anfangs fast alle das Gleiche bedeutet hatten.

Unterdessen erhebt sich das religiöse Denken zu einer höheren Stufe und die tausend kleinen Dämonen, die den Menschenseelen gleichwertig waren oder selbst noch niedriger standen, müssen hinter einer geringen Zahl grosser Götter zurücktreten. Sie verschwinden darum nicht, aber die Andacht verweilt doch viel lieber und häufiger bei solchen Naturgewalten, wie Himmel und Erde, Sonne und Mond, Feuer und Meer, denen man eine umfassendere Wirksamkeit zutrauen kann. Und indem man ihre Hilfe mit Opfer und Gebeten anruft, fühlt man zugleich den Drang, das Gebiet ihrer

Thätigkeit immer weiter auszudehnen, damit sie überall helfen können, wo man sie braucht. Zeus ist unzweifelhaft der Himmel; aber er spendet nicht nur Regen und Sonnenschein, wie dies dem Himmel als solchem zukommen würde, sondern alles Gute, was der Mensch überhaupt begehren kann. Er hat sich von dem Elemente, dessen Seele er ursprünglich war, ganz gelöst und ist zur selbständigen Person geworden, deren Naturbedeutung man fast vergessen hat. Und ähnlich geht es mit fast allen Göttern; jeder von ihnen kann Alles, was er will, und ist nur deshalb nicht allmächtig zu nennen, weil andere Götter ihm entgegenwirken können.

Als aber der Gottesbegriff sich zu dieser Höhe gesteigert hatte, wollten die Kämpfe und Leiden, die eine frühere Zeit ersonnen hatte, nicht mehr dazu passen. Das Verhalten der Naturdämonen hatte man am besten aus der menschlichen Analogie begriffen, und so lange der Gott der Sonne oder des Himmels nicht mehr war als ein Dämon, wie andere auch, nur vielleicht etwas stärker, mochte jene auch für ihn Geltung haben. Seit man ihn aber weit über alles Menschliche zu wunderbarer Seligkeit und Allmacht erhoben hatte, fand man Menschenschicksale seiner nicht mehr würdig. Aber diese Schicksale waren durch die Überlieferung der Väter, die sie wieder von ihren Vätern empfangen hatten, scheinbar sicher beglaubigt; das anzutasten, woran man seit Jahrhunderten nie gezweifelt hatte, wäre als lächerlicher Fürwitz erschienen. Für diesen Widerspruch zwischen dem neuen Empfinden und der alten Überlieferung suchte man nach einem Ausgleich, und fand ihn in folgender Weise.

Herakles hatte gesündigt und geduldet, wie nur ein Mensch es kann, und doch war er unzweifelhaft ein Gott, dem überall Opfer braunten. Wohl, sagte man,

als er Menschenschicksale erlitt, ist er ein Mensch gewesen, aber später hat man ihn unter die Götter aufgenommen. Die gleiche Lösung liess sich natürlich überall anwenden, wo man auf den gleichen Widerspruch stiess, und damit hatte man den Göttermythus zur Geschichte gemacht. Und war der Kultus einer alten Gottheit im Volksbewusstsein weniger tief gewurzelt, als der des Herakles, war er durch andere populärere Kulte überwuchert und verdrängt, so konnte man sich selbst jenen Ausgleich sparen; auch die Apotheose fiel weg, und der reine Mensch blieb zurück.

Dieser Prozess hat sich nicht in allen Teilen Griechenlands gleichzeitig vollzogen und nicht überall seinen endgiltigen Abschluss erreicht. Die Zerspaltung der Nation in zahllose Kleinstaaten, von denen jeder seine eigenen Götter und seinen abweichenden Kultus besass, liess auch die Entwicklung ihres Mythus in den einzelnen Städten und Landschaften sehr ungleichmässig fortschreiten. So wurden Zeus Agamemnon, Menelaos und Helena in Sparta noch als Götter angebetet, während sie im übrigen Hellas längst zu menschlichen Heroen geworden waren. Einige Gottheiten behaupteten auch überall ihre frühere Gewalt, ohne zu deren Stütze einer Apotheose zu bedürfen. Dies waren grossenteils solche Gestalten, deren ursprüngliche Bedeutung als Naturkräfte noch zu fest im Bewusstsein haftete, um ihre Vermenschlichung zu dulden; z. B. hat man in Zeus, Poseidon, Hades die Vertreter des Himmels, des Meeres und der Unterwelt nie ganz verkannt. Bei andern, wie Apollon, Hermes, Athene, war der frühere Sinn zwar beinahe vergessen, doch hatten sie nur einen recht dürftigen Mythus ausgebildet; da man also von ihnen lange nicht so viele Menschlichkeiten zu erzählen wusste, wie etwa von Herakles oder Odysseus, brauchte man sie auch nicht

zu Menschen umzudeuten. Aber auch bei solchen Göttern, die auf ihrer Höhe geblieben waren, verfielen doch einzelne Formen ihres Wesens, die sich in bestimmten Beinamen ausdrückten, der allgemeinen Heroisierung. Zeus erkannte man noch als Himmelsgott an, aber Zeus Agamemnon wurde zum menschlichen Könige. Hiernach wird man es begreifen, wie zwar Hades sich in seiner finsteren Majestät behaupten und doch Hades Axylos als Kämpfer vor den Mauern Trojas fallen konnte.

Schwerer begreiflich ist allerdings ein Zweites. Ein Götterkampf, wie der zwischen Diomedes und Axylos, war für den Mythus ohne Zweifel ein Ereignis von höchster Wichtigkeit. Man sollte also erwarten, dass er dieser Bedeutung entsprechend in Volkssage und Dichtung zum Mittelpunkte einer grossen Handlung gemacht sei, nicht dass er als unwesentliche Episode in einem „Gemetzel“ der Ilias verschwinde. Nun fanden aber die Homerischen Sänger Kampfgeschichten dieser Art über alle Städte, wo Hellenen wohnten, in unzählbarer Menge verbreitet. Sie sammelten davon so viel sie konnten; aber jede nach dem Werte, den sie selbst in Anspruch nahm, in gleicher Ausführlichkeit zu behandeln, fanden sie weder Raum noch Lust. Welche davon sie hervortreten liessen oder in den Hintergrund schoben, darüber entschied ihr individueller Geschmack, oft auch nur das Spiel des Zufalls. Wir aber, die wir als späte Nachgeborene das seltsame Gefüge des Homer zu begreifen trachten, lernen aus dem Tode des Axylos eine wichtige Thatsache: auch in unbedeutenden Episoden, ja selbst in ganz nichtsnutzigen Füllstücken, wie jene „Gemetzel“ es sind, lassen die epischen Dichter ihrer freien Erfindung viel weniger die Zügel schiessen, als man hätte erwarten sollen; fast immer entlehnen sie ihr Material, auch wo es sich für sie um

untergeordnete Dinge handelt, den Überlieferungen der Volkssage.

Diese Erkenntnis wollen wir sogleich auch auf einige andere Episoden anwenden, die für den Kern der Handlung wichtiger sind. Es ist die notwendige Voraussetzung der Ilias, dass die Heldenkraft des Achill den Griechen für ihren Sieg unentbehrlich sei. Seine bedeutendste That, durch die er den Kampf vor den Thoren zur Entscheidung bringt und die Einnahme der Stadt vorbereitet, ist die Tötung Hektors, und als der beleidigte Held dem Agamemnon absagt, da spricht er die Drohung aus (I 240):

Traun, nach Achilleus werden die Danaer alle dereinst sich
Sehnen mit Schmerz, und nimmer, wie sehr dich's jamm're, vermagst du
Hilfe zu leihn, wenn Scharen, entseelt von den mordenden Händen
Hektors, sinken in Staub.

Also Hektor ist es, zu dessen Bekämpfung man des „Besten der Achäer“ bedarf, und selbst dieser ist ihm kaum gewachsen. Als Menelaos sich dem Trojanischen Königssohne zum Zweikampf stellen will, hält ihn Agamemnon mit der Begründung zurück (VII 113):

Selbst Achilleus erbebte, in ruhmverleihendem Kampfe
Ihm entgegenzutreten, der doch viel stärker als du ist.

Gewiss ist dies ein sehr alter Zug des Mythus. Wenn aber Hektor so furchtbar ist, dass selbst Achill ihn scheut, wie viel mehr muss man das von allen übrigen Griechen erwarten! Wären unter ihnen noch andere Helden, die es mit jenem aufzunehmen vermöchten, so könnte man der Hilfe des Peliden allenfalls entraten. Und doch ist offenbar die Meinung, dass sein Zorn nicht nur darum verhängnisvoll wird, weil er Zeus zum Beschützer der

Trojaner macht, sondern mehr noch, weil er den Griechen denjenigen Kämpfer entzieht, in dessen unnahbaren Händen die Entscheidung ruht.

Mit dieser Anschauung steht eine kleine, an sich höchst unbedeutende Scene im Widerspruch (XI 349). Diomedes trifft im Kampfgetümmel auf Hektor und wirft die Lanze nach dessen Haupt. Der Helm, den Apollon selbst geschenkt hat, hält zwar die tötliche Spitze auf; doch Hektor ist durch den Stoss so geschwächt, dass er in die Menge der Troer zurückläuft und dort in eine kurze Ohnmacht fällt. Weil Diomedes sich seine Lanze wiederholen muss, gewinnt sein Gegner etwas Zeit zur Erholung; dann schwingt sich dieser auf den Wagen und entflieht. Er kann also dem Diomedes ebenso wenig Stand halten, wie dem Achill; es braucht garnicht des „Besten der Achäer“, um ihn zu fällen.

Dass ein Künstler, der mit seinem Stoffe ganz frei schalten darf, den Grundgedanken seiner Handlung so beeinträchtigen wird, ist kaum glaublich. Ja, wenn er damit noch eine hervorragende Schönheit erkaufte! Aber was uns hier vorliegt, ist ein ganz trockener und reizloser Bericht, der offenbar keinen anderen Zweck hat, als ein Geschehnis mitzuteilen. Um so mehr werden wir annehmen dürfen, dass hier, wie beim Tode des Axylos, der Dichter einer Überlieferung folgte.

Man wird erwidern, dass die Volkssage wohl die Geschichte vom Tode Hektors festhalten konnte, aber nicht von einer kurzen Betäubung, die gar keine weiteren Folgen hat. Dies ist auch meine Ansicht. Wenn der Mythus erzählte, dass Diomedes den Hektor besiegte, so erzählte er wahrscheinlich auch, dass er ihn tötete, und diese Annahme wird noch durch einen weiteren Grund unterstützt. Auch Hektor ist ursprünglich ein Gott gewesen; sein Kultus ist an manchen Stellen des helle-

nischen Gebietes noch aus historischer Zeit überliefert, aber die Nachrichten darüber sind zu spärlich, um das Wesen seiner Gottheit erkennen zu lassen. Für diesen Zweck bleibt uns als einzige Quelle sein Name, und der bedeutet den „Festhalter", das heisst doch wohl denjenigen, der Keinen aus seinem Reiche loslässt. Danach wäre Hektor nur ein neuer Beiname des Hades, also ganz dasselbe wie Axylos. Wenn Diomedes diesen erschlägt, so hat er damit auch den Hektor erschlagen, und dass der gleiche Mythus sich mit verschiedenen Namen wiederholt, ist etwas ganz Gewöhnliches.

Auch dass die Ilias den Tod des Helden in eine folgenlose Ohnmacht verwandelt hat, lässt sich aus der Art unserer Überlieferung leicht verstehen. Wenn unsereinem zwei Geschichten erzählt werden, deren Inhalt in offenbarem Widerspruche steht, so schliessen wir daraus, dass mindestens eine davon erfunden ist, vielleicht auch alle beide. Die Alten waren gläubiger, namentlich wo festgewurzelte Volkssagen ihnen entgegentraten. Wenn so Viele das Gleiche erzählten, meinten sie, es müsse doch wohl etwas Wahres daran sein, und bot ein zweiter, ebenso gut beglaubigter Bericht Widersprüche dazu, so erklärten sie dies durch die Annahme einzelner Irrtümer. Sie korrigierten daher die eine der Erzählungen oder auch alle beide so weit, dass sie erträglich zu einander passten, und meinten damit die volle Wahrheit hergestellt zu haben. Das ist diejenige Form der Kritik, welche man heutzutage technisch die konziliatorische nennt. Sie hat die historische Wissenschaft des Altertums bis zu seinem Untergange beherrscht und ihre ersten Wirkungen schon geäussert, noch ehe es eine Wissenschaft gab. Denn wenn man, wie wir sahen, die menschlichen Leiden des Herakles mit seiner göttlichen Natur dadurch versöhnte, dass man in seinem Dasein eine

menschliche und eine göttliche Epoche unterschied, so war schon dies nichts anderes als konziliatorische Kritik.

Auch in der Ilias werden wir ihr noch oft begegnen, und namentlich in dem eben besprochenen Falle musste sie sich mit innerer Notwendigkeit zur Geltung bringen. Wenn die Einen erzählten, Diomedes habe den Hektor erschlagen, die Andern, Achill habe es gethan, wie liess sich dies passender ausgleichen, als indem man annahm, das eine Mal sei er noch nicht ganz tot gewesen, sondern nur ohnmächtig, und habe so den täuschenden Anschein des Todes hervorgerufen? Im Sinne der konziliatorischen Kritik war dies eine ganz befriedigende Lösung.

Ist dies richtig, so muss es eine Form des Troïschen Mythus gegeben haben, in der Achill überflüssig war, weil Diomedes ihn vertrat. Ob sie nur als Volkssage oder schon als episches Gedicht existierte, lassen wir einstweilen unentschieden. Und nicht nur ihr Kampf mit Hektor, sondern noch verschiedene andere Züge erweisen die beiden Helden als vollkommene Gegenbilder.

Dem Achill gegenüber redet der sterbende Hektor von jenem Tage,

> da Paris dich einst und Phoebus Apollon,
> Ob du auch tapfer seist, am Skäischen Thore erlegen.

Aus anderen Überlieferungen wissen wir, dass sein Tod durch einen Pfeil des Paris herbeigeführt wurde, der ihm in die Ferse drang. Nun schiesst derselbe Paris auch auf Diomedes und trifft ihn, was gewiss kein zufälliges Zusammentreffen ist, gleichfalls in den Fuss (XI 375). Freilich stirbt der Held nicht dadurch, sondern wird nur zeitweilig ausser Gefecht gesetzt; aber das ist genau dasselbe, was wir auch bei Hektor nach seiner Besiegung durch Diomedes wahrgenommen haben, und auch dieses Mal werden wir darin die Wirkung

der konziliatorischen Kritik erkennen müssen. Da andere Sagen berichteten, dass Diomedes die Zerstörung Trojas überlebt habe und später noch lange durch die Welt gewandert sei, so musste auch bei ihm der Tod in vorübergehende Kampfunfähigkeit umgewandelt werden.

Übrigens befindet sich in der Ilias noch eine Stelle, die einem ausdrücklichen Zeugnis gleichzuachten ist, dass nach einer Version des Mythus, die den Homerischen Dichtern wohlbekannt war, auch Diomedes vor Ilion fallen musste. Als er Aphrodite verwundet hat und diese dann auf den Olymp zurückgekehrt ist, da sagt zu ihr ihre Mutter Dione (V 406):

> Thörichter Sohn des Tydeus, dem nicht es im Geiste bewusst ist,
> Dass, wer Götter bekämpft, kein langes Leben geniesset,
> Dass nicht Kinder ihm einst an den Knien „Lieb Väterchen!" stammeln,
> Wenn er vom Krieg heimkehrt und grässlichem Schlachtengewühle.
> Darum hüte sich jetzt, wie tapfer er sei, der Tydide,
> Dass kein Stärkerer einst, als du bist, gegen ihn streite,
> Dass nicht Aigialeia, die sinnige Tochter Adrastens,
> Durch ihr Klagen erwecke vom Schlaf die Genossen des Hauses,
> Nach dem Gemahl sich sehnend, dem Besten aller Achäer.

„Der unkluge Diomedes weiss nicht, dass, wer gegen Götter streitet, nicht langlebig sein kann; ich aber, als Göttin, besitze dies höhere Wissen." Das ist eine feierliche Weissagung aus unsterblichem Munde, und eine solche muss sich immer erfüllen. Wenn dies in unserer Ilias nicht geschieht, so kann es nur daran liegen, dass die betreffenden Stellen eben auch der konziliatorischen Kritik zum Opfer gefallen sind. Die Göttin verkündet die Kurzlebigkeit des Helden und legt ihm damit ein Kennzeichen bei, dass bekanntlich auch für Achill ganz wesentlich ist. Weiter teilt sie mit, er müsse fallen,

weil ein Stärkerer als Aphrodite ihm zum Kampf entgegentreten werde. Natürlich kann das nur ein Gott sein; da Diomedes mit dem männermordenden Ares leicht genug fertig wird, muss man an den zweiten, grösseren Schutzherrn der Trojaner, Apollon, denken; und wie wir gesehen haben, waren es Paris und Phoebus Apollon, die gemeinsam den Achill erlegten.

Vorhin wiesen wir die Entscheidung ab, ob die Quelle für die Grossthaten des Diomedes nur die Volkssage oder schon ein fertiges episches Gedicht gewesen sei; jetzt aber können wir sie mit Sicherheit fällen. Die Worte der Dione sind kein förmliches Orakel, dessen Erinnerung sich auch in der Sage hätte behaupten können, sondern nur ein zufälliger Ausspruch, wie ihn der Volksmund nicht bewahrt, wohl aber der Sänger erfindet, um in dem Hörer die Ahnung künftigen Unheils heraufzubeschwören und so den Fortgang seiner Handlung vorzubereiten. Der Widerspruch gegen den Grundgedanken der Ilias liegt hier nicht nur im Inhalt, sondern auch in der Form, z. B. darin, dass das Beiwort des „Besten der Achäer“ von Achill auf Diomedes übertragen wird. Wir kommen also zu dem Ergebnis, dass eine Dichtung bestanden haben muss, in der Diomedes die Rolle des Hauptthelden spielte, und dass aus diesem Diomedesliede, wie wir es künftig nennen wollen, grosse Stücke, nicht nur dem Inhalte, sondern auch dem Wortlaute nach in unsere Ilias aufgenommen sind.

Danach werden wir erwarten dürfen, auch an andern Stellen der Homerischen Dichtung wörtlich erhaltene Fragmente jenes Liedes wiederzufinden. Nun sprechen die Troischen Frauen das folgende Gebet (VI 305):

> Göttin, erhaben und hehr, Stadtschirmerin, Pallas Athene,
> Brich die Lanze entzwei des Diomedes und lass ihn
> Häuptlings niedergestürzt am Skäischen Thore verderben.

Der Inhalt dieser Bitte scheint recht thöricht erfunden. Denn die Troerinnen müssen doch wünschen, dass Diomedes möglichst weit von ihrer Stadt, an den Schiffen der Achäer falle, nicht dass er bis dicht unter die Mauern gelange, um erst am Skäischen Thor erschlagen zu werden. Diese Art des Gebetes hat nur dann einen Sinn, wenn der Dichter sich vorstellte, dass es ganz buchstäblich erhört wurde, also gewissermaassen eine Prophezeiung enthielt. Fassen wir es aber so auf, so muss auch der Held des Diomedesliedes, wie Achill, am Skäischen Thore gefallen sein.

Und auch nach ihrem Tode haben sie noch dasselbe Schicksal. Den Leib des Achill rettet seine göttliche Mutter vom Scheiterhaufen, um ihn wiederzubeleben und aus der bösen Welt hinaus auf eine selige Insel zu versetzen. Und als Bewohner jenes Landes der Seligen erscheint auch Diomedes in einem attischen Volksliede.

Fassen wir kurz zusammen: Diomedes ist nach der ursprünglichen Gestalt eines noch in Fragmenten erhaltenen Epos ein ganz jugendlicher Held, dem grosse Kurzlebigkeit vorausgesagt wird; er ist der Beste der Achäer, erschlägt als solcher den Hektor und fällt am Skäischen Thore durch einen Pfeilschuss in den Fuss, den ihm Paris mit Hilfe des Apollon beibringt, um später auf den Inseln der Seligen weiter zu leben. Das heisst, wie Hektor zu Axylos, so verhält sich Diomedes zu Achill; es ist dieselbe Person unter anderem Namen.

Diese Ähnlichkeit lässt sich auf dreierlei Weise erklären. Die Hauptquelle der Ilias war natürlich ein Gedicht, in dessen Mittelpunkte die Person des Achilleus stand. Zum Unterschiede einerseits von der Ilias in ihrer gegenwärtigen Gestalt, andererseits vom Diomedesliede wollen wir jenes verlorene Epos die Achilleis nennen. Dies vorausgeschickt, ergeben sich folgende Möglichkeiten:

1) Das Diomedeslied war eine Umdichtung der Achilleis. Als Grund derselben könnte man etwa die Eitelkeit der einzelnen griechischen Städte und Stämme betrachten. Argos, dessen Stadtheros Diomedes war, könnte den Thessalern den Ruhm ihres Achill beneidet und dadurch einen einheimischen Rhapsoden veranlasst haben, seine Thaten und Leiden auf den Argivischen Helden zu übertragen.

2) Die Achilleis war eine Umdichtung des Diomedesliedes; denn auch diese Möglichkeit ist nicht ganz abzuweisen. Dione, die Gattin des Zeus, kommt in der ganzen Ilias nur ein einziges Mal vor, an derjenigen Stelle, die wir oben besprochen haben, und doch ist sie zweifellos eine der ältesten Gestalten des griechischen Götterkreises. Dies zwingt allerdings noch nicht zu der Annahme, dass das Diomedeslied älter war als die Achilleis, legt sie aber doch sehr nahe.

3) Beide Gedichte waren von einander unabhängig, und ihre Ähnlichkeiten gingen nur darauf zurück, dass die Volkssage das Gleiche von Achill und Diomedes erzählte. In diesem Falle würde man freilich nicht annehmen können, dass auch die beiden Mythenkreise ganz unabhängig von einander entstanden sind. Übereinstimmung in solchen Kleinigkeiten, wie das Skäische Thor oder der Schuss in den Fuss, setzt ganz notwendig irgend eine Art von Quellengemeinschaft voraus. Auf welcher Seite aber die Abhängigkeit war, lässt sich beim Mythus unmöglich feststellen, da sie ja sehr leicht eine gegenseitige gewesen sein kann. Denn indem der eine Stamm Züge der Sage von dem andern übernahm, kann er diesem auch von seinem eigenen Besitze mitgeteilt haben, so dass zuletzt eine ganz unentwirrbare Mischung entstand.

Um zwischen diesen drei Möglichkeiten unsere Wahl

zu treffen, müssen wir in einen andern Sagenkreis hinübergreifen. Wie Achill am Skäischen Thore, so fällt Tydeus, der Vater des Diomedes, vor einem Thore von Theben; aber sein Sohn rächt ihn und erobert die Stadt, wie Neoptolemos, der Sohn des Achill, Troja erobert. Hier spielt Diomedes nicht die Rolle des Achill, sondern des Neoptolemos; doch ist es längst von allen Mythologen anerkannt, dass in der Troischen Sage Vater und Sohn nur Wiederholungen desselben mythischen Begriffes sind. Sind zwei Grössen einer dritten gleich, so müssen sie auch einander gleich sein; entspricht also der Diomedes des Thebanischen Sagenkreises dem Neoptolemos des Troischen, so entspricht er auch dem Achill. In diesem Falle besteht aber die Ähnlichkeit nur im Grundgedanken; die Einzelheiten seiner Ausführung sind so verschieden, dass an eine Nachdichtung auf keiner Seite gedacht werden kann. Mithin war jene Übereinstimmung, die uns oben beschäftigt hat, schon durch den Mythus gegeben, nicht erst durch irgend einen Rhapsoden willkürlich hergestellt, womit freilich nicht geleugnet werden soll, dass man ihr ein wenig nachgeholfen habe.

Auch Odysseus zeigt in mancher Einzelheit Verwandtschaft mit Achill. Als die Griechen unverrichteter Sache von Troja abziehn wollen, da ist er es, der sie davon zurückhält; ganz dasselbe wurde aber in den Kyprien, einem Epos, das nicht jünger war als unsere Ilias, von Achilleus erzählt. Jener schlägt den Thersites, dieser schlägt ihn später tot. Wie die Tötung des Hektor durch Diomedes in eine Ohnmacht, so scheint die des Thersites durch Odysseus in eine Tracht Prügel umgewandelt zu sein, damit beide Thaten dem Achill vorbehalten blieben. Doch dies könnte zweifelhaft scheinen, wenn nicht auch zwischen Odysseus und Diomedes noch schlagendere Übereinstimmungen hervorträten.

So lange die beiden Helden vor Troja liegen, sind sie bei den meisten Abenteuern treue Gefährten. Sie ermorden zusammen den Palamedes, machen zusammen jenen Kundschaftergang, bei dem Rhesos mit vielen seiner Mannen erschlagen und seine köstlichen Rosse geraubt werden; gemeinsam holen sie den Achill aus Skyros und den Philoktet von Lemnos, entwenden das Palladium und bergen sich im hölzernen Pferde. Nach der Eroberung der Stadt trennen sich zwar ihre Wege, aber auch jetzt haben sie im Wesentlichen das gleiche Schicksal; der lieben Heimat fern, müssen sie auf trauriger Irrfahrt im Westmeer umherschweifen.

Es finden sich noch deutliche Spuren, dass auch während der Belagerung, wie nachher, sie beide zwar die gleichen Abenteuer, aber nach einer ursprünglicheren Form der Sage jeder für sich bestanden haben. Wenn das Heldenpaar sich in das feindliche Lager schleicht, um dort das herrliche Gespann des Rhesos zu stehlen, und wenn es sich in die feindliche Stadt schleicht, um das Palladium zu stehlen, so ist dies offenbar der gleiche mythische Gedanke in verschiedener Ausprägung. Eine dritte Version derselben Geschichte findet sich in der Odyssee (IV 242). Hier erzählt Helena dem Telemachos, sein Vater sei in Sklavenkleidern nach Troja gekommen, habe dort viele Feinde erschlagen und wichtige Kundschaft ins Griechenlager zurückgebracht. Wie man sieht, erinnert das Einschleichen in Troja an den Raub des Palladiums, das Töten der Feinde und der Späherdienst an das Rhesosabenteuer. Aber diesmal vollführt Odysseus das Heldenstück allein, ohne Hilfe des Diomedes. Andererseits ist auf Argivischen Münzen wieder Diomedes allein abgebildet, wie er das Palladium vom Altar nimmt; ein Gefährte erscheint nicht an seiner Seite. Hieraus möchte ich folgenden Schluss ziehen: Wie von Achill und Dio-

medes, so erzählte der Mythus auch von Odysseus und Diomedes vielfach dasselbe; auch hier aber griff die konziliatorische Kritik der Rhapsoden ein und glich den Widerspruch aus, indem sie dasjenige, was von Jedem einzeln berichtet wurde, zu gemeinsamen Thaten Beider machte.

Als dritter mühseliger Wanderer in fernen Meeren steht Menelaos dem Diomedes und Odysseus zur Seite; auch er erscheint mehrfach als Genosse des letzteren, z. B. bei der Gesandtschaft, welche die Auslieferung der Helena fordert, und bei dem Kampfe gegen ihren dritten Gatten Deiphobos, der nach dem Tode des Paris an dessen Stelle getreten war. Noch grössere Verwandtschaft aber zeigt Menelaos mit Achilleus, so verschieden der „schwächliche Lanzenschwinger“ der Ilias auf den ersten Blick von dem „Besten der Achäer“ zu sein scheint. Beide werden nach ihrem Tode auf eine selige Insel versetzt, um dort ein ewiges Leben in Glück und Heiterkeit zu führen. Wie die Ilias damit anhebt, dass Achill mit dem Führer des Griechenheeres in Zwist gerät, so begann ein anderes Epos, die Nosten, mit einem Streite des Agamemnon und Menelaos, der gleichfalls schweren Jammer nach sich zog. Gleich Diomedes ist auch Menelaos mit dem Sohne und Ebenbilde des Achill verbunden; denn dieser führt nach einer Form der Sage den Namen Pyrrhos, d. h. der Blonde, und „blond“ ist auch für jenen das stehende Beiwort. Was aber die Hauptsache ist, auch Achill erscheint in einem sehr alten Mythus als Gatte der Helena und zeugt mit ihr jenen Euphorion, der uns Deutschen durch Goethes Faust so vertraut ist. Freilich wird jene Verbindung nicht in die Zeit des Troischen Krieges gesetzt, sondern in das selige Leben, das Achilleus nach seinem Tode auf der Insel Leuke führt. Doch bei dem beherrschenden Einfluss, den die Ilias auf die ganze

spätere Sagenüberlieferung ausgeübt hat, konnte dies kaum anders sein, und für unsere Frage ist es ganz gleichgiltig. Wir wollen beweisen, dass Achill und Menelaos dieselbe Person sind, mit anderen Worten, dass sie den gleichen Gottesbegriff ausdrückten, solange man sie noch als Götter empfand. Wenn man aber in einigen Gegenden den Achill als Gott mit Helena paarte, wie Menelaos und Helena in Sparta gemeinsam angebetet wurden, so zeigt dies, dass beide Gestalten das männliche Komplement zu der Göttin sind, die man unter dem Namen Helena verehrte, d. h. dass sie gleichen Wesens sind.

Übrigens glaube ich, obgleich ich es nicht beweisen kann, dass es auch eine Form der Troischen Sage gegeben haben muss, in der Achill der Gemahl der Helena war. Denn wenn um eines geraubten Weibes willen der Krieg entbrennt, wem anders gebührt dann die Rolle des Vorkämpfers als dem beleidigten Gatten? Diese Forderung der poetischen Gerechtigkeit ist so selbstverständlich, dass jede Dichtung, die nicht, wie unsere Ilias, durch widersprechende Überlieferungen verwirrt ist, sich ihr mit innerer Notwendigkeit fügen muss; und die Volkssage ist doch auch Dichtung. So fehlt es denn nicht ganz an Anzeichen, dass eine Version des Mythus auch dem Menelaos die führende Stellung im Kampf eingeräumt hat, die ihm von Rechtswegen gebührte.

Auf einem Vasenbilde, das nach seinem Kunststil zweifellos älter ist, als die gegenwärtige Gestalt der Ilias, stehen sich Hektor und Menelaos, durch Inschriften kenntlich gemacht, mit vorgestreckten Schilden und erhobenen Lanzen über dem Leichnam des Euphorbos gegenüber. Dieser Kampf kann nicht als ganz unwesentliche Episode gedacht sein, da man ihn sonst gewiss nicht zum Gegenstande einer bildlichen Darstellung gemacht hätte; er muss nach der Sagenversion, welcher

der Maler folgte, ein bedeutungsvolles Moment in der Geschichte des Trojanischen Krieges gebildet haben. Wie Achill und Diomedes, so hat in einer dritten Form des Mythus auch Menelaos dem vornehmsten Helden Ilions gegenübergestanden, und es lässt sich kaum bezweifeln, dass auch er ihn erschlagen hat.

Um den Leser nicht zu ermüden, verzichten wir auf weitere Vergleiche. Wenn uns der Beweis gelungen ist, das Achilleus, Neoptolemos, Odysseus, Diomedes und Menelaos immer wieder dieselbe Person sind, so wird man schon von selber geneigt sein, dies auch auf die übrigen Hauptgestalten des Troischen Sagenkreises, wie Aias, Philoktetes, Idomeneus, zu übertragen. Es bleibt uns also nur noch die Erklärung übrig, wie diese Masse identischer Figuren zusammengekommen ist; doch um sie zu geben, bedarf es noch eines letzten ähnlichen Vergleiches.

Noch ein weiterer Held besiegt den Gott der Unterwelt, wenn auch nicht unter dem Namen Hektor oder Axylos, das ist Herakles. Wie Achilleus ein ganz gewaltiger Renner ist, so hat dieser den Wettlauf in Olympia eingeführt. Trotz ihres unvergleichlichen Heldenmutes müssen sich Beide einmal in Weiberkleider hüllen, dieser im Dienste der Omphale, jener unter den Töchtern des Lykomedes, ein Zug, der offenbar von grosser mythischer Bedeutung ist. Beide kämpfen gegen einen Flussgott, der eine gegen den Acheloos, der andere gegen den Skamandros. Achill erschlägt die Amazone Penthesileia, aber er vermählt sich auch mit ihr und zeugt einen Sohn, ein Widerspruch, den man im Mythus ruhig hinzunehmen hat; auch Herakles tötet eine Amazonenkönigin und dies zwar, um ihr den Gürtel zu rauben, d. h. um sie zu seiner Gattin zu machen. Beide gehen, nachdem ihr Leib in den Flammen des Scheiterhaufens vernichtet ist, zu einem

seligen Götterleben ein; beide besiegen den Heroen Kyknos. Bei dieser Gelegenheit hat Herakles auch gegen Ares, den Vater desselben, zu kämpfen und verwundet ihn mit Hilfe der Athene, wie das ja auch Diomedes thut. Mit diesem, sowie mit Odysseus und Menelaos, hat der Tiryntische Heros auch das unstäte Wandern, namentlich die Irrfahrten im fernsten Westen gemein. Mit Odysseus teilt er ausserdem das Schicksal, in die Unterwelt hinabsteigen zu müssen, und den Bogen als Lieblingswaffe. Kurz in so vielen Beziehungen ist er das Gegenbild der Iliashelden, dass es uns nicht verwundern kann, wenn eine weniger populäre, aber darum nicht weniger alte Sage auch ihm die Eroberung Trojas zuschreibt, und eben dies ist für unsere Untersuchung von entscheidender Wichtigkeit.

Auch in der gemeinen Überlieferung fehlt Herakles freilich nicht ganz unter den Belagerern; denn wie fast allgemein zugegeben wird, ist Philoktet, der Erbe seines Bogens, ganz ebenso sein jüngeres Ebenbild, wie Neoptolemos das des Achilleus. Aber in eigener Person hat man ihn an dem Kriegszuge des Agamemnon nicht mehr beteiligen können, weil zu der Zeit, wo die Ilias entstand, chronologische Spekulationen den Griechen schon nicht mehr fremd waren und nach diesen Herakles ein Menschenalter vor dem Raube der Helena gelebt haben sollte. Gerade deshalb aber hat sich die ursprüngliche Form des Mythus bei ihm am reinsten erhalten. Herakles erscheint als einzelner Held, höchstens noch von einem treuen Gefährten begleitet, unter den Mauern Trojas, um die Stadt einzunehmen. Dass er dazu eines Heeres nicht ganz entbehren konnte, wird man sich wohl gesagt haben; aber die namenlosen Krieger desselben waren Nullen, auf die es dem dichtenden Volksgeiste nicht ankam.

Nun sahen wir schon, dass die Mythen des Achilleus, Diomedes und Menelaos in ihrer älteren Gestalt nicht nebeneinander Raum hatten; denn unmöglich konnte doch innerhalb desselben Gedichtes oder auch derselben Volkssage jeder der Dreie den Hektor töten. Nur indem sehr Wesentliches von ihren Thaten gestrichen, Anderes abgeschwächt und miteinander ausgeglichen war, hatte es die konziliatorische Kritik fertig gebracht, jene Helden und viele andere mit ihnen zu dem Feldzuge gegen Troja zu vereinigen. Schon dieses weist darauf hin, dass ihr Kampf gegen die Feste in seiner allerfrühesten Form dem des Herakles entsprach, zwar nicht in den Einzelheiten, die gewiss überall verschieden ausgestaltet waren, wohl aber in dem Hauptpunkte, dass es immer nur ein Held mit einer Schar ganz untergeordneter Genossen war, der die Stadt eroberte.

Danach haben wir uns die Entstehung des Troischen Cyklus etwa folgendermaassen zu denken. In Thessalien schrieb man die Einnahme Trojas dem Achill, und zwar dem Achill allein zu, oder man meinte auch, er sei vor der Stadt gefallen und habe die Vollendung des Werkes seinem Sohne überlassen; Ähnliches berichtete man in Aetolien von Odysseus, in Argos von Diomedes, in Sparta von Menelaos u. s. w. Die Namen der Länder und Städte nennen wir nur beispielsweise, nicht weil wir meinten, damit die wirkliche Heimat jeder Sagenversion getroffen zu haben. Vielmehr glauben wir, dass in so weiten Gebieten, wie Aetolien und Thessalien, der Mythus keineswegs ein einheitlicher war, sondern dass fast jede Stadt dem sieghaften Helden einen andern Namen gab. Dasselbe gilt ohne Zweifel auch von der eroberten Stadt. Wir wollen uns nicht darauf beziehen, dass der Thebanische Sagenkreis den Trojanischen vielfach wiederholt; aber Troja selbst heisst ja ausserdem auch noch Ilion

und Pergamon, und ich halte es für sehr wahrscheinlich, dass den drei verschiedenen Namen anfangs auch verschiedene geographische Begriffe entsprachen. Ausserdem erobert Achill noch Lyrnesos, Pedasos, Skyros, Chryse, Brisa, Thebe, was wohl nur Dubletten von Troja sind, und ebenso treten auch bei Herakles und manchem andern der Ilionkämpfer wechselnde Städtenamen auf. Wie wir dies bei Diomedes und Achill beobachten konnten, stimmten die Einzelheiten dieses Kampfes teilweise sehr genau überein — die Mythen der verschiedenen Gebiete blieben eben nicht ohne Einfluss aufeinander —, zum anderen Teil aber waren sie auch sehr abweichend. Nun kam die Zeit, in der eine Schar fahrender Sänger den griechischen Sagenschatz in künstlerische Formen prägte. Der Inhalt desselben war lange Zeit der Gegenstand religiösen Glaubens gewesen, und wenn seine Helden auch von der Höhe ihrer Göttlichkeit hatten herabsteigen müssen, die Wahrheit ihrer Thaten und Leiden blieb noch immer unbezweifelt. Die Sänger überkamen sie also als Geschichte und bearbeiteten sie in diesem Sinne. Indem sie nun von Stadt zu Stadt zogen und, wo sie hinkamen, die Überlieferung sammelten, mussten sie sich bald überzeugen, dass man an vielen Orten dieselbe Geschichte nur mit andern Namen und teilweise verschiedenen Einzelheiten erzählte. In jenen gläubigen Zeiten erregte dies bei ihnen nicht etwa Zweifel an der Wirklichkeit des Berichteten, sondern es erschien ihnen nur als historisches Problem, für das man nach den Regeln der konziliatorischen Kritik eine Lösung finden müsse. Waren die Ähnlichkeiten so gross, dass die Identität der Handlung sich nicht verkennen liess, so konnte man sich über die Verschiedenheit der Namen auf zweierlei Weise hinweghelfen.

1) Man nahm an, der Held habe neben seinem

wirklichen Namen auch noch einen Spitznamen geführt und sei hier an dem einen, dort an dem andern genannt worden. So heisst es in der Ilias von dem kleinen Sohne Hektors:

> Welchen er selbst Skamandrios hiess, Astyanax aber
> Nannt' ihn das Volk: denn Hektor allein war Ilios Schutzwehr.

Ähnliche Doppelnamen sind Paris-Alexandros und Neoptolemos-Pyrrhos, um nur die bekanntesten zu nennen; auch Troja-Ilion-Pergamon lässt sich vergleichen. Dies Mittelchen konnte man aber nur anwenden, wenn die identischen Heroen der verschiedenen Städte sich im Volksbewusstsein noch nicht zu scharf gesondert hatten, um ihre Zusammenfassung unter einem zweifachen Namen zu erlauben; war dies eingetreten, so musste man den zweiten Ausweg einschlagen.

2) Erzählten zwei Städte von ihren Lokalheroen die gleiche That, so glaubte der Sänger vertrauensvoll allen beiden und liess die Helden ihr Abenteuer gemeinsam bestehen, wie wir dies ja schon bei Odysseus und Diomedes wahrgenommen haben. Auf diese Weise sind gewiss die meisten Freundespaare der griechischen Mythologie, z. B. Theseus und Peirithoos, Herakles und Iolaos, entstanden. Bei der Tötung Hektors konnte man ein solches Zusammenwirken freilich nicht annehmen; denn es wäre unschicklich gewesen, wenn der Beste der Achäer, ob er nun Achill, Diomedes oder Menelaos hiess, mit dem Trojaner nicht allein hätte fertig werden können. So machte man denn aus ihr bei Diomedes eine blosse Verwundung, bei Menelaos gar nur den frommen Wunsch, gegen Hektor zu kämpfen; und entsprechend verfuhr man auch in anderen Fällen von ähnlicher Schwierigkeit. Im Allgemeinen aber gilt der Grundsatz, dass man sehr un-

gern etwas von dem Überlieferten ganz bei Seite wirft; auch wenn man sich der Einsicht nicht verschliessen kann, dass es unrichtig sein müsse, glaubt man trotzdem, etwas Wahres werde doch wohl daran sein, und rettet durch alle möglichen Umgestaltungen und Deutungen, was sich irgend retten lässt.

Nun kam es sehr häufig vor, dass zwei Helden nach der Sage zwar in der Hauptsache dieselbe That vollführten, aber unter verschiedenen Abenteuern, z. B. dass beide Troja einnahmen, dabei aber nicht die gleichen Mittel anwandten. Dann konnte man je nach den Umständen entweder in dem Überlieferten zwei gesonderte Vorgänge anerkennen, wie dies mit den Eroberungen durch Herakles einerseits, durch das Heer des Agamemnon andererseits geschehen ist, oder man vereinigte beide Sagen von dem Gesichtspunkt aus, dass jede zwar die Wahrheit, aber nicht die volle Wahrheit enthalte. So ergänzte man denn die eine aus der andern, indem man die Erlebnisse beider Heroen in möglichst passender Weise neben- und durcheinanderschob. Auf diese Art ist, wie ich glaube, die abschliessende Gestalt der Troischen Dichtung entstanden.

Wenn ich in dieser Darlegung immer nur von zwei Helden oder zwei Stadtsagen geredet habe, so geschah dies nicht nur, um das Problem formell zu vereinfachen. Ich meine thatsächlich, dass der älteste Kern, an den später der übrige Stoff unserer Ilias sich ankrystallisierte, nur eine sehr kleine Zahl gesonderter Lokalmythen, vielleicht wirklich nur zwei oder allenfalls drei, zu einem scheinbaren Ganzen vereinigte. Aber an den Liedern, die sie von ihren Meistern erlernt hatten, pflegten die griechischen Rhapsoden weiterzudichten, und je mehr Neues sie bringen konnten, desto dankbarer war ihr Publikum. So fügten die meisten andere Abenteuer und

andere Helden dem überkommenen Stoff hinzu, aber nur sehr selten erfanden sie sie frei, sondern fast immer schöpften sie aus der Volksüberlieferung. Und indem die Sänger wanderten, eigneten sie sich in jeder Stadt, wo sie länger verweilten, denjenigen Teil der Lokalsage an, der für ihren Zweck brauchbar war. In dieser Weise zog das Lied von dem Falle Ilions von Ort zu Ort, überall, was es von gleichartigem Stoffe vorfand, wie ein rollender Schneeball mit sich nehmend. Wenn der Trojanische Krieg zu einem Unternehmen der ganzen griechischen Nation wurde, schon als es eine griechische Nation eigentlich noch nicht gab, so lag dies nur daran, dass alle Städte an der Iliasdichtung geistigen Anteil hatten, indem jede ihren liebsten Lokalheros und einen Teil ihres Sagenschatzes dazu hatte beisteuern müssen.

Aber, so wird man fragen, wie konnte es in allen griechischen Städten oder doch in den meisten so gleichartige Mythen geben, dass sie sich zu einer derartigen Einheit zusammenfassen liessen? Um dies zu erklären, müssen wir zunächst untersuchen, was jene Troischen Helden bedeuteten, als sie dem Volksbewusstsein noch als Götter erschienen. Da wir gefunden haben, dass sie allesammt im Grunde dieselbe Person sind, so können wir sie ruhig zusammenfassen; die mythologische Bedeutung, die wir für den einen finden, muss auch für alle andern gelten.

Den wichtigsten Anhalt für diese Untersuchung bietet uns der Mythus vom Kampfe gegen Axylos-Hektor, von dem wir ausgegangen sind. Denn wer den Gott der Nacht bekämpft, kann kaum ein anderer sein, als der Gott des Lichtes. Aus den zahlreichen Bestätigungen, die sich dafür beibringen lassen, führen wir nur eine an, weil sie bisher wenig beachtet ist. Eine Sage, die zwar nur in jungen Quellen erhalten, aber darum

keineswegs jung ist, berichtet das Folgende: Der Kolchische Drache hat sich aufgemacht, um das goldene Vliess, das ihm Jason geraubt hat, zu suchen. Im Lande der Phaiaken trifft Diomedes auf ihn und hält ihm seinen Goldschild entgegen. Das Ungeheuer meint in diesem den verlorenen Schatz zu erkennen und wird, so getäuscht, von dem Helden erschlagen. — Dass auch der Troische Heros hier als Drachenkämpfer auftritt, wie Herakles, Apollon und unser Siegfried, ist ohne Zweifel höchst bedeutungsvoll; noch wichtiger aber erscheint mir, dass das Werkzeug seines Sieges ein goldener Schild ist, womit nur die leuchtende Sonnenscheibe gemeint sein kann. Jetzt wird man es auch verstehen, warum der Schild des Achill, des Herakles, des Aias so bedeutungsvoll in Dichtung und Sage hervortritt.

Denn der Gott des Lichtes ist selbstverständlich auch der Gott der Sonne. Er kämpft daher nicht nur gegen die Mächte der Finsternis, sondern auch gegen den Skamander oder Acheloos, ein Ausdruck dafür, dass in Griechenland die meisten Flüsse jeden Sommer unter den glühenden Strahlen der Sonne versiegen. Wenn als Bundesgenosse des Achill gegen den Flussgott Hephaistos, d. h. die Feuersglut, erscheint, so ist auch dies durchsichtig genug.

Über sein Verhältnis zur Mondgöttin haben die Griechen der ältesten Zeit viel gegrübelt und es in der mannigfaltigsten Weise ausgestaltet. Beide sind Lichtgeister und müssen also in naher Verwandtschaft stehen; sie werden daher als Mutter und Sohn, Schwester und Bruder, am häufigsten als Geliebte oder Gatten vereinigt. Doch andererseits sind sie auch feindliche Mächte; denn der Mond waltet ja im Reiche der Nacht, das die Sonne erbarmungslos bekämpft, und muss vor ihren Strahlen erbleichen. Dieses Doppelverhältnis findet seinen klarsten

Ausdruck in der Gestalt der Amazone, deren Bedeutung durch ihren halbmondförmigen Schild ganz ebenso charakterisiert wird, wie der Sonnengott durch seinen goldenen Rundschild. Sie kämpft in grimmiger Feindschaft mit dem leuchtenden Gegner und muss seiner höheren Kraft erliegen; zugleich aber liebt sie ihn auch und verbindet sich mit ihm in Ehe oder Buhlschaft. Zu einer andern Form des Mythus hat die Beobachtung Anlass gegeben, dass die beiden Königskinder, die einander so lieb haben, niemals zusammenkommen können. Penelope sitzt unter ihren tausend Freiern, den Sternen, und webt ihr glänzendes Gewand, um es immer wieder aufzutrennen, womit die wechselnde Mondscheibe gemeint ist. Sie klagt um den fernen Gemahl, der unterdessen in ewiger Wanderung am Tageshimmel dahinzieht, und lässt ihre Thränen als Nachttau auf die Erde fallen. Doch diese Trennung kann auch als Untreue aufgefasst werden, wie bei der Frau des Diomedes und vor allem bei Helena. Sie hat mit Penelope den mythischen Zug gemein, dass sie von unzähligen Freiern belästigt wird; auch wenn in der Ilias (II 356. 590) von den Qualen und Seufzern der Helena die Rede ist, so erinnert uns dies an die ewig klagende Gattin des Odysseus. Dem Menelaos aber entzieht sich die Geliebte freiwillig und birgt sich vor ihm hinter den Mauern von Troja. Die Stadt, welche von der Mondgöttin bewohnt und von Hektor, dem Herrn der Finsternis, verteidigt wird, ist das Reich der Nacht.

Zur Erklärung der Schicksale, die der Sonnenheros, als er es bekämpft, erleiden muss, bedarf es eines etwas längeren Ausholens. Das Tagesgestirn verschwindet im fernsten Westen, um dann am entgegengesetzten Ende des Himmels wieder zu erscheinen. Da sich der naive Sinn der Urzeit nicht erklären konnte, wie es den un-

geheuren Weg vom Untergang zum Aufgang ungesehen zurücklegen könne, so nahm man ursprünglich an, die Sonne sterbe jeden Abend, und jeden Morgen werde eine neue geboren. Am klarsten ist dieser Gedanke in der ägyptischen Mythologie ausgeprägt. Nach deren ältesten Lehren fällt der Sonnengott im Kampfe mit den Mächten der Finsternis; aber er hinterlässt seine Gattin, die Erde, in hoffnungsvollem Zustande, und am nächsten Morgen gebiert sie den jungen Sonnengott. Dieser rächt den Vater, indem er die Nacht bezwingt, und vermählt sich dann mit seiner Mutter, um auch seinerseits bei seinem frühen Tode den Keim zu einer neuen Sonne zurückzulassen. So zieht über die alte Erde, die ewig dieselbe bleibt, eine unendliche Dynastie jugendlicher, stets wechselnder Himmelskönige dahin. Wie man sieht, enthält diese Anschauung den Kern des Oedipusmythus mit seiner Mutterehe; noch deutlicher aber wiederholt sie sich in den Schicksalen des Achill. Auch er muss ja in früher Jugend sterben; auch er hinterlässt bei seinem Abzuge nach Troja eine schwangere Gattin; auch er wird von seinem jungen Sohne gerächt, indem dieser die Waffenthat, bei der sein Vater erlegen ist, glücklich zu Ende führt. Bei dem Feste, das dem Achill alljährlich in Elis gefeiert wurde, hielten die Frauen eine Totenklage, während die Sonne sich zum Untergange neigte: es war der sterbende Gott, dem sie nachweinten.

Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, dass im Sonnenmythus sehr oft eine Verwundung am Fuss oder Bein eine Rolle spielt. Achill und Diomedes werden von Paris in den Fuss geschossen, Philoktet von der Natter in den Fuss gebissen; Oedipus führt seinen Namen von dem durchstochenen Fusse; Odysseus, Adonis, Ankaios trifft der Zahn des Ebers in den Schenkel, und auch

Telephos trägt eine Schenkelwunde davon. Dies ist um so beachtenswerter, als es einem so kriegerischen Zeitalter wohlbekannt sein musste, dass Verwundungen an jenem Körperteil keineswegs zu den gefährlichsten gehören. Denn ursprünglich war die Verletzung gewiss immer als tötliche gedacht; wenn sie bei Odysseus, Telephos, Oedipus und Philoktet diese Bedeutung nicht mehr hat, so zeigt dies nur, dass sie als unverstandener Rest einer älteren Sagenform in ihrem Mythus zurückgeblieben ist, wie wir Ähnliches ja auch bei der Verwundung des Diomedes in unserer Ilias beobachteten. Die Erklärung dieses eigentümlichen Zuges dürfte wohl darin liegen, dass der Sonnenheld, der die ungeheure Strecke über das ganze Himmelsgewölbe in einem einzigen Tage zurücklegt, als gewaltig schneller Renner betrachtet wurde, wie wir dies bei Achill und Herakles ja schon gesehen haben. Da nun die Füsse und Beine das eigentliche Werkzeug seiner Kraft waren, musste ihre Beschädigung für ihn ganz besonders verhängnisvoll erscheinen. Wenn er aufhören musste in seinem rasenden Lauf, so ging er eben unter.

Neben der Lehre von dem früh sterbenden Sonnengott machte sich schon in alter Zeit eine bessere Einsicht geltend. Man erkannte, dass nicht jeder Tag eine neue Sonne bringe, sondern dass es immer dieselbe sei, und musste dadurch zu der Theorie gelangen, dass sie unter der Erde vom Westen nach dem Osten zurückkehre. Auch dies Mythologem hat seine vorbildliche Gestaltung in Ägypten gefunden. In einem Lande, durch dessen ganze Ausdehnung der Strom die grosse Verkehrsstrasse bildet, war das schnellste Mittel der Fortbewegung die Nilbarke; man liess daher auch den hurtigsten der Götter seine Reise zu Schiffe zurücklegen. Auf dem blauen Himmelsstrome fuhr er von Osten nach Westen, um später auf dem Strome der Unterwelt in entgegen-

gesetzter Richtung zurückzueilen. Doch diese neue Vorstellung vermochte die ältere nicht ganz zu verdrängen. Obgleich das Problem, wie die Sonne unbemerkt nach Osten zurückgelange, durch jene nächtliche Bootfahrt des Ra ganz befriedigend gelöst war, musste der Gott doch noch immer seine Mutter heiraten und dann sterben. Eine Lehre, die zum Glaubensinhalt geworden ist, lässt sich eben durch Fortschritte der Erkenntnis nicht ohne Weiteres ertöten. Dass Tod und Mutterehe des Gottes nur erfunden waren, um ein Naturphänomen zu erklären, hatte man längst vergessen; man glaubte auch weiter daran, weil die Väter so geglaubt hatten, ohne sich darum zu bekümmern, dass der Zweck jenes Mythus jetzt auf besserem Wege erreicht war. Auf diese Weise bestehen in den Religionen aller Völker längst überwundene Theorien neben den höheren einer reiferen Zeit unverändert weiter und erzeugen tausend Widersprüche, die den Gläubigen selbst freilich nicht zum Bewusstsein kommen.

Diese doppelte Schifffahrt des Ra hat ihr Gegenbild in den Wanderungen des Odysseus, Jason und Kadmos, des Herakles, Diomedes und Menelaos gefunden. Doch daneben hatte sich bei den Griechen auch die Anschauung gebildet, dass der Sonnengott, wie er auf flüchtigen Solen über den Himmel dahinrennt, so auch zu Fusse die Unterwelt durchschreitet, um nach dem Osten zurückzugelangen. Natürlich kann dies nur unter harten Kämpfen geschehn, da er sich dann ja im Reiche der ihm feindlichen Nacht befindet. Allerdings kommt dieses Motiv nicht in jeder Version des Mythus zur Geltung: Odysseus, Orpheus, Oedipus steigen lebend in den Hades hinab, ohne der Gewalt zu bedürfen; Herakles trifft zwar einmal den finsteren Gott mit seinen Pfeilen, doch in anderen Formen seiner Unterweltsreise fehlt dieser Zug.

In der Trojasage dagegen ist der Kampf um den Eintritt in das dunkle Reich zum beherrschenden Moment geworden.

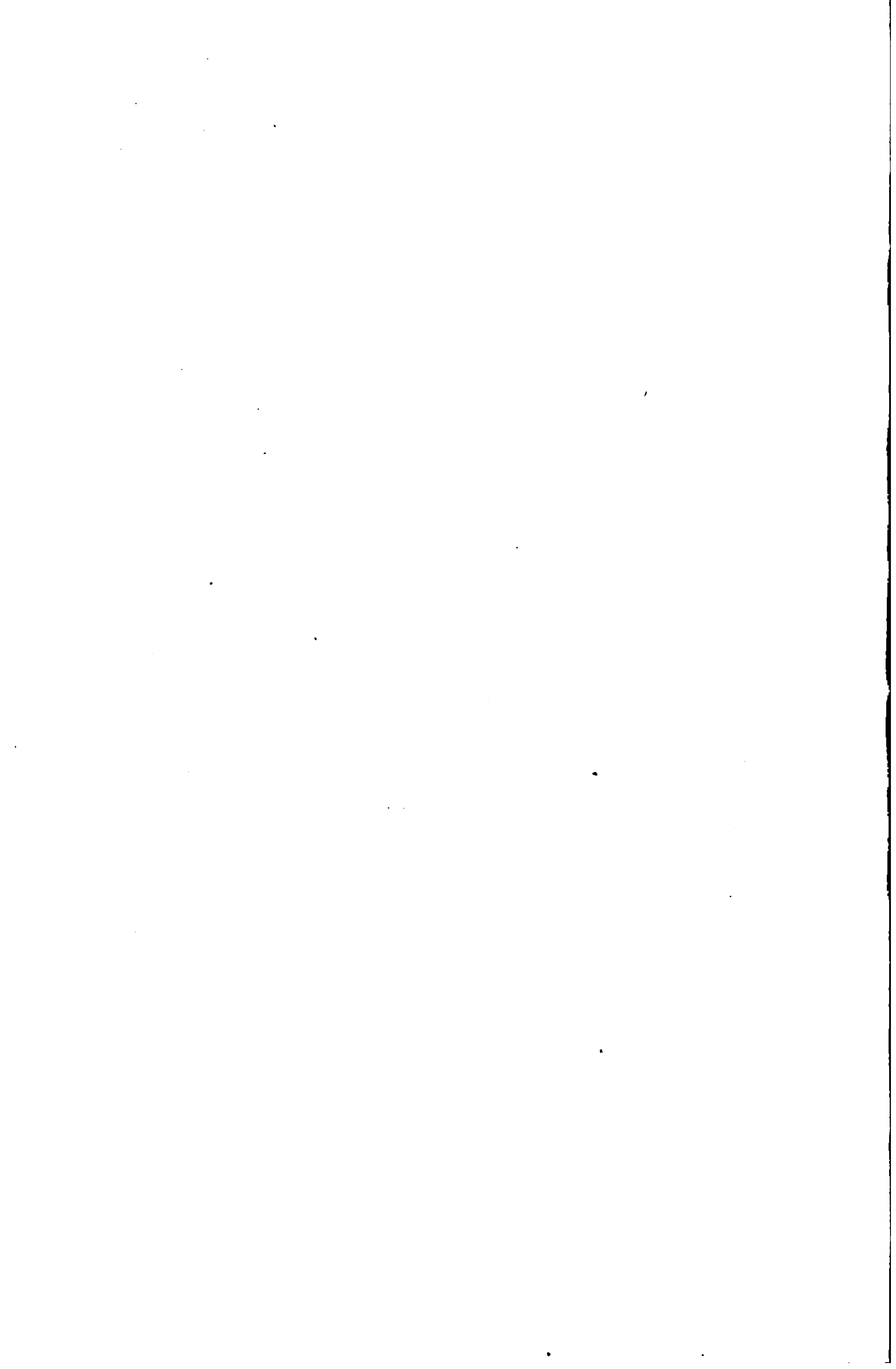
Denn hier ist der Ort, wo sich der Gott mit seiner geraubten Gattin vereinigen kann. Der abnehmende Mond nähert sich immer mehr der Sonne, um zuletzt in ihren Strahlen zu verschwinden; nach einem bekannten Verse des Odyssee (XIX 307), kehrt daher auch der irrende Wanderer in der Neumondnacht zu seiner Penelope zurück. Dann sind Mond und Sonne beide vom Himmel gewichen; sie ruhen zusammen in ihrer heimlichen Brautkammer. So findet denn auch der Belagerer Trojas seine Ungetreue wieder, nachdem er den Fürsten der Unterwelt gefällt und dessen nächtliche Stadt erobert hat.

Wir sehen, die beiden Versionen des Trojakampfes, einerseits, dass der Held am Thore der Stadt fällt, andererseits, dass er in sie eindringt, entsprechen den beiden Formen des Sonnenmythus, jene der älteren, wonach der Untergang den Tod des Gottes bedeutet, diese der jüngeren, wonach er lebend das Reich der Nacht durchziehen muss. Da nun in allen Städten Griechenlands die Sonne göttlich verehrt wurde und in allen auch sehr ähnliche Vorstellungen über sie herrschten, ist es ganz erklärlich, dass jede Stadt auch ungefähr den gleichen Mythus ausbilden musste. Selbst derartige Einzelzüge, wie dass der Held gerade am Skäischen Thore fällt, könnten unabhängig von einander an zwei verschiedenen Orten entstanden sein, obgleich wir dies nicht glauben. Denn das Skäische Thor bedeutet nichts anderes als das linke Thor. Da nun der Grieche sich zu orientieren pflegte, indem er das Gesicht nach Norden wandte, so lag die westliche Richtung nach seiner Anschauung zur Linken, und dass der Sonnengott, wenn er stirbt, am westlichen

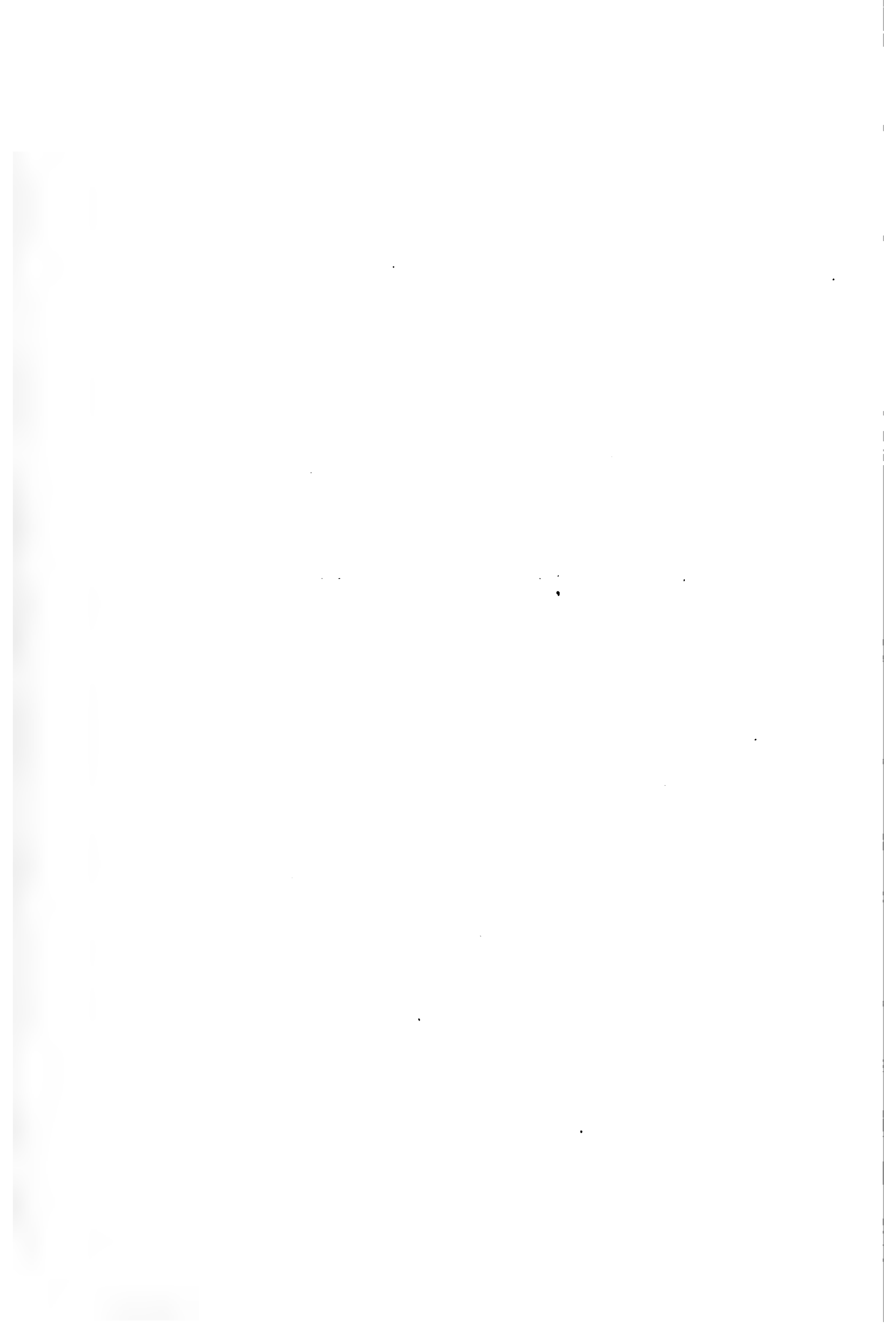
Thore des Nachthimmels fallen muss, liegt so sehr in der Natur der Dinge, dass wohl auch mehr als ein Kopf auf diesen Gedanken verfallen konnte.

Wie aber kommt es, dass der Sonnengott, der doch überall der gleiche ist, unter so vielen verschiedenen Namen auftritt? Um dies verständlich zu machen, muss an den uralten Aberglauben erinnert werden, dass, wer den richtigen Namen eines Dämons wisse, damit Gewalt über ihn gewinne und ihn nach seinem Willen zwingen könne. Da nun jede griechische Stadt von feindlichen Nachbarn umgeben war, so musste man Sorge tragen, dass kein Fremder erfahre, wie die Stadtgötter in Wirklichkeit hiessen, damit er diese Kenntnis nicht zum Schaden der Stadt missbrauche. Denn wer gegen sie Krieg führte, suchte ihr natürlich den Schutz ihrer Götter zu entziehen und diese, wie er konnte, in sein Lager herüberzulocken. So wurden die echten Namen der Unsterblichen oft zu heiligen Geheimnissen. Da man nun doch eine Bezeichnung für sie brauchte, bei der man sie anrufen konnte, so nannte man sie gewöhnlich mit irgend einen Beinamen, der dann an den meisten Orten verschieden gewählt wurde. Pyrrhos heisst der Goldhaarige, Jason der Heilungbringende, Diomedes der Himmelskundige, d. h. derjenige, welcher die Pfade des Himmels kennt, Herakles der Heraberühmte, mit andern Worten derjenige, der durch den Sieg über die Nachtgöttin Ruhm erworben hat. Einige Bezeichnungen, z. B. Achilleus, gehen in eine so frühe Epoche der griechischen Sprachbildung zurück, dass wir sie nicht mehr mit Sicherheit deuten können; doch beweist dies nichts gegen ihre Gleichartigkeit. Da nun der wirkliche Name des Gottes niemals öffentlich ausgesprochen wurde, geriet er begreiflicherweise in Vergessenheit und wurde durch jene wechselnden Beinamen ganz verdrängt.

Was wir hier über den Trojanischen Sagenkreis dargelegt haben, gilt ebenso für den Krieg gegen Theben, die Argonautenfahrt, die Kalydonische Eberjagd, kurz für alle Abenteuer, in denen sich mythische Helden aus den verschiedenen Gauen von Hellas zu gemeinsamem Thun zusammenfinden. Hin und wieder treten hier zwar auch Gestalten auf, die dem Sonnenmythus fremd sind, wie die Söhne des Boreas, die hurtigen Windgötter, unter den Genossen des Jason. Denn wo so viele berühmte Helden zusammentrafen, da fügte man wohl auch noch den einen oder den andern hinzu, der in diesen Kreis zu passen schien, ohne ihm doch wirklich anzugehören. Im Allgemeinen aber sind die Ereignisse des griechischen Mythus nichts anderes, als was wir noch heute täglich am Himmel beobachten können. Die Grübeleien einer fernen Urzeit hatten es aus menschlicher Analogie zu erklären versucht; was man so gefunden hatte, war von dem gesteigerten Gottesbewusstsein einer späteren Epoche gänzlich in den Bereich der Menschenschicksale hinabgewiesen worden, und endlich hatte die Dichtkunst in Verbindung mit der historischen Kritik, wie man sie damals verstand, es zu jenen grossen Märchencyklen vereinigt, deren Inhalt heute die Kinder entzückt und den Männern viel zu denken giebt.



Die Entstehung des Geldes.



Für die Meisten von uns giebt es nichts Unbrauchbareres, als die kleinen, runden Metallscheiben, die unsern Beutel füllen und täglich durch unsere Hände gehn. Wir können sie weder essen, noch uns damit bekleiden, noch bereitet uns ihr Anblick irgend ein Vergnügen; sie sind nur dazu da, um an Andere weggegeben zu werden, die sie ebensowenig brauchen können, wie wir selbst. Und doch besinnt man sich dreimal, ehe man so ein blankes Stückchen Gold von sich thut; Jeder empfängt es mit Freuden, und es gilt als grosses Glück, recht viel von dieser Art zu besitzen. Das Geld bedeutet uns eben die Möglichkeit, alle die Herrlichkeiten, die durch den Fleiss von Millionen Händen auf dem Markt und in den Läden aufgespeichert liegen, für unsern Genuss zu erwerben; es ist der Zauberstab, der, wenn auch nicht die Hülfe von Geistern, so doch die Arbeit unzähliger Menschen in unsere Dienste stellt. Darin besteht ganz ausschliesslich der Wert des Geldes. Wer ein Markstück sein eigen nennt, der besitzt damit den Anspruch, dass ein bestimmtes Quantum Arbeit von Anderen für ihn geleistet wird; denn auch die Waare, die man damit erwirbt, ist ja das Ergebnis von Arbeit. Und woher kommt dem Gelde diese Macht? Natürlich nur daher, weil Jeder, der es empfängt, weiss, dass er damit den gleichen Anspruch erwirbt. Heinz arbeitet für Kunz, damit Fritz für ihn arbeite. Das Geld ist das Mittel, durch das Jeder für den Andern und doch Alle zugleich für sich selber thätig sind, und bietet so den wunderbarsten Ausgleich zwischen Egoismus und Altruismus.

Hieraus folgt, dass ein Zustand ohne Geld nur denkbar ist, wenn der Egoismus entweder aufhört, oder wenn er das wirtschaftliche Leben ganz allein beherrscht. Wäre Jeder bereit, für den Andern zu schaffen, ohne dafür irgend eine Gegenleistung zu verlangen, so brauchten wir freilich kein Geld mehr; aber dieser ideale Zustand wird niemals eintreten. Jene andere Möglichkeit dagegen, dass, wenn auch nicht jeder Einzelne, so doch jede Familie ausschliesslich für sich allein arbeitet, ist zwar für uns gleichfalls zur Unmöglichkeit geworden, aber Jahrtausende lang war sie bei unseren Vorvätern volle Wirklichkeit. Natürlich ist dies mit manchen Einschränkungen zu verstehen; der Mensch war eben immer ein gesellig lebendes Geschöpf, wodurch die absolute Herrschaft des Egoismus schon ausgeschlossen ist. Wenn eine Horde von Wilden ihr Nachbarvolk mit Krieg heimsucht, so verteidigt Jeder nicht nur sich selbst, sondern auch seinen Mitkämpfer; rottet man den Urwald aus, um neuen Ackerboden zu gewinnen, so geschieht dies meist von Allen gemeinsam ohne Rücksicht darauf, wo jeder Einzelne sein Korn säen will; man teilt wohl auch dem guten Freunde von seiner Jagdbeute mit oder erweist ihm sonst kleine Gefälligkeiten. Aber dies ändert nichts an der Regel, dass im Wesentlichen jeder Haushalt nur für die eigenen Bedürfnisse thätig ist, oder mit anderen Worten, dass in den Urzeiten keine andere Arbeitsteilung existiert, als die natürliche zwischen Mann und Weib.

Das Geld ist das unentbehrliche Werkzeug der Arbeitsteilung. Der Schneider braucht im Jahr vielleicht zwei Röcke und fertigt über hundert; der grösste Teil seiner Thätigkeit ist also den Bedürfnissen Anderer gewidmet. Freilich würde er nicht so selbstlos sein, wenn diese scheinbar uneigennützige Arbeit ihm nicht doch Vorteil brächte. Für seine Röcke und Hosen von dem

Bäcker Brot zu bekommen, würde ihm so lange möglich sein, wie dieser noch selbst der Kleidung bedürfte; aber sobald er hinreichend versorgt wäre, würde er den Tausch zurückweisen. Gäbe es nun kein Geld, so müsste der Schneider jetzt nach einem Manne suchen, der einerseits Kleider braucht, andererseits etwas dafür hergeben will, was der Bäcker brauchen kann, und einen solchen zu finden, wäre mindestens sehr zeitraubend, in vielen Fällen ganz unmöglich. Dass Jeder nur eine oder doch eine beschränkte Zahl von Waaren herstellt und sich durch ihren Absatz ernährt, ist also nur durch die Vermittelung des Geldes thunlich. Der reine Tauschhandel würde die Arbeitsteilung, wenn auch nicht ganz ausschliessen, so doch sehr beschränken.

Dem gegenüber denke man sich in ein Dorf der Steinzeit zurück, das über die primitivste Stufe des Ackerbaus noch nicht hinausgekommen ist. Jeder Bauer hat Schafe, deren Wolle seine Frau spinnt und webt und so die ganze Familie mit Bekleidung versorgt. Hält er Schuhe überhaupt für nötig, so schneidet es sie selbst aus den Häuten der Tiere zurecht. Seine Nahrung muss die Milch der Kühe und die Frucht seines Ackers hergeben; seine Töpfe formt er aus Lehm und brennt sie am Feuer des eigenen Herdes; seine Waffen und was er an Werkzeugen braucht, klopft er in seinen zahlreichen Mussestunden aus Feuersteinen oder schnitzt es aus Holz und Knochen. Für seine notwendigen Lebensbedürfnisse braucht er also nichts zu kaufen; Geld ist für ihn ganz überflüssig, ja unter den Bewohnern desselben Dorfes kann sogar ein Tauschgeschäft kaum zu Stande kommen. Denn ein solches setzt doch immer voraus, dass jeder der beiden Teile etwas besitzt und herzugeben bereit ist, was der andere entbehrt; was aber könnte dies sein, wo Alle dasselbe Vieh, dasselbe Korn, dieselben Kleider

und Geräte produzieren? Ein Unterschied zwischen Arm und Reich ist zwar schon vorhanden; der Eine besitzt hundert oder tausend Kühe, der Andere fünf oder zehn. Jener kann daher in Fleisch und Butter schwelgen, während Dieser sich mit Brei und magerer Milch begnügen muss. Kommt er in Not, so stellt er auch wohl seine Arbeit in den Dienst des Begüterten und empfängt dafür den Unterhalt für sich und seine Familie. Aber da er in solchem Falle kaum Aussicht hat, je wieder zu eigenem Besitze zu gelangen, so werden derartige Verhältnisse meist dauernd und selbst erblich; sie gewinnen daher mehr den Charakter der Sklaverei oder Hörigkeit, als dass sie für einen Tauschhandel zwischen Arbeit und Besitz gelten könnten.

Nur eine Art des Tausches wiederholte sich ganz regelmässig im Dorfe. Wer sich verheiraten wollte, der betrachtete es zwar als das Angenehmste und Rühmlichste, wenn er sich dazu ein Mädchen mit Gewalt rauben konnte; weil dies aber nur selten möglich war, mussten sich die Meisten entschliessen, ihre Braut von irgend einem Freunde oder Nachbarn zu kaufen. Denn die Töchter des Hauses waren in jenen glücklichen Zeiten ein kostbarer Besitz, den man nicht leicht ohne Entgelt hergab. Da nämlich Krieg und Jagd für die einzigen manneswürdigen Beschäftigungen galten, so fiel bei Allen, die nicht reich genug waren, um Sklaven oder Hörige zu halten, fast die ganze Arbeitslast der Familie den Weibern zu. Je mehr erwachsene Töchter oder ledige Schwestern man besass, über desto mehr dienende Hände konnte man also verfügen. Kam daher ein Freier, so stellte man seinen Preis mit gutem Bedacht und liess sich nur schwer etwas abdingen. Was man forderte, war in der Regel Vieh und konnte auch selten etwas Anderes sein. Denn Grund und Boden hatte noch keinen

Wert, weil er im Überfluss vorhanden war und Jeder davon nehmen durfte, soviel er wollte und bebauen konnte; Nahrung und Kleidung, Waffen und Werkzeuge besass Jeder, soviel er brauchte, und da man nirgend dafür einen Abnehmer fand, hatte es keinen Sinn, überflüssige Massen aufzuhäufen. Rinder und Schafe dagegen kann ein Bauer nie zu viel besitzen, namentlich wenn er die Weide umsonst hat, wie es damals war, und andrerseits kann doch auch jeder Wohlhabende von seinem Viehstand etwas entbehren, ohne dass seine Wirtschaft darunter Schaden litte. Beim Brautkauf und in anderen Fällen diente daher das Vieh als regelmässiges Zahlungsmittel; aber wer deshalb annimmt, dass es, wenn auch in unvollkommener Weise, die Stelle unseres Geldes vertreten habe, ist sehr im Irrtum.

Auch unsere Münzen sind an sich ja brauchbare Gegenstände. Der Goldschmied kann aus Thalern silberne Löffel, aus Zwanzigmarkstücken Ringe und Ketten machen, und ein grosser Haufe von Pfennigen lässt sich ohne Schwierigkeit in einen kupfernen Kessel verwandeln. Wir aber, die wir weder Gold- noch Kupferschmiede sind, nehmen das Geld nicht, weil sein Metall verwendbar ist, sondern weil wir uns andere Dinge dafür kaufen wollen. Wir benutzen die Münze einzig und allein als Tauschmittel, und nur insofern wir dies thun, bewahrt sie den Charakter des Geldes. Denn für diejenigen, welche ihr Metall verarbeiten wollen oder auch sie in eine Münzsammlung legen, kurz in irgend einer Form davon unmittelbaren Gebrauch machen, hört sie auf, Geld zu sein, und wird zur Waare, wie Eisen und Blei oder eine seltene Postmarke. Das Vieh aber nahm man in Zahlung, nicht um es für andere Güter wegzugeben, sondern um es selbst zu benutzen. Es war also nicht Tauschmittel, sondern Tauschobjekt, und als solches

konnten unter Umständen auch andere Gegenstände dienen. So ist es gewiss vorgekommen, dass man für die Braut statt des Viehs einen Goldschmuck oder eine Waffe von besonderer Brauchbarkeit hingab; mitunter vertauschte wohl auch ein Witwer seine Tochter gegen die Schwester des Freiers, um diese seinerseits zu heiraten. Der Brautkauf blieb also das reine Tauschgeschäft, zu dem weder Geld noch irgend ein Surrogat desselben erforderlich war.

Als Tauschmittel, das man nur nimmt, um es für einen andern Gegenstand wieder hinzugeben, kann das Vieh nur in seltenen Ausnahmefällen gedient haben, weil es für diesen Zweck im höchsten Grade ungeeignet war. Denn ein brauchbares Tauschmittel kann nur dasjenige abgeben, wovon Jeder sicher sein kann, dass man es ihm zu demselben Werte abnehmen wird, zu dem er es empfangen hat. Dazu aber ist erforderlich, dass der Wert Jedermann bekannt und bis zu einem gewissen Grade auch unveränderlich sei, was nur bei fungiblen Sachen denkbar ist. Fungibel nennt man Gegenstände, von denen alle Exemplare ganz gleichwertig sind, so dass sie beliebig untereinander vertauscht werden können. Leihe ich Jemand ein Zwanzigmarkstück, so ist es mir vollkommen gleichgültig, ob er mir dasselbe Zwanzigmarkstück oder irgend ein anderes wiedergibt; denn alle haben für mich genau denselben Nutzen. Borge ich dagegen meine Kuh weg, so werde ich mich jedenfalls sehr bedenken, ob ich eine andere Kuh dafür annehmen soll oder nicht. Denn mag der Rassenunterschied auch nicht ins Gewicht fallen, so hat doch jede Kuh individuelle Eigenschaften, die ihre Brauchbarkeit erhöhen oder vermindern. Die eine ist krank, die andere gesund, die eine fett, die andere mager, die eine stössig, die andere zahm, die eine gibt mehr Milch, die andere weniger.

Ein Stück Vieh richtig abzuschätzen, ist also nur möglich, falls man es genau kennt; selbst wenn man es früher gekannt hat, kann sein Wert unterdessen zurückgegangen oder auch gewachsen sein. Wo man aber in jedem einzelnen Falle schätzen muss, da wird immer der Eine höher, der Andere niedriger schätzen; von einem feststehenden Werte, wie ihn ein Tauschmittel besitzen muss, kann also beim Vieh gar nicht die Rede sein. Doch, wie schon gesagt, in jenen primitiven Zeiten brauchte man auch gar kein Tauschmittel, weil man eben so selten tauschte, dass dies immer direkt ohne jede Vermittelung geschehn konnte.

Aber das Geld erfüllt für uns noch einen andern Zweck, den eines allgemeinen Wertmessers. Wie wir Gewichte nach Grammen, Längen nach Metern, den Inhalt von Hohlräumen nach Litern bestimmen, so drücken wir Werte in Mark und Pfennigen aus; und nach einem Ausdrucksmittel ähnlicher Art ist schon in viel früherer Zeit das Bedürfnis entstanden, als nach einem Tauschmittel. Der Grund dafür lag nicht etwa im Handel, sondern im Kriminalrecht, namentlich in der Blutbusse. Für den Totschlag eines Menschen Rache zu nehmen, war anfangs Recht und Pflicht seiner Anverwandten; doch wenn der Mörder durch ein sehr hübsches Geschenk seine Reue bewies, liessen sie ihren Zorn wohl auch besänftigen. Wie hoch sie den Schmerz über ihren Verlust schätzen wollten, blieb ursprünglich ihrem freien Ermessen anheimgegeben; die Ablösung der Blutrache war ein Geschäft mit Angebot und Gegenforderung, genau wie der Brautkauf. Falls man sich aber nicht einigen konnte, waren wilde Fehden der beteiligten Geschlechter die notwendige Folge, und der innere Frieden der Gemeinde wurde in bedrohlicher Weise gestört. Sobald daher die Staatsgewalt sich kräftig genug ausgebildet hatte, erkannte sie es als

ihre Aufgabe, einen Ausgleich, nötigen Falles mit Gewalt, herbeizuführen. Falls der Mörder, auf seine Kraft trotzend, die Busse verweigerte, wurde er zu ihrer Leistung gezwungen oder auch den Verwandten des Erschlagenen die Annahme einer billigen Entschädigung aufgenötigt. Um aber zu entscheiden, was recht und billig sei, bedurfte man einer festen Norm, die das Volksbewusstsein anerkannte. So bildeten sich schon früh Tarife für die Entschädigung jeder Übelthat. Der Tod eines freien Mannes kostete so und so viel, eines Sklaven entsprechend weniger; für Ohrfeigen oder zerbrochene Knochen wurden angemessene Schmerzensgelder ausgesetzt. Und neben diesen Abkauf privater Feindschaften traten bald auch Bussen, die der Staat selbst oder die Priesterschaft irgend einer Gottheit zu ihrem eigenen Vorteil auflegten. Für alle diese Zwecke bedurfte man einer anerkannten Einheit des Wertes, und zwar musste sie so beschaffen sein, dass man sie wirklich in Zahlung geben und der Empfänger sie mitnehmen konnte. Dazu war wieder nur das Vieh geeignet. Man machte daher Rinder und Schafe zu Wertmessern und setzte sie, wenigstens im alten Rom, derart in ein Verhältnis zu einander, dass man nach dem Decimalsystem, auf das unsere zehn Finger uns hinleiten, auf ein Rind je zehn Schafe rechnete. So wird uns aus Athen von einem Gesetz des Drakon berichtet, das eine Vermögensstrafe auf zwanzig Rinder normierte, und noch in den ersten Zeiten der römischen Republik wurde eine Bestimmung erlassen, dass kein Beamter, ohne das Volk zur befragen, einen Bürger um mehr als dreissig Rinde und zwei Schafe büssen dürfe.

Nun ist freilich das Vieh zum Wertmesser nicht besser geeignet, als zum Tauschmittel, weil die einzelnen Stücke, wie wir gesehen haben, ja gar keinen gleichmässigen Wert besitzen; aber praktisch kam dies weniger

in Betracht. Wenn der Staat oder ein Privater eine Viehbusse eintrieb, so machte er ein rein lukratives Geschäft; er empfing, ohne etwas dafür zu geben, und durfte folglich nicht unzufrieden sein, wenn dasjenige, was er empfing, nicht von erster Qualität war. Was sich durch Strafzahlungen im öffentlichen Besitz ansammelte, wird ohne Zweifel der schlimmste Ausschuss des Viehs gewesen sein; da aber der Staat auf Milch und Wolle keinen grossen Wert legte, sondern die Tiere meist bei den religiösen Festen als Opfer verbrauchte, konnte er sich dabei beruhigen, wenn sie nur so weit fehlerlos waren, dass man sie der Gottheit eben noch darbringen durfte. Beim Brautkauf dagegen, wo der Leistung eine Gegenleistung entsprach, wird der Vater der Auserwählten seinen Preis nicht auf zehn oder zwanzig Kühe schlechthin, sondern auf ganz bestimmte Kühe gestellt haben, die er selbst aus der Herde des Freiers auswählte. Und wo man nicht wirkliche Rinder und Schafe zn Zahlungen, sondern nur ideale zum Abschätzen beliebiger Werte gebrauchte, da kam es vollends nicht auf grosse Genauigkeit an. Wenn Homer uns sagt, die Rüstungen, welche Diomedes und Glaukos vertauschten, seien die eine hundert, die andere neun Rinder wert gewesen, so denkt er sich dabei eben ein abstraktes Durchschnittsrind, dessen Bild sich im Volksbewusstsein deutlich genug gestaltet hatte, um solche Wertmessungen verständlich zu machen. Es konnte also leicht vorkommen, dass eine thatsächlich gegebene Kuh, wenn sie besonders gut war, auf zwei Kühe oder auch auf eine Kuh und fünf Schafe geschätzt wurde oder im entgegengesetzten Falle auf acht oder gar auf zwei Schafe statt auf zehn. Darum blieb die Kuh, eingeteilt in zehn Schafe, doch ein Wertmesser, der zwar nicht sehr genau war, aber den bescheidenen Ansprüchen jener Zeit genügte.

Dies hörte auf, als eine Arbeitsteilung sich bildete und durch ihre immer weitere Ausdehnung Kauf und Verkauf häufig wurden. Denn sobald man an den alten Wertmesser die Anforderung stellte, auch dem wichtigeren Zweck eines Tauschmittels zu dienen, musste seine Unzulänglichkeit hervortreten. Dieser Fortschritt wurde dadurch bedingt, dass metallene Geräte die steinernen allmählig verdrängten. Die nötige Geschicklichkeit, um aus Feuerstein einen Hammer oder ein rohes Messer zurechtzuklopfen und aus Knochen eine Pfeilspitze zu bereiten, besass damals wohl Jeder; zum Schmieden einer Schwertklinge oder einer Pflugschar gehört dagegen erlernte Kunst und, was vielleicht noch wichtiger war, der Besitz von Werkzeugen, wie sie nicht in jedem Haushalt vorhanden sein konnten. So war denn auch der Schmied der erste Handwerker, der sich unter den Bauern niederliess und den Beginn der Arbeitsteilung herbeiführte. Aber ehe das Bedürfnis nach seiner Waare sich so weit ausdehnte, um ihm genügenden Unterhalt zu gewähren, vergingen lange Jahrhunderte, in denen sich Metallwaaren nur in den Händen der Allerreichsten befanden und auch sie diesen kostbaren Besitz nicht durch den einheimischen Schmied erhielten oder verarbeiten liessen, sondern ihn fertig von fremden Kaufleuten erwarben.

Denn nicht von dem Notwendigen oder dem Nützlichen ist der grosse Handel und mit ihm der Gebrauch der Metalle ausgegangen, sondern von dem Überflüssigen. Dass man mit bronzenen Werkzeugen bequemer und schneller arbeitet, als mit steinernen, kümmerte den Wilden wenig. Denn er selbst arbeitete ja nicht, und um die Mühe seiner Weiber oder Sklaven zu erleichtern, stürzte er sich nicht in Unkosten. Zudem waren sie an die Handhabung der alten Steingeräte gewöhnt und hätten

es wohl selbst zuerst unbequem gefunden, sich in die neuen bronzenen einzuleben. Etwas grösseren Reiz besassen die metallenen Waffen; aber man hatte sich auf die steinernen besser eingeübt, und war man bisher mit ihnen ausgekommen, so konnte es auch ferner beim Alten bleiben. Was der Fremde anzubieten hatte, würde also die Habgier der Wilden kaum haben reizen können, wenn nicht der Schönheitssinn eine so unbezwingliche Macht über den Menschen ausübte. Dieser Trieb hat zur Entwicklung der Kultur wohl das Meiste beigetragen. Denn er ruft diejenigen Bedürfnisse hervor, deren Befriedigung am schwersten ist, und stellt dadurch dem menschlichen Streben Ziele, welche die Kräfte immer aufs Neue anspannen.

Bei dem Wilden äussert sich der Schönheitstrieb zuerst darin, dass er den lebhaftesten Drang empfindet, seinen eigenen Leib zu schmücken, und zwar gilt dies von den Männern noch in höherem Grade als von den Weibern. Auf Sauberkeit kommt es ihm gar nicht an, aber aufgeputzt will er sein, soweit ihm seine Mittel dies irgend gestatten. Besitzt er dazu gar nichts Anderes, so bemalt er sich die Haut mit bunten Farben, die er aus allerlei Pflanzen und Mineralien zu gewinnen weiss, und ordnet sich das Haar zu künstlichem Aufbau. Um diese Pracht nicht zu gefährden, benutzen einige afrikanische Stämme anstatt des Kissens eine hölzerne Nackenstütze, so dass im Schlaf ihr Kopf frei in der Luft schwebt und ihre schöne Frisur nicht zerdrückt wird. Wie viele schlaflose Nächte muss es die Erfinder dieses Instruments gekostet haben, ehe sie sich an ihre unnatürliche Lage gewöhnten! Der schmerzhaften Operation des Tätowierens unterzieht man sich nicht nur in Amerika und Polynesien, sondern auch unsere europäischen Vorfahren haben sie angewendet. Solche Mühen und Leiden

erträgt der Wilde, um in seinen eigenen Augen schön zu sein! Alles, was er zum Putze seiner Person gebrauchen kann, hat für ihn einen hohen Wert. Neben den Frauen waren daher Schmuckgegenstände diejenigen Dinge, welche man am frühesten kaufte. Die Blüte des phönikischen Handels beruhte auf den Erfindungen des Purpurs und des Glases, zweier Fabrikate, die nicht dem Nutzen, sondern dem Schmucke dienten, und dem gleichen Bedürfnis ist auch die Verbreitung des Erzes zu danken. Denn ohne Zweifel verwendete man es zuerst in der Form von Fibeln und Spangen, Ringen und Ketten, dann zu Waffen, die aber anfangs auch mehr dem Prunk als dem Kampfe dienten; erst ganz zuletzt, als das Metall schon gemein und billig geworden war, fertigte man daraus auch Werkzeuge des Ackerbaus und des sonstigen Gebrauches.

Der fremde Kaufmann, der vor den gierigen Augen der Wilden seine Ringe, Glasperlen und Purpurstoffe ausbreitete, hat wohl zu keiner Zeit Rinder und Schafe in Zahlung genommen. Denn sein Schiff war klein und brauchte schon zu seiner Verteidigung gegen Räuber und Piraten eine starke Bemannung. Den engen Raum, der ihm blieb, mit unruhigen Tieren auszufüllen, die unterwegs noch gefüttert werden mussten und doch in seiner Heimat kaum viel teurer bezahlt wurden, als dort, woher er sie brachte, wäre also für ihn ein sehr schlechtes Geschäft gewesen. Und wenn er zu Lande reiste, konnte er erst recht keine Herde von vielen hundert Stücken mit sich schleppen, die ihm jeden Flussübergang erschwert und Räuber und wilde Tiere angelockt hätte. Er verlangte daher nach wertvollen Tauschmitteln, die nicht zu viel Platz wegnahmen und bequem zu verpacken waren. Am liebsten empfing er solche Waaren, die eine Spezialität der Landschaft bildeten und nirgends anders so gut oder

so häufig zu finden waren, wie das britannische Zinn, das spanische Silber, das Silphion von Kyrene oder den Bernstein unserer Ostseeländer. Wo Derartiges nicht vorhanden war, nahm er junge, kräftige Sklaven oder Wolle und Häute. Zunächst aber blieb dieser Handel der reine Tausch, zu dem es einer Vermittelung, wie sie unser Geld darbietet, nicht bedurfte. Wer nichts hatte, was der Fremde brauchen konnte, der musste eben aufs Kaufen verzichten und konnte sich dies, wenn auch widerwillig, gefallen lassen, da die angebotenen Sachen ja alle nur entbehrlicher Luxus waren.

Ganz anders stand man dem Schmied gegenüber, der in der Gemeinde selbst wohnte. Denn als der Gebrauch der Metalle sich schon so weit verbreitet hatte, dass ein Schmied im Dorfe seine Nahrung finden konnte, da wurde seine Arbeit bald auch für den armen Mann zum unentbehrlichen Bedürfnis. Zunächst bezahlte man sie mit Kleidern und Schuhen, Eiern, Käse und Fleisch, kurz mit den Naturalien, welche der Bauer produzierte. Aber von diesen schnell vergänglichen Waaren konnte der Schmied nicht mehr annehmen, als er und seine Familie verzehrten. Vieh lockte den Handwerker nicht in demselben Grade wie den Ackersmann; er liess es sich zwar gefallen, wenn sich kein anderes Zahlmittel finden wollte, aber über eine gewisse Menge hinaus nahm er es ungern und nicht zu seinem vollen Wert. Am meisten schätzte er natürlich dasjenige, was er zur Ausübung seines Gewerbes brauchte, anfangs Erz, später Eisen. Die gewöhnliche Form der Zahlung wird daher gewesen sein, dass man ihm die abgenutzten Metallgeräte übergab und noch irgend etwas Brauchbares dazulegte, um dafür neue zu empfangen. Weil der Schmied fast der Einzige war, bei dem es innerhalb der Gemeinde etwas zu kaufen gab, so wurde das Material

seiner Arbeit zum gesuchtesten Zahlmittel, und damit war man der Entstehung des Geldes um einen wichtigen Schritt näher gekommen.

Wenn das Vieh zum Tauschmittel gar nicht, zum Wertmesser nur schlecht taugte, weil es nicht fungibel war, so besass das Metall diese Eigenschaft im höchsten Grade. Zwei Erzklumpen von gleichem Gewicht und gleicher Zusammensetzung haben absolut gleichen Wert, so dass man sie ohne jeden Schaden der Eigentümer beliebig vertauschen kann. Fünf Pfund Kupfer oder Eisen sind daher eine ebenso genaue Preisbestimmung wie fünf Mark, während fünf Kühe einen sehr verschiedenen Wert bezeichnen können, je nachdem sie gut oder schlecht sind. Ferner war das Metall viel leichter transportabel als lebendige Tiere; es bewahrte daher seine Kaufkraft auch dem fremden Händler gegenüber, wo die des Viehs gänzlich versagte. Endlich besassen Eisen und Kupfer auch den grossen Vorzug beliebiger Teilbarkeit. Für ganz kleine Einkäufe war das Vieh als Zahlmittel unbrauchbar. Denn wollte man einen bronzenen Nagel erstehen, so konnte man doch kein ganzes Schaf dafür hingeben, und wenn man es schlachtete und in einzelne Stücke zerlegte, so hatte die Gesamtheit der Teile einen ganz verschiedenen Wert von dem lebenden Tier. Bei dem Metall dagegen kam gar nichts darauf an, ob es einen grossen Klumpen oder viele kleine Brocken bildete, weil diese sich leicht wieder zusammenschmelzen liessen; vier Viertelpfund waren also genau so viel wert wie ein ganzes. Man konnte daher jedes Stück so weit zerhacken, bis einer seiner Teile für den beabsichtigten Einkauf klein genug war, ohne dass die anderen dadurch an Wert verloren. Mithin hatte das Metall vor dem Vieh die drei Vorteile voraus, das es fungibel, besser transportabel und beliebig teilbar war.

Da Jeder über kurz oder lang den Schmied zu bezahlen hatte und jeder Schmied es nahm, so nahm es auch jeder Andere, der den rohen Klumpen an sich nicht brauchen konnte. So wurde es zum wirklichen Tauschmittel, das unser Geld ganz gut vertreten und eine weitere Arbeitsteilung ermöglichen konnte.

Freilich war auch dieser Wertmesser noch sehr ungenau; denn wenn wir vorhin von Pfunden Kupfer oder Eisen sprachen, so eilte dies der Zeit, die wir hier zu schildern haben, voraus. Gewichte kannte sie noch nicht, sondern schätzte die Grösse der Metallstücke einfach nach dem Augenmaass. Nun ist es bekannt, dass dieser Maassstab äusserst trügerisch ist, wo es sich um Körper von sehr verschiedener Form handelt. Dass eine lange Rheinweinflasche und ein kleiner dicker Bocksbeutel ziemlich genau den gleichen Inhalt haben, wird kaum Einer glauben, der es nicht ausprobiert hat. Um Täuschungen zu vermeiden, musste man also den Metallklumpen, wenn sie als Tauschmittel dienen sollten, eine gleichmässige Form geben. Man goss sie daher in Stangen von bestimmter Dicke, von denen man, falls kleinere Werte zu entrichten waren, Stücke abhackte. So bestand das älteste Geld bei den Römern aus Bronzestäben, die, solange man sie noch nicht verkleinert hatte, einen Fuss lang waren; die Griechen, die schon auf einer höheren Stufe der Kultur standen, benutzten in dem gleichen Sinne Eisenstäbe. Diese nannte man Obolen, d. h. Bratspiesse, jene Asses, d. h. Stangen. Um die alten Viehbussen bequem in das neue Zahlmittel umrechnen zu können, normierten die Römer, wie die Kuh auf zehn Schafe, so das Schaf auf zehn Bronzestangen. So gleichmässig, wie es später mit Hülfe der Wage möglich war, liessen sich diese allerdings nicht herstellen, und bei den abgehauenen Stücken wurde die Ungenauigkeit noch

grösser; aber bei so geringwertigen Metallen, wie Eisen und Kupfer, kam praktisch auf die kleinen Differenzen nicht sehr viel an.

Auch das Gold scheint man anfangs nach dem Augenmaass gehandelt zu haben, und zwar in der Form von Ringen, die als Schmuckstücke unmittelbar verwendbar waren. Wahrscheinlich war die Normalgrösse derselben derart bemessen, dass sie jenem idealen Durchschnittswert einer Kuh entsprach. Die erforderliche Gleichmässigkeit wird man dadurch erreicht haben, dass man möglichst viele Ringe aus derselben Form goss und die neuen Gussformen durch Abdrücke der alten Ringe herstellte. Aber ob ein Ring um eine Kleinigkeit dünner oder dicker ist, lässt sich mit dem Auge kaum wahrnehmen, und doch konnten bei einem so kostbaren Metall schon sehr kleine Unterschiede dem Werte vieler Kupferstangen gleichkommen. Ohne Zweifel haben sich das die schlauen Kaufleute oft zu Nutze gemacht, ohne dass ihre Kunden sie kontrolieren konnten. Dazu kam, dass der rohe Goldstaub, wie man ihn aus dem Sande der Flüsse wusch, sehr oft zum Verkauf angeboten wurde, ohne vorher in Ringe gegossen zu sein, und dass in diesem Falle erst recht nur eine sehr ungenaue Schätzung seiner Menge möglich war. Um diese Unsicherheit des Handels zu beseitigen, ist die Wagschale erfunden worden. Nicht für die geringwertigen Metalle war sie Bedürfnis, bei denen man durch kleine Unterschiede in der Bestimmung ihrer Menge wenig verlor, sondern für das kostbare Gold. Das Gewichtssystem ist daher auch nicht vom Pfunde oder gar vom Zentner ausgegangen, sondern von den allerkleinsten Einheiten, wie man sie noch heute für die Goldwage benutzt.

Es knüpfte an die Beobachtung an, dass die Getreidekörner und manche andere Pflanzensamen eine ausser-

ordentlich gleichmässige Schwere zeigen. Diese wurden daher als die ältesten Gewichte benutzt, so dass für ihre Normierung und Beaufsichtigung kein Aichungsamt erforderlich war. Die Wage war eben entstanden durch die Bedürfnisse des privaten Handels, nicht durch den Staat, der sich gewiss lange Zeit um diese Neuerung gar nicht gekümmert hat; das Gewicht musste daher so beschaffen sein, dass es zu seiner Kontrole keiner staatlichen Einwirkung bedurfte. Die Phönizier, die wahrscheinlich das älteste Gewichtssystem geschaffen und es später nach Griechenland übertragen haben, gingen aus von dem Gerstenkorn, das gegenwärtig, wo lange Zuchtwahl es veredelt hat, 0,064 Gramm wiegt, aber auch damals nur um ein paar Milligramm leichter war (0,0607). Nach dem Duodecimalsystem, das bei ihnen herrschte, wurde der Normalring, der dem Wert eines Rindes entsprechen sollte, auf $12 \times 12 = 144$ Gerstenkörner normiert. So erhielt man die Gewichtseinheit des Schekel oder Stater von $8^3/_4$ Gramm, die allen Münzsystemen der antiken Welt zu Grunde liegt[1]. Um jene grosse Menge

---

[1]) In seiner reinsten und ursprünglichsten Form hat Ridgeway im *Numismatic Chronicle* (XV, 1895, S. 104) dieses Gewichtssystem in Attika nachgewiesen. Die unbequeme Zahl 144 ist von den Ägyptern auf 150 Gerstenkörner, von den Babyloniern auf 140 abgerundet worden, wodurch jene zu ihrem Kat von 9 Gramm, diese zu ihrem Schekel von $8^1/_2$ Gramm gelangten. Der Wert des Normalrindes war eben schwankend genug, um kleine Willkürlichkeiten bei seiner Umrechnung in Gold zuzulassen. Jene drei verschiedenen und offenbar von einander unabhängigen Rezeptionen der gleichen Gewichtseinheit weisen die Entstehung derselben in eine Gegend, die zwischen Griechenland, Ägypten und Babylonien ungefähr in der Mitte liegt, d. h. nach Phönizien. Übrigens wäre dieser Ursprung schon an sich wahrscheinlich. So lange man meinte, die Erfindung des Gewichts sei aus astronomischen und mathematischen Spekulationen hervorgegangen, schrieb man sie mit Fug und Recht den grübelnden

von Getreidekörnern nicht immer abzählen zu müssen, bildete man nach dieser Norm auch bald Gewichte von Stein oder Metall, und als dann ihre hohe Bedeutung für den Handel mehr und mehr hervortrat, nahm der Staat die Aufsicht darüber seinerseits in die Hand.

Das römische System hat das Samenkorn der Karube *(siliqua)*, deren Schoten wir Johannisbrot zu nennen pflegen, als Ausgangspunkt benutzt (= 0,189 Gramm). Dieses bot den Vorteil, dass es grösser war, als das phönizische Gerstenkorn und doch zu ihm in einem klaren Verhältnis stand, da es dreien davon ziemlich genau entsprach. Denn dass die Römer auch auf diesem Gebiet von den östlichen Völkern nicht unabhängig waren, ergiebt sich namentlich aus folgendem Umstand. Solange sie ihre Wertmesser selbständig in ein Verhältnis gebracht hatten, waren sie streng bei dem Decimalsystem geblieben: ein Rind galt zehn Schafe, ein Schaf zehn Bronzestäbe. In ihren Gewichten dagegen herrscht die Zahl Zwölf ebenso entschieden, wie bei Phöniziern und Griechen. Bei der Ausbildung ihres Systems nahmen sie aber auf den Stater keine Rücksicht, sondern liessen sich ausschliesslich durch den Zweck bestimmen, es auf die Bronzestäbe, welche bis dahin ihr Geld gebildet hatten, anwenden zu können. Sie teilten daher den fusslangen Stab in zwölf Daumenbreiten oder Unciae und normierten das Gewicht der Uncia auf 12×12 Karubenkerne, also dem phönizischen Stater analog, aber doch wesentlich verschieden. So entstand ihr Pfund von $327^1/_2$ Gramm als Gewicht des ganzen Stabes.

Chaldäern zu; seit es aber durch Ridgeway (*The origin of metallic currency and weight standards. Cambridge 1892*) feststeht, dass sie nur den praktischen Bedürfnissen des Handels entsprungen ist, wird man in erster Linie an dasjenige Volk denken müssen, welches lange Jahrhunderte alle Märkte der antiken Welt beherrschte.

Der Verkehr bewegte sich in vier Metallen oder richtiger in fünf, da man dem Gold und Silber, Bronze und Eisen auch noch das sogenannte Elektron hinzuzählen muss. Dies war zwar nur ein unreines, stark mit Silber gemischtes Gold, aber weil man seine Bestandteile noch nicht zu sondern vermochte, betrachtete man es als ein Metall für sich. Eine ähnliche, nicht künstlich geschaffene, sondern von Natur entstandene Mischung bildete auch die Bronze; die übrigen drei Metalle wurden beinahe chemisch rein gehandelt. Übrigens hörte das Eisen schon früh auf, als Tauschmittel zu dienen, weil es gar zu minderwertig war; nur bei den Spartanern, die in jeder Beziehung hinter der Kultur zurückgeblieben waren, behauptete sich das eiserne Geld noch in später Zeit.

Die Gewichtseinheiten der verschiedenen Metalle in ein festes Wertverhältnis zu einander zu bringen, hat man sich immer wieder bemüht; doch gelang es nicht früher, als bis das römische Reich sich über das ganze Mittelmeerbecken ausgedehnt hatte und auch in dieser Beziehung seinen alles beherrschenden Einfluss geltend machte. Vorher verschoben sich die Preise der einzelnen Metalle immer wieder gegeneinander, je nachdem reiche Fundstätten des einen oder des andern entdeckt wurden oder die Ergiebigkeit derselben wieder abnahm. So war denn die Regel, die nur zeitweilige Ausnahmen erlitt, dass Gold, Silber und Kupfer nach dem herrschenden Kurse gegeneinander vertauscht wurden.

Seit der Erfindung der Wage besass man in den rohen Metallen einen Wertmesser, der an Zuverlässigkeit und Genauigkeit nichts zu wünschen übrig liess und auch als Tauschmittel im vollsten Maasse brauchbar war. Nur in einer Beziehung stand er hinter unserem Gelde noch zurück. Jedes Zwanzigmarkstück hat das gleiche Gewicht und den gleichen Feingehalt, und beides ist

durch sein Gepräge garantiert; die einzelne Münze stellt also einen ganz festen, Jedermann bekannten Wert dar und kann, falls sie nur echt ist, ohne weitere Prüfung genommen werden. Wollte man dagegen bei dem Rohmetall jener alten Zeit sichergehen, so musste man die Stücke wiegen und mit dem Probierstein auf ihren Feingehalt untersuchen, was recht zeitraubend sein konnte. Übrigens war man von einer Münze, die der unsrigen gleichartig war, nicht sehr weit mehr entfernt. Denn Metallstücke von gleichmässigem Wert hatte man ja schon in den alten Goldringen und Bronzestäben besessen; was ihnen zum Gelde fehlte, war nur noch das Gepräge, das jenen Wert beglaubigte und dem Handel die nötige Sicherheit verlieh.

Auch dieser letzte Schritt zur Entstehung des Geldes scheint nicht durch die erleuchtete Regierung irgend eines Staates, sondern durch die Erfindsamkeit eines Privatmannes gemacht zu sein. Die älteste wirkliche Münze, die sich erhalten hat, befindet sich jetzt in der überreichen Sammlung des British Museums. Nach der primitiven Roheit ihres Stiles ist sie spätestens im siebenten Jahrhundert v. Chr., vielleicht schon im achten geschlagen worden. Es ist ein elliptischer, ziemlich dicker Klumpen von Elektron, der nach seinem Gewicht von vierzehn Gramm wahrscheinlich dem Goldstater oder der Durchschnittskuh gleichwertig sein sollte. Auf der einen Seite trägt er nur den rohen Eindruck des Punzens, mit dem man das Metallstück beim Prägen auf dem Ambos festgehalten hat, auf der andern das ungeschickt gezeichnete Bild eines Hirsches mit der griechischen Überschrift: „Ich bin das Abzeichen des Phanes". Wer dieser Phanes war, wissen wir nicht und werden es wohl auch nie erfahren. Denn wahrscheinlich haben wir es hier nicht mit einem König oder Dynasten zu thun, an den die

Geschichte irgend eine Erinnerung bewahren könnte, sondern nur mit einem reichen Handelsherrn, dessen Ansehn und Kredit gross genug war, um seinem Stempel die nötige Autorität zu geben. Aber bald haben auch Könige und republikanische Obrigkeiten sein Beispiel nachgeahmt, und in historischer Zeit ist die Münzprägung in allen Kulturstaaten, wie noch heute, ein Monopol der Staatsgewalt.

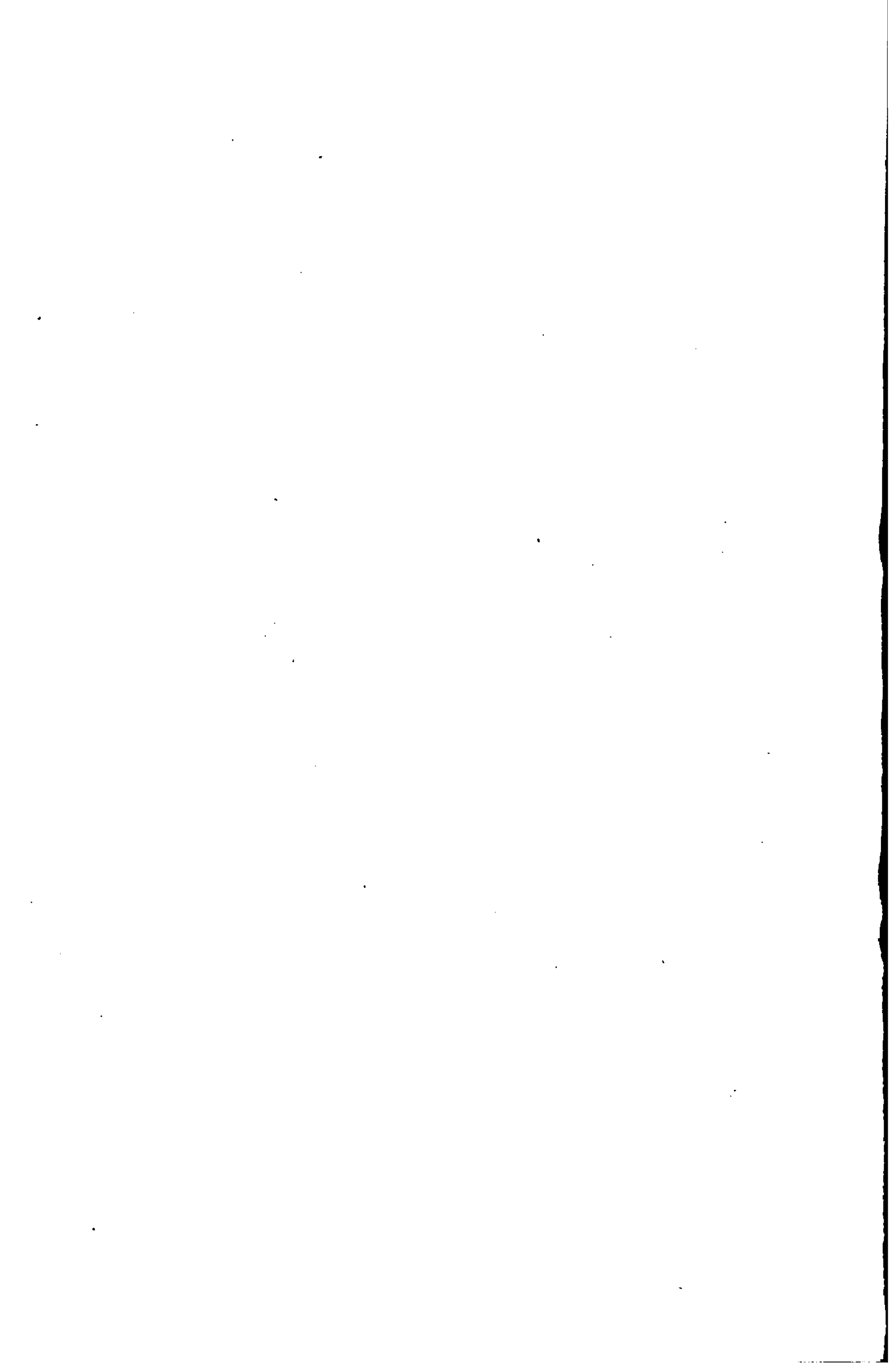
Auf die technischen Fortschritte derselben näher einzugehen, ist hier nicht der Ort; auch würden sie sich ohne zahlreiche Abbildungen nicht veranschaulichen lassen. Nur auf Eines muss in dieser Beziehung hingewiesen werden, weil es auch wirtschaftlich nicht ohne Bedeutung war. Im vorigen Jahrhundert war der Aberglaube verbreitet, die Alten hätten für jede einzelne Münze einen besonderen Stempel gefertigt; denn zwei Stücke, die aus demselben geschlagen waren, hatte damals noch kein Sammler zu Gesicht bekommen. Gegenwärtig finden sich solche Doppelexemplare in jedem grossen Münzkabinet, aber häufig sind sie noch immer nicht. Dies liegt daran, dass das Eisen, in welches man die Formen schnitt, natürlich lange nicht so hart war, wie unser Stahl. Mit dem einzelnen Stempel konnte man daher keine sehr grosse Anzahl von Münzen prägen, ehe er sich verbraucht hatte und durch einen neuen ersetzt werden musste. Nun waren die antiken Stempelschneider zum grossen Teil Künstler von Ruf und Ansehen; mit welchem Stolze sie auf ihre Werke hinblickten, ergiebt sich aus der Thatsache, dass viele sie mit ihrem Namen signierten, wie heutzusage die Maler ihre Bilder. Daraus darf man schliessen, dass ihre Arbeit nicht schlecht bezahlt wurde, um so mehr als sie mühsam und zeitraubend genug war. Bei der schnellen Vergänglichkeit der Stempel musste also das Prägen nicht unerhebliche Kosten machen, wo-

raus es sich erklärt, dass man anfangs nur die edlen Metalle, Gold, Elektron und Silber, die zugleich die weicheren waren und daher die Stempel minder schnell abnutzten, zu Münzen verprägte. Das Kupfer muss daneben nach wie vor in rohen Klumpen umgelaufen sein. Denn bei der gesteigerten Arbeitsteilung, die jetzt eingetreten war, konnte man es im Verkehr unmöglich entbehren, weil für den kleinen Markthandel, wo man oft nur ein paar Eier oder einen Kohlkopf zu bezahlen hatte, selbst die leichtesten Silbermünzen, obgleich sie in Athen nicht viel grösser waren als ein Stecknadelkopf, noch zu wertvoll gewesen wären. Aber da bei jenem wohlfeilen Metall wenig darauf ankam, ob das einzelne Stück um eine Kleinigkeit leichter oder schwerer war, hielt es der Staat auch nicht der Mühe wert, seine kostbaren Prägstempel daran zu verbrauchen. Erst um das Jahr 400 v. Chr., als die Technik schon höher entwickelt war, hat man daher Kupfer zu münzen begonnen. Aber obgleich auch diese Stücke wohl nicht als Scheidemünze, sondern als vollwertig gelten sollten, verwendete man auf die Bestimmung ihres Gewichtes doch sehr wenig Sorgfalt, so dass sie immer höchst ungleichmässig geblieben sind.

Die Völker des Mittelmeergebiets, aus deren Zusammenwirken die Kultur des Altertums hervorgegangen ist, sind nicht die einzigen, die ein Geldsystem ausgebildet haben. Durch den Zwang des Bedürfnisses haben sich in allen Weltteilen ganz ähnliche Entwicklungen vollzogen, und die meisten zeigen auch dieselben charakteristischen Züge wie bei den Griechen und Römern. Sowohl dass das Vieh als Wertmesser dient, als auch dass die ältesten Tauschmittel teils die Metalle des praktischen Gebrauches, teils Gegenstände des Putzes sind, findet sich bei zahlreichen wilden Stämmen wieder. So begegnen uns bald Kupfer und Eisen in Form von Barren,

Hacken oder Messern, bald Perlen- oder Muschelschnüre oder Stücke bunten Zeuges, die genau in demselben Sinn gebraucht werden, wie unser Geld. Aber so viele Völkergruppen sich auch mit dem Problem beschäftigt haben, ein möglichst vollkommenes Mittel des Tausches und der Wertmessung zu finden, nur die Griechen haben es bis in seine letzten Konsequenzen verfolgt und seine endgiltige Lösung durch die Erfindung der Münze entdeckt, die ebenso genial wie einfach ist. Auch auf diesem Gebiete sind sie unsere Lehrer geworden, und was sie geschaffen haben, genügt auch noch der hohen Kultur und weitverzweigten Arbeitsteilung unserer Zeit; wir haben es wohl nach manchen Richtungen hin technisch vervollkommnet, aber die Grundlagen sind die alten geblieben. So ragt überall das Altertum in die Neuzeit hinein, und von den Kühen, mit denen einst der Bauer eines Pfahldorfes seine Braut bezahlte, bis zu den Tonnen blanker Goldstücke, die heute in den Kellern unserer Banken aufgespeichert sind, zieht sich ein ununterbrochener Faden der Entwicklung.

Die Frau im römischen Recht.



Wenn im Allgemeinen jedes Lebewesen den Bedingungen, unter denen es sein Dasein fristet, mit bewundernswerter Zweckmässigkeit angepasst ist, so besitzt doch auch fast jedes einzelne Organe, die ihm gar nichts nützen, ja zum Teil sogar Schaden bringen. Der Maulwurf lebt in ewiger Nacht, wo ihn nur Geruch und Tastsinn leiten können; trotzdem hat er Augen, und diese sind ebenso zart und leicht verletzlich wie bei uns. Der Wurmfortsatz des Blinddarms kann beim Menschen operativ entfernt werden, ohne dass die Verdauung dadurch den geringsten Schaden litte; zum Leben ist er überflüssig, wohl aber kann er durch die schweren Entzündungen, die sich oft in ihm bilden, den Tod herbeiführen. Diese Rudimente, wie die Wissenschaft sie nennt, sind also ohne Zweck, ja oft zweckwidrig, aber darum nicht ohne Grund. Die betreffenden Organe haben sich bei den Vorfahren der Tiere gebildet, als sie ihnen noch Nutzen brachten, und sind nur dadurch unnütz geworden, dass sich die Nachkommen im Verlaufe von Jahrtausenden an eine andere Lebensweise gewöhnt haben. Denn wenn man ein Organ nicht mehr gebraucht, so wird es zwar allmählich schwächer und kleiner, wie die meisten unserer Muskeln zusammenschrumpfen, wenn wir sie nicht durch Turnen in steter Übung erhalten; aber bis es ganz verschwindet, müssen unübersehbare Zeiträume vergehn, und auch dann hinterlässt es Spuren seines früheren Daseins. Die Augen der Maulwürfe bieten also den Beweis, dass ihre fernen Ahnen im Lichte lebten; sie sind klein und blöde geworden, ja eine

australische Art hat sie ganz verloren, aber auch sie besitzt noch Augenhöhlen und Reste von Augenmuskeln. So werden die rudimentären Organe der zoologischen Wissenschaft zu historischen Urkunden, aus denen sie auf die Abstammung der Tiere und die Lebensweise ihrer Vorfahren schliessen kann.

Die Erscheinungen, von denen wir eben gesprochen haben, sind aber nicht auf das körperliche Gebiet beschränkt. Auch das Handeln und Denken des Menschen entspricht im Allgemeinen den Zwecken seiner Lebensführung; ist es aber zur Gewohnheit geworden, so wird es fortgesetzt, auch wenn es unter veränderten Verhältnissen statt des früheren Nutzens Schaden bringt. Das ist es ja, was den Parvenü so lächerlich macht und ihm selber oft so drückend wird, dass er die Sitten und Anschauungen einer niedrigen Lebensstellung in die höhere mit herüberbringt und trotz der redlichsten Bemühungen sie nicht zu überwinden vermag. Die Menschheit ist der ewige Parvenü: immer steigt sie empor und klebt doch zugleich an demjenigen, was sie hinter sich gelassen hat. Denn fest gewurzelte Gewohnheiten bleiben nicht auf eine Generation beschränkt; in Kindern und Enkeln setzen sie sich fort und erzeugen so einen erblichen Habitus des Leibes und der Seele. Wie oft treffen wir nicht im täglichen Leben auf irgend eine Sitte, irgend eine Einrichtung, die uns ganz unvernünftig erscheint und es auch thatsächlich wäre, wenn sie nicht in den Zuständen vergangener Zeiten ihre Erklärung fände. Wie die Augen der Maulwürfe, so schwinden auch diese veralteten Reste keineswegs dahin, sobald sie überflüssig geworden sind, sondern das Volk hängt mit zäher Liebe an den Gewohnheiten seiner Väter, und die Gelehrten ersinnen tausend Gründe, sie zu rechtfertigen, auch wenn sie in Wirklichkeit längst keinen Grund mehr haben. Dies fiel mir wieder

ein, als ich in den Zeitungen den Protest deutscher Frauen las, der sich gegen die Beschränkung ihrer Rechte in dem Entwurf zu einem bürgerlichen Gesetzbuch für das Reich wendete. Denn was diese Damen mit gutem Grunde bekämpfen, sind auch nur rudimentäre Organe unseres Rechtslebens, d. h. Einrichtungen, die in grauer Vorzeit gut und vernünftig waren, aber gegenwärtig nur noch fortbestehen, weil sie einmal da sind.

Namentlich im Frauenrecht haben sich diese Überlebsel mit besonderer Zähigkeit behauptet und das aus guten Gründen. Der Mann nimmt am politischen Leben Anteil; immer kann er in der einen oder in der andern Weise auf die Rechtsbildung seines Vaterlandes einwirken. Der Frau ist diese Befugnis versagt; sie lässt die Männer auch über sich beschliessen. Die natürliche Folge aber ist, dass die Satzungen, die den Männern im Laufe der Zeit lästig geworden sind, sehr bald unter ihrer regen Agitation zusammenbrechen, während diejenigen, welche das weibliche Geschlecht einengen, viel länger unbekämpft bleiben und sich deshalb auch weniger schnell verändern. Der Egoismus bleibt eben immer die stärkste Triebfeder der Politik, und das artige Kind, das nicht fragt, kriegt auch nichts.

Kein Volk hat mit so treuer Liebe an den Sitten und Gesetzen seiner Väter gehangen wie die Römer, aber bei keinem andern verbindet sich diese Pietät in so eigentümlicher Weise mit der grössten Frivolität der Rechtsauffassung. Soweit es irgend möglich ist, tastet man das Überlieferte nicht an; aber die Juristen erfinden tausend Schleichwege, um dem Buchstaben des Gesetzes Genüge zu thun und doch zugleich seine ursprüngliche Wirkung in ihr Gegenteil zu verkehren. Auf diese Weise konnte das Recht mit den wechselnden Bedürfnissen der Zeiten vollkommen Schritt halten und doch scheinbar

ganz das alte bleiben. Es leuchtet ein, dass diese Art des Fortschritts für die Erhaltung rudimentärer Organe ganz besonders günstig war. Man brauchte sie eben formell nicht abzuschaffen, weil man sie durch die feinsten juristischen Kniffe materiell jeder Wirkung beraubt hatte. Nirgend zeigt es sich daher so deutlich, wie sich Gesetz und Rechte von Geschlecht zu Geschlecht fortschleppen und doch im Wechsel der Jahrhunderte immer wieder ihren eigentlichen Sinn verändern. Doch diese Erscheinung ist keineswegs auf Rom beschränkt, sondern sie wiederholt sich im Rechtsleben aller Völker, nur nicht so klar und paradigmatisch. Was ich über denjenigen Teil des Rechtes, der auch bei den Römern der konservativste war, über das Frauenrecht, zu berichten habe, wird daher, wie ich hoffe, auch für das Verständnis unserer modernen Entwicklung nicht ganz ohne Interesse sein.

Jedes Recht hat seine Wurzeln in einem Zustande rohester Selbsthilfe. Zwar besteht schon etwas, was einem Staate ähnlich sieht, mag es auch nur eine Horde sein, die wenige Familien umfasst; denn so lange es Menschen gab, haben sie sich immer zu Gemeinschaften zusammengeschlossen. In diesen unterstützt man sich gegenseitig beim Roden des Waldes oder bei der Abwehr wilder Tiere und räuberischer Menschen; man überfällt gemeinsam die Nachbarn, um neues Land für den Unterhalt des Volkes zu gewinnen oder sich durch Plünderung zu bereichern. Aber die Aufrechterhaltung eines geordneten Rechtszustandes in ihrem Innern betrachtet die Gemeinde noch nicht als ihre Aufgabe; in dieser Beziehung lässt sie Jeden für sich selber sorgen.

So lange aber die Gewalt der Quell jedes Rechtes ist, steht die Frau, welche nicht die Kraft besitzt, mit der Waffe in der Faust sich selber zu schützen, natürlich ganz rechtlos da. Sie ist ein passiver Gegenstand des

Besitzes, gleich dem Herdenvieh, nur viel kostbarer als dieses; denn ganz abgesehen von dem Reize, den sie durch ihr Geschlecht auf den Mann ausübt, stellt sie auch die Arbeitskraft des Hauses dar. Nur für den hochcivilisierten Menschen ist Thätigkeit ein Bedürfnis; der Barbar, welchem Stamme er auch angehören möge, freut sich zwar an Krieg und Jagd, aber jede geregelte und gleichmässige Arbeit ist ihm zuwider. Wie die Wilden in Amerika und Afrika nur arbeiten, wenn der Hunger oder die Peitsche eines Gebieters sie treibt, so lagen auch unsere germanischen Vorfahren den lieben langen Tag auf der Bärenhaut und glotzten stumpf in die Flammen ihres Herdes, und bei den Italikern der ältesten Zeit wird es nicht anders gewesen sein. Wo aber nur derjenige Arbeit leistet, der durch eisernen Zwang dazu angehalten wird, da fällt sie natürlich den Schwächsten zu, d. h. den Frauen. Denn Sklaven halten auf dieser niedrigsten Stufe der Kultur nur sehr wenige, schon weil ihre Ernährung Schwierigkeiten macht. Der aufgesparte Besitz ist eben noch sehr gering, und von Zeit zu Zeit treten immer wieder Hungerperioden ein, in denen jeder überflüssige Mitesser beseitigt wird. So bleibt denn die Frau das arme Arbeitstier, das wohl fleissig sein muss, weil es sonst von dem stärkeren Manne den Prügel oder noch Schlimmeres zu erwarten hat.

Zu der Zeit, über die wir bei den Römern genauere historische Kunde besitzen, ist dieser Zustand zwar längst ein überwundener; aber Reste desselben haben sich lange erhalten. Noch im zweiten Jahnhundert vor Christus ist von der *gentis enuptio* die Rede, d. h. von dem Rechte, aus der eigenen Familie herauszuheiraten, und dieses wird als ein Privileg erwähnt, dass nur unter bestimmten Voraussetzungen den Frauen zu-

gestanden ist. Die Juristen haben sich darüber viel den Kopf zerbrochen. Denn in der Epoche, über die wir gut unterrichtet sind, waren in Rom die Ehen innerhalb der Familie durchaus nicht häufiger als auch bei uns. Hochzeiten zwischen Vettern und Basen und anderen Seitenverwandten kamen vor, aber bildeten keineswegs die Regel. Das Herausheiraten aus der Familie war also im wirklichen Leben das ganz Gewöhnliche, während es doch im Rechte nur als geduldete Ausnahme galt. Dies ist ein rudimentäres Überbleibsel aus einem Zeitalter, in dem jedes Haus noch seine Weiber als wertvollen Besitz neidisch hütete. Dem nahen Verwandten gab man sie zwar, der Fremde aber musste sie für teuern Preis kaufen oder — stehlen; und dieses letztere galt für noch rühmlicher, weil man dabei Mut und List zu zeigen hatte. Denn in den Urzeiten der meisten Völker findet sich der Frauenraub neben dem Frauenkauf als Grundlage der Eheschliessung, und dass dies auch bei den Römern nicht anders war, zeigt die uralte Sage vom Raube der Sabinerinnen, in der eine Erinnerung an jene Raubehe unverstanden fortlebte.

Dass sich die Frau aus dieser niedrigsten Stellung etwas erhob, ist vorzugsweise der allmählichen Verbreitung der Sklaverei zu danken. Seit die Verhältnisse es erlaubten, dass man in grösserer Zahl leibeigene Knechte und Mägde hielt, wurde die Frau von der Arbeit entlastet und verlor dadurch einen Teil jenes Wertes, der sie nur als schätzbares Vermögensobjekt betrachten liess. Zugleich empfand man das Bedürfnis, die Gattin, welche dem Hause ebenbürtige Nachkommen bringen sollte, auch rechtlich von der Sklavin zu unterscheiden. So entwickelte sich denn aus dem Opferschmause, der wohl schon seit den Urzeiten die meisten Eheschliessungen begleitet

haben wird, eine feste Rechtsform, die schon in den ältesten Zeiten Roms erforderlich war, damit die Verbindung von Mann und Weib als rechte Ehe gelte. Man opferte einen Widder und bedeckte mit dem Fell desselben einen Sitz, auf dem die Neuvermählten nebeneinander Platz nahmen, um gemeinsam Spelt zu essen. Dies war nämlich die älteste Getreideart, die man in Italien baute. Nach ihrem Namen *far* nannte man die Eheschliessung *confarreatio*, d. h. Zusammenspeltung. Offenbar sollte durch diese erste Mahlzeit des jungen Paares ausgedrückt werden, dass die Frau von dem Manne in die Gemeinschaft des Tisches aufgenommen war; denn dadurch charakterisierte sie sich als ebenbürtige Genossin und schied sich deutlich von dem Sklaven, der bei Tisch nur aufzuwarten, nicht mitzuessen hatte.

Trotz dieser vornehmeren Stellung bleibt die Frau noch immer im vollen Eigentum des Mannes oder, wie der technische Rechtsausdruck lautet, in seiner *manus*, d. h. wörtlich übersetzt „in seiner Hand“.

Das gleiche Wort wird ursprünglich nicht nur für das Verhältnis des Hausherrn zu seinem Weibe, sondern auch zu seinen Sklaven angewandt, und dem Rechte gegenüber ist faktisch auch kaum ein Unterschied vorhanden. Der Sklave ist nicht Person, sondern Sache; er kann daher niemals irgend ein Recht besitzen, namentlich kein selbständiges Eigentum, sondern alles, was er erwirbt, fällt seinem Herrn zu. Genau so ist es mit der Ehefrau. Ihre Mitgift und was sie nach der Hochzeit durch Erbschaft, Schenkung oder sonst in irgend einer Weise zugewendet bekommt, gehört alles dem Manne. Es herrscht zwischen ihnen nicht etwa Gütergemeinschaft, wie sie der Entwurf für unser bürgerliches Gesetzbuch verlangt, sondern die Frau ist überhaupt nicht eigentumsfähig. Stirbt sie und heiratet der Mann zum zweitenmal, so

erben die Kinder jeder Ehe nicht etwa das, was ihre Mutter zugebracht hat, sondern die Vermögen aller Frauen fliessen untrennbar mit dem des Mannes zusammen, und nach seinen Tode erhält jedes Kind ein gleiches Teil, ob seine Mutter arm oder reich gewesen ist. Ja, auch wenn diese selbst ihren Mann überlebt, bekommt sie nicht ihr früheres Eigentum zurück, sondern wird einfach auch ihrerseits auf Kindesteil gesetzt. Denn dadurch unterscheidet sich die Frau allerdings von den Sklaven, dass sie mit dem Hinscheiden ihres Gebieters eine rechtliche Persönlichkeit gewinnt, als Wittwe also Eigentum erwerben, Erbschaften antreten und ein giltiges Testament machen kann; unter welchen Beschränkungen, werden wir später noch zu sagen haben.

Aber solange der Mann am Leben ist, steht die Frau ihm gänzlich rechtlos gegenüber, genau wie der Sklave. Er kann sie misshandeln, töten, ja, was schlimmer ist, sogar verkaufen. Weder sie selbst noch ihre Verwandten besitzen irgend ein Mittel, um ihn daran zu hindern oder gerichtlich dafür zu belangen. Freilich, was das Recht erlaubte, verboten Sitte und Religion, und diese erwiesen sich, wie immer, als die Mächtigeren. So war denn die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft würdig und geachtet, ja selbst an Pantoffelhelden hat es unter den strengen Römern ebensowenig gefehlt, wie bei uns: aber mochte die Matrone thatsächlich auch Herrin des Hauses sein, dies hinderte nicht, dass sie rechtlich nur ein Eigentum ihres Mannes war, wie Sklaven und Vieh.

Mit echt römischer Konsequenz hat man diesen Gedanken juristisch durchgeführt. Die häufigste Form des Eigentumserwerbes war der Kauf, der, um giltig zu sein, ursprünglich in folgender Weise geschlossen sein musste. Käufer und Verkäufer kamen zusammen und brachten

das Kaufobjekt mit. Ferner mussten fünf römische Bürger als Zeugen anwesend sein und ausserdem ein sechster, der als Unparteiischer die Wage hielt, um das Metall für den Kaufpreis darauf zu wiegen. Dann ergriff der Käufer das Kaufobjekt mit der Hand und sprach laut und deutlich die Worte aus: „Ich erkläre, dass dieser Gegenstand mein eigen ist, und er sei mir erkauft mit diesem Erz und der erzenen Wage.“ Zugleich wurde das Metall gewogen und dem Verkäufer übergeben. Wurden diese Formalitäten aus irgend einem Grunde nicht vollständig erfüllt, so trat durch einfache Übergabe des Kaufobjekts nur thatsächlicher Besitz ein, der sich aber in rechtliches Eigentum verwandelte, wenn er ein Jahr oder bei unbeweglichen Sachen zwei Jahre ohne Widerspruch fortgedauert hatte. Dieses Recht des Usus oder der Ersitzung wurde auch auf das Eigentum an der Frau angewandt. Ein Stummer konnte ebensowenig heiraten, wie kaufen; denn bei der Confarreatio, wie bei einem Kaufhandel, waren ja bestimmte Formeln herzusagen. Trotzdem wollte man ihn nicht von jeder Ehe auschliessen. Man nahm daher an, dass das persönliche Verhältnis von Mann und Weib, weil es das Recht zunächst nichts anging, auch ohne die strenge Erfüllung aller Formalitäten eintreten könne; die eigentliche Rechtsfolge der Ehe dagegen, der Erwerb des Eigentums an der Frau und ihrem Zugebrachten, wurde davon abhängig gemacht, dass man ein Jahr mit ihr zusammen gelebt habe. Sie wurde also ganz und gar nach dem gleichen Prinzip behandelt, wie alle anderen beweglichen Vermögensobjekte. So entwickelte sich die sogenannte Ususehe. Ursprünglich war sie nur ein Notbehelf, der angewandt wurde, wo die Formalitäten der Confarreatio aus irgend einem Grunde sich nicht anwenden liessen; doch, wie wir sehen werden, hat gerade an diese Aus-

hilfsform die ganze Entwicklung des späteren Eherechtes angeknüpft.

Ehe wir hierauf eingehen, müssen wir noch eine dritte Form der Eheschliessung erwähnen, die sogenannte *Coëmptio* oder Zusammenkaufung. Bekanntlich bestand die älteste Bürgerschaft Roms nur aus Patriciern; daneben hatte sich die Plebs aus freigelassenen Sklaven und anderen nicht bürgerlichen Elementen gebildet, die ursprünglich, wie alle Fremden, ganz rechtlos waren. Daraus ergiebt sich, dass auch kein Recht der Ehe für sie vorhanden sein konnte. Natürlich bestanden auch unter ihnen dauernde Verhältnisse zwischen Mann und Weib; doch wurden sie anfangs staatlich nicht als Ehen, sondern nur als Konkubinate betrachtet.

Es ist bekannt, wie die Lage der Plebejer nach und nach besser wurde und sie endlich nach langen politischen Kämpfen ihre volle Gleichberechtigung mit den Patriciern durchsetzten. Doch als Rudiment ihres früheren rechtlosen Zustandes blieb noch bis in die späteste Zeit der Satz bestehen, dass die Eheform der Confarreatio, die ursprünglich die einzige gewesen war, nur von Patriciern angewendet werden dürfe. So griffen denn die Plebejer auf eine Form zurück, die noch älter, freilich auch viel roher war, den Frauenkauf. Genau nach dem gleichen Schema, wie jedes andere Eigentum übertragen wurde, kaufte der Bräutigam die Braut von ihrem Vater oder, falls dieser schon tot war, von ihr selbst; doch wurde der üblichen Kaufformel der Satz hinzugefügt, dass er das Mädchen nicht als Sklavin, sondern als Gattin halten wolle, und dadurch das Kaufgeschäft zur Ehe gestempelt. Die rechtlichen Wirkungen waren übrigens genau dieselben, wie bei der Confarreatio.

Nur in einer Beziehung machte sich ein Unterschied geltend, der freilich von grösster Wichtigkeit war. Die

Kaufehe war durchaus weltlich; die Confarreatio dagegen wurde durch religiöse Formen geweiht und hatte daher auch religiöse Wirkungen. Zu diesen gehörte auch, dass es für so verbundene Gatten keine Scheidung gab. Zwar wird uns erzählt, die confarreierte Ehe habe getrennt werden können, wenn die Frau sich des Ehebruchs oder der Giftmischerei schuldig gemacht, wenn sie ein unechtes Kind untergeschoben oder die Schlüssel des Hauses — natürlich zum Zwecke des Diebstahls — gefälscht habe. Aber Verbrechen dieser Art können in der älteren und strengeren Zeit nur durch den Tod der Frau gesühnt worden sein; wenn sie uns als Scheidungsgründe entgegentreten, so muss dies eine verhältnismässig späte Milderung sein. Jedenfalls hatte sie die Folge, dass auch die Confarreatio ihren absolut bindenden Charakter verlor. Denn hatte man erst eine Form geschaffen, die ihre Trennung gestattete, so liessen sich die Scheidungsgründe nach und nach vermehren, wodurch die religiöse Ehe der rein civilen zuletzt ganz gleich gestellt wurde.

Denn bei dieser, mochte sie durch Kauf oder durch Usus geschlossen sein, stand von Anfang an der Scheidung nichts im Wege. Wollte der Gatte seine Frau los sein, so verkaufte er sie einfach an ihren Vater zurück oder, falls der nicht mehr am Leben war, an irgend einen anderen Mann. Dabei war es durchaus nicht erforderlich, dass dieser die Geschiedene nun seinerseits heirate, sondern der Verkauf konnte auch *fiduciae causa,* d. h. wörtlich „aus Vertrauen“, geschehen. Man verstand darunter, dass es nur ein Scheinverkauf sein sollte. Rechtlich wurde der Käufer zwar dadurch Eigentümer der Frau; aber man hatte vorher mit ihm verabredet, dass er von dieser Macht keinerlei Gebrauch machen werde. Um den Ruf der Frau vor jeder Nachrede sicherzustellen, wählte man für diese Vertrauensstellung meist Greise, die nicht mehr

für gefährlich gelten konnten. So erlangte die Frau, die *fiduciae causa* verkauft war, eine ganz unabhängige Stellung, bei welcher der alte Mann, der dem Rechte gegenüber als ihr Eigentümer galt, höchstens die Rolle eines frei gewählten Rechtsbeistandes spielte. Aber dies war nur dadurch möglich geworden, dass man durch das Hinterthürchen der *fiducia* das geltende Recht umging. Dieses hielt noch immer die absolute Abhängigkeit der Frau aufrecht, aber in dem gegebenen Falle ist sie schon zum Rudiment geworden.

Die beschriebene Art der Scheidung war freilich noch mit zwei grossen Unbequemlichkeiten behaftet. Erstens hing sie durchaus vom freien Willen des Mannes ab; die Frau und ihre Verwandten konnten sie weder erzwingen noch verhindern; denn er war ja absoluter Eigentümer ihrer Person und konnte sie verkaufen oder in seiner Manus behalten, wie ihm das beliebte. Zweitens war auch ihr Zugebrachtes mit seinem Vermögen untrennbar verwachsen, und was er bei der Scheidung davon herausgeben wollte, blieb gänzlich seinem Ermessen anheimgegeben. Hieraus ergiebt sich, dass die Kaufehe ganz ebenso wie die Confarreatio eine künftige Scheidung noch gar nicht in Betracht zog. Zwar hinderte sie dieselbe nicht durch religiöse Skrupel, aber sie nahm auch auf die vermögensrechtlichen Folgen, welche die Trennung notwendig nach sich ziehen musste, gar keine Rücksicht. Auch diese Eheform ist eben in einer Zeit entstanden, wo Scheidung dem Volksbewusstsein als etwas so Unerhörtes erschien, dass man im Recht von dieser Möglichkeit ganz absehen zu können meinte. Doch die Sitten änderten sich; aus Gründen, die von dem Recht ganz unabhängig waren, wurde das eheliche Band immer lockerer, und Scheidungen hörten auf, eine seltene Ausnahme zu sein, und wurden endlich sogar sehr häufig. So sah man

sich denn gezwungen, sie auch juristisch besser vorzubereiten, und hat dies in echt römischer Weise gethan, indem man das alte Recht zwar dem Buchstaben nach bestehen liess, aber sehr geschickt umging.

Wenn der Mann die Frau in der Manus hatte, so war in keiner Weise zu vermeiden, dass ihr Zugebrachtes in sein Vermögen überging. Wollte man dies also verhindern, so war dazu der einzige Weg, die Manus selbst zu beseitigen. Dazu bot sich eine Handhabe in der Ususehe. Bei dieser trat ja das Eigentumsrecht des Gatten erst ein, nachdem er sein Weib ein Jahr lang in unbestrittenem Besitz gehabt hatte; während der Dauer dieses Jahres war die Ehe als solche zwar giltig, aber durch den Mangel der Manus noch unvollständig. Man musste also streben, diese Unvollständigkeit zu einer dauernden zu machen, und erreichte das durch den folgenden juristischen Kniff. Ehe das bedeutungsvolle Jahr ablief, hielt sich die Frau drei Nächte und drei Tage dem Hause ihres Mannes fern, und dies wurde jedes Jahr wiederholt. Durch diese Dreinacht *(trinoctium)* wurde die Ersitzung immer wieder unterbrochen; niemals behielt der Mann seine Gattin ein ganzes Jahr hintereinander in ungestörtem Besitz und konnte folglich auch kein Eigentum an ihr erwerben. So wurde es möglich, dass die Frau ein unabhängiges Vermögen für sich besass, das bei wohlhabenderen Familien in zwei Teile zerfiel. Der eine wurde dem Manne als Mitgift zugebracht und blieb in seiner Verwaltung und Nutzniessung, solange die Ehe währte; nur bei der Scheidung musste er der Frau herausgegeben werden, falls sie nicht durch ein besonderes Verschulden das Ganze oder einen Teil verwirkt hatte. Neben dieser Mitgift aber besass sie oft noch ein gesondertes Vermögen, über dessen Verwendung der Mann gar nichts zu bestimmen hatte.

Dies hatte noch eine andere Folge. Trat die Frau

in die Manus ein, so schied sie damit dem Rechte nach vollständig aus ihrer früheren Familie aus und ging in die angeheiratete über. Dies prägte sich namentlich darin aus, dass sie wohl ihren Mann, falls dieser vor ihr starb, beerbte, nicht aber ihren Vater. Wurde dagegen durch die Besitzunterbrechung der drei Nächte die Entstehung der Manus vermieden, so blieb sie in ihrem angestammten Familienverbande und besass keine Erbansprüche an das Vermögen ihres Gatten, wohl aber an das ihres Vaters und ihrer Brüder, im Falle diese kinderlos starben. Es konnte also für den Mann auch von Vorteil sein, auf sein Eigentumsrecht an der Frau zu verzichten. Doch andrerseits besass jetzt der Vater der Frau die unbeschränkte Macht, sie von ihrem Manne zu scheiden, und falls ihr Vater tot war, sie selbst. Denn da sie nicht mehr in Abhängigkeit von ihrem Gatten stand, zog man daraus den Schluss, dass sie auch von ihm gehen könne, sobald es ihr beliebe.

So entwickelte sich neben den drei Eheformen, der Confarreatio, der Coëmptio und des Usus, noch eine vierte, die man technisch die „freie“ Ehe im Gegensatz zu der „strengen“ des älteren Rechts zu nennen pflegt. Diese wurde niemals abgeschafft, aber durch ihre jüngere Nebenbuhlerin fast ganz verdrängt, so dass sie zum Schlusse auch nur als Rudiment fortbestand. Endlich liess man sogar die lästige Formalität der Dreinacht einfach weg und betrachtete jede Ehe als freie, bei der die Entstehung der Manus nicht ausdrücklich in der formalen Weise der Confarreatio oder der Coëmptio herbeigeführt wurde. Die erstere durfte zwar nicht untergehn, weil es bei gewissen patricischen Priestertümern religiöses Erfordernis war, dass derjenige, der sie bekleidete, aus confarreierter Ehe herstamme und in ebensolcher lebe. Doch unter dem Einflusse der neuen

Sitte empfanden die Frauen das Eigentumsrecht ihrer Männer schon als so unbequem, dass nur sehr wenige sich zu solchen Ehen bereit fanden und die brauchbaren Kandidaten für jene Priestertümer sehr spärlich wurden. Der Kaiser Tiberius sah sich daher zu einem Gesetze gezwungen, wonach die Weiber der betreffenden Priester nur in Bezug auf ihre religiösen Obliegenheiten der Manus unterworfen sein, dagegen in jeder vermögensrechtlichen Frage so behandelt werden sollten, als ob sie in freier Ehe lebten. So hatte die Confarreatio nur noch formelle Bedeutung, erhielt sich aber trotzdem als Überlebsel vergangener Zustände noch so lange, bis das Christentum die alten Priesterwürden beseitigte. Auch die Coëmptio bestand noch spät in der Kaiserzeit, aber nicht mehr als ein Mittel, um wirkliche Ehen zu gründen, sondern nur um durch einen jener echt römischen Rechtskniffe die Tutel zu umgehen, von der wir zum Schlusse noch reden müssen.

Wenn einem unmündigen Knaben sein Vater starb, so trat er unter die Obhut eines Tutors und blieb in derselben bis zum vollendeten vierzehnten Jahr. Bei der vaterlosen Tochter dagegen besteht die Vormundschaft fort ohne jede Altersgrenze; selbst durch die Ehe wird sie nicht befreit, falls diese eine freie ist; nur der Eintritt in die Manus löst sie von der Tutel. Stirbt aber ihr Mann, so beginnt die Vormundschaft von neuem, so dass das Weib niemals ganz unabhängig sein kann. Entweder sie steht als Tochter in der Gewalt ihres Vaters oder als Gattin in der Manus ihres Gatten oder, wenn keiner von beiden vorhanden ist, in der Tutel, ein Viertes gibt es nicht.

Die Bedeutung des Tutors besteht in historischer Zeit ausschliesslich darin, dass er zu jedem wichtigen Rechtsgeschäft seine Zustimmung geben muss. Will die

Witwe auf dem Markt ein Stück Fleisch oder eine Kanne Wein erhandeln, so braucht sie dazu freilich ihren Vormund nicht; wenn sie aber irgend einen wertvolleren Gegenstand kauft oder verkauft, z. B. ein Grundstück oder auch nur eine Kuh, so muss der Tutor darum wissen und es genehmigen. Andernfalls ist der Kauf ungiltig. Dass sie ohne jene Zustimmung auch keine Mitgift bestellen, ja überhaupt nicht heiraten kann, versteht sich von selbst; und das gleiche gilt von dem Antritt einer Erbschaft oder der Abfassung eines Testaments. Als Vormund dient jedesmal der nächste Agnat also für das unverheiratete Mädchen ihr Bruder oder wenn ein solcher nicht vorhanden ist, der Bruder ihres Vaters u. s. w. Für die Witwe dagegen treten, wenn sie durch Übergang in die Manus aus ihrer ursprünglichen Familie ausgeschieden ist, die Agnaten des Mannes ein, zunächst dessen Bruder, dann dessen Oheim, dann der Vetter u. s. w. Sind keine männlichen Verwandten da, so kann der Tutor auch durch den Magistrat bestellt werden; ausserdem ist der Mann berechtigt, seiner Frau durch Testament die freie Wahl zu gestatten.

Dass diese Bestimmungen ganz unsinnig sind, wird kaum ein Vernünftiger bezweifeln. In Erkenntnis dessen haben denn auch die Juristen tausend Hinterthüren geöffnet, um ihre Bedeutung ganz illusorisch zu machen. An erster Stelle steht hier jene scheinbare Kaufehe *fiduciae causa*, von der wir oben gesprochen haben. Die Frau verkauft sich selber an einen ehrlichen Alten, der ihr vorher versprochen hat, keinerlei Ansprüche an ihre eheliche Gemeinschaft zu stellen. Indem sie so in die Manus eintritt, hört die Tutel über sie auf. Sie ist zwar künftig bei allen Rechtsgeschäften von der Zustimmung ihres scheinbaren Gemahls abhängig, doch

kann sie dazu ja eine Persönlichkeit wählen, die ihr nicht widersprechen darf, z. B. einen freigelassenen Sklaven, und sich auf diese Weise die volle Handlungsfreiheit verschaffen. Ausserdem konnte jeder Mann seinem Weibe testamentarisch die Wahl eines Tutors freistellen und ihr zugleich das Recht geben, so oft einen neuen zu wählen, als es ihr gefiel. Wollte also ihr Vormund zu irgend einem Rechtsgeschäft seine Zustimmung versagen, so konnte sie ihn entlassen, wie einen ungehorsamen Diener, und sich einen gefügigeren anschaffen. Augustus ging noch weiter. Er befreite die Frauen, welche mindestens drei Kinder besassen, ganz von der Tutel und erkannte diese Einrichtung damit als völlig überflüssig an. Denn wenn sie überhaupt noch einen Zweck gehabt hätte, so wäre sie bei kinderreichen Frauen doch am notwendigsten gewesen, weil durch deren Vermögensverwaltung nicht nur ihre eigene Lage, sondern auch die einer zahlreichen Nachkommenschaft beeinflusst wurde.

Trotzdem hat sie noch dreihundert Jahre nach der Zeit des Augustus und vielleicht selbst länger fortbestanden. Warum? Die römischen Juristen sind natürlich um Gründe nicht verlegen gewesen. Sie geben an, *propter animi levitatem*, d. h. ungefähr „wegen ihrer natürlichen Leichtfertigkeit“ müssten die Frauen ewig unter Tutel stehen. Nun weiss aber jeder verständige Hausvater, dass in der Ehe die Frau keineswegs der leichtfertigere Teil zu sein pflegt. Gesetzt aber auch, dies sei in Rom anders gewesen, so wird doch auch dort ein vierzehnjähriger Knabe nicht mehr Einsicht besessen haben, als eine vierzigjährige Frau; und doch war jener auch ohne die Zustimmung eines Tutors rechtlich handlungsfähig, diese nicht.

Der wirkliche Grund jener sonderbaren Frauentutel

lag wahrlich nicht in der Leichtfertigkeit, auf die sich die klassischen Juristen berufen, sondern in den Zuständen einer grauen Urzeit, in welcher nur der Rechte besass, der sie mit den Waffen verteidigen konnte. Tutor heisst Schützer. Einen solchen brauchte der Knabe nur so lange, bis er selbst Schild und Lanze führen konnte; das Weib dagegen bedurfte seiner ihr ganzes Leben hindurch, weil sie niemals waffenfähig wurde. In milderen Zeiten wurde aus dem Schützer ein Berater, doch blieb auch jetzt der Satz bestehen, dass die rechtliche Handlungsfähigkeit der Frau von seiner Unterstützung abhängig sei, obgleich er jetzt jeden Sinn verloren hatte. Er hielt sich eben nur durch die Kraft der Trägheit, als ein rudimentäres Organ, und weil er einmal da war und man sich an ihn gewöhnt hatte, so hielt man ihn für vernünftig, und die Juristen suchten ihn, so gut sie konnten, durch ihre scheinbaren Gründe zu rechtfertigen.

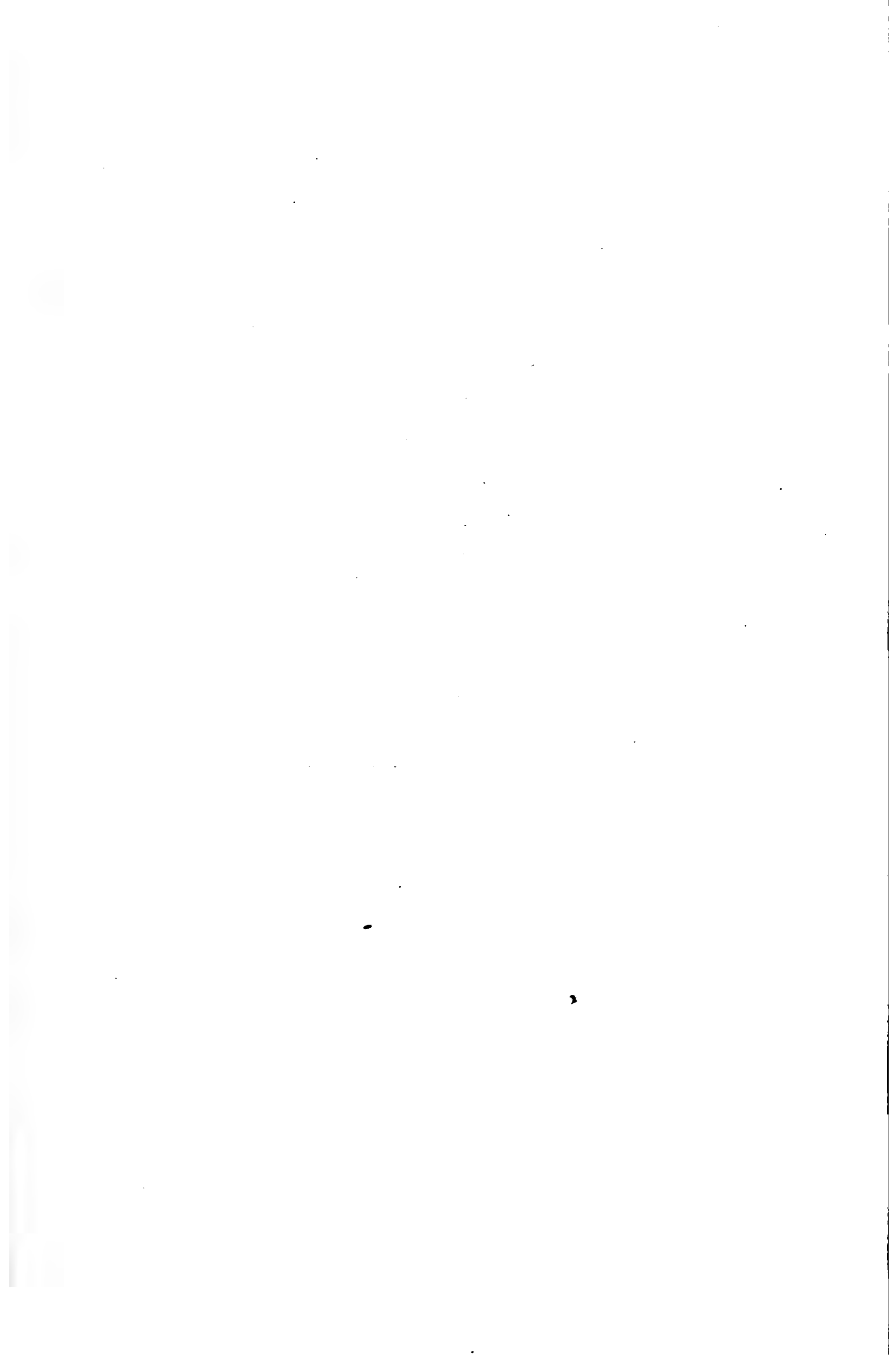
Sehr oft hört man die Behauptung, das Recht müsse so beschaffen sein, dass das Volk dadurch zur Sittlichkeit erzogen werde. Eine thörichtere Phrase ist mir niemals vorgekommen. Unser Recht ist ja doch längst zu einem Gegenstande der Wissenschaft geworden, über den kein Mensch Bescheid weiss ausser den studierten Juristen. Der Laie erfährt davon fast nur, wenn er einen Prozess zu führen hat, und auch dann wird ihm meist nur das kleine Bruchstück bekannt, das ihn in dem gegebenen Falle angeht; die grosse Mehrzahl der ruhigen Bürger aber wird nie in ihrem Leben in einen Rechtsfall verwickelt. Wie sollte dasjenige auf die Gesamtheit des Volkes sittlich wirken können, womit nur der Verbrecher oder der gewohnheitsmässige Krakehler in häufige und dauernde Berührung kommt? Der Römer kannte sein Recht zwar meist etwas besser, als wir das unsere zu

kennen pflegen; trotzdem wird man schon aus der kurzen Skizze, die ich hier vorlegen konnte, wahrgenommen haben, dass seine Sittlichkeitsbegriffe dadurch in keiner Weise beeinflusst wurden. Nach dem Rechte war die Ehe untrennbar oder ihrer Auflösung standen doch die grössten Schwierigkeiten entgegen; trotzdem wurden die Scheidungen immer häufiger, und das alte Recht musste sich gefallen lassen, dass man ihm ein Schnippchen schlug. Rechtlich stand das Weib in strengster Abhängigkeit von ihrem Vater, Gatten oder Tutor; thatsächlich errang sie eine Handlungsfreiheit, um die jede deutsche Frau die Römerin beneiden kann. So ging die Sitte ihren Weg, ohne sich im geringsten um das Recht zu kümmern, und dieses musste ihr immer nachhinken und seine alten Formen mit einem neuen Inhalt füllen lassen, der dazu passte, wie die Faust aufs Auge.

Wir Deutschen besitzen weder die Pietät, mit der die Römer an ihrem Urväterrecht hingen, noch auch die Frivolität, mit der sie es zu umgehen wussten und es endlich durch sich selbst vernichteten. Unser sittliches Gefühl sträubt sich dagegen, das Gesetz nach seinem Buchstaben durchzuführen, zugleich aber den Inhalt in sein Gegenteil zu verkehren, wie es den Römern ganz geläufig war. Wir sind daher auch kein juristisches Volk, wie sie es waren, aber dieses Mangels dürfen wir uns rühmen. Doch ist die Folge davon, dass ein schlechtes und veraltetes Recht bei uns viel unheilvoller wirken muss, weil wir mit dem Ernste, der uns eigen ist, auch solche Gesetze erfüllen, die wir verurteilen müssen, und jede schlaue Umgehung derselben streng verdammen. Gerade deswegen aber müssen wir verlangen, dass das neue Recht, das wir zu erwarten haben, sich von unzeitgemässen Rudimenten möglichst frei hält; dass es weder Formen der Sittlichkeit, die im

Untergehen sind, aufrechtzuerhalten, noch neue zu schaffen sucht, sondern sich den Begriffen von Sitte und Recht, die heutzutage im Volke leben, treu und unbefangen anschliesst. Ob diese Begriffe aus dem römischen, ob sie aus dem deutschen Rechte herstammen, ist gleichgiltig — wenn sie nur lebendig sind.

Der erste Barbar
auf dem römischen Kaiserthrone.



Als das wesentlichste Resultat der Entwicklung, die sich in der römischen Kaiserzeit vollzieht, aber nie ganz zum Abschluss gekommen ist, dürfte man es wohl bezeichnen, dass die Rechtsverschiedenheiten der Städte und Gemeinden mehr und mehr durch ständische ersetzt werden. Zwar erbten sich schon im republikanischen Rom die Ämter und mit ihnen der Sitz im Senat, der sich an ihre Bekleidung knüpfte, thatsächlich vom Vater auf den Sohn fort, und eine mächtige Aristokratie beherrschte in Folge dessen den Staat; gleichwohl aber würde man in einen schweren Irrtum verfallen, wenn man darum die Staatsverfassung für eine aristokratische halten wollte. Denn das Emporkommen der Kinder war nur eine Folge von dem persönlichen Einfluss der Väter; rechtlich standen sich alle freigebornen Bürger gleich, und weder im Gerichtsstande noch in dem Maasse der Strafe für ein begangenes Vergehen unterschied sich der Sohn des Consulars von dem des ehemaligen Sklaven. Doch diese in sich demokratische Gemeinschaft bildete eine furchtbar lastende Aristokratie gegenüber den unterworfenen Staaten, die sich ihrerseits wieder in verwirrender Mannigfaltigkeit von einer Stellung, die sich kaum von der bürgerlichen unterschied, bis fast zu völliger Rechtlosigkeit abstuften. Und der Genuss dieser Rechte oder der Druck ihres Mangels traf immer die Gemeinden in ihrer Gesammtheit; dass einzelne Bürger vor den andern bevorrechtet wurden, war eine sehr seltene Gunst des römischen Volkes, die durch grosse Verdienste erkauft sein wollte; dass ganze Volksklassen,

aus den übrigen hervorgehoben, einen privilegierten Stand bildeten, lässt sich nur in Einem gesetzlich bestimmten Falle nachweisen, und auch dort geschah es in der Art, dass die betreffenden zu römischen Bürgern gemacht, also in die herrschende Gemeinde aufgenommen wurden.

Dies Prinzip der städtischen und landschaftlichen Rechtsgliederung war schon von den Vorläufern der Monarchie durchbrochen, um dann von dieser selbst systematisch bekämpft zu werden. Die bevorzugten Gemeinden, nicht am wenigsten Rom selbst, wurden herabgedrückt, die unterdrückten gehoben, und wenn es auch bis zum Einbruch der Barbaren nicht gelungen ist, alle Unterschiede auszugleichen, so kann doch in der Hauptsache schon seit Caracalla das Römerreich als eine rechtlich homogene Masse gelten. Doch innerhalb derselben ist der Erbadel, der von jeher faktisch bestanden hatte, auch zur gesetzlichen Anerkennung gelangt und hat sich allmählich über das ganze Reich ausgebreitet. In ausdrücklichen Worten zwar hatte Augustus den Sitz im Senate noch nicht erblich gemacht; doch wenn er denselben an die Bekleidung der Quästur knüpfte, jedem Senatorensohne, der die körperliche und geistige Qualifikation besass, die Pflicht auferlegte, sich um dieses Amt zu bewerben, und zugleich die Zahl der Quästoren so sehr vermehrte, dass eine Bewerbung fast immer erfolgreich sein musste, so lief dies im Wesentlichen auf dasselbe hinaus. Auch ohne die förmliche Sanktion eines Gesetzes prägte sich so allmählich der Rechtssatz aus, dass wer sich senatorischer Abkunft rühmen könne, schon von Geburt Senator sei, und fand darin seinen Ausdruck, dass neben dem *vir clarissimus*, was als Adelstitel etwa unserem „von“ entspricht und ebenso konstant, wie dieses, in der Abkürzung V. C. dem Namen beigesetzt wird, seit dem dritten Jahrhundert auch der *iuvenis clarissimus*, *puer*

clarissimus und selbst die *femina clarissima* auf den Inschriften erscheinen. Was dem modernen Adel in den meisten Ländern geschadet hat, die pekuniäre Dürftigkeit vieler seiner Mitglieder und seine Vermehrung durch neugebackene, aus Gnade der Herrscher erhobene Edelleute, war in Rom sorgsam vermieden. Jener beugte der sehr beträchtliche Census vor, dessen Verlust den Austritt aus dem Stande nach sich zog, Dieser die beiden niederen Adelsklassen, welche die Basis der höchsten bildeten. Denn auch der Ritterstand und die municipalen Senate waren erbliche, auf einen Census gestützte Aristokratien, und wenn die Kaiser gleich auf das Recht der Pairscreirung nicht verzichteten, so wurde doch fast nie jemand zum Senator ernannt, der nicht vorher Ritter gewesen war. Dadurch wurde die volle Nobilitirung ein allmähliches und berechtigtes Aufsteigen vom Höheren zum Höchsten, und auch dem neuen Adel haftete nicht die Lächerlichkeit an, die, wo nur zwei Stände existieren, den plötzlichen Sprung vom niedrigsten zum höchsten zu begleiten pflegt. Nehmen wir dazu die auszeichnende Tracht, welche den Senat, wie auch die anderen privilegierten Klassen, von dem gemeinen Haufen schied — gewiss kein unbedeutendes Mittel, um auf die Phantasie der Massen zu wirken —, den gesonderten Gerichtsstand und die Befreiung von den niederen Körperstrafen, das Recht auf den Alleinbesitz der höchsten Staatsämter, endlich die unvergessliche Erinnerung, dass unter der Leitung des Senats Rom die Welt unterworfen hatte, und den nie aufgegebenen Anspruch, sie noch jetzt gemeinsam mit dem Kaiser zu regieren: so werden wir es begreifen, dass nie eine andere Aristokratie so dauernd und unbestritten ihre Stellung in den Augen des Volkes behauptet hat.

Die moderne Geschichtschreibung liebt es, den Gegen-

satz zwischen dem Senat und den Unterthanen hervorzuheben. Dass in den realen Interessen ein solcher bestand, soll nicht geleugnet werden; doch empfand man ihn wohl nur in denjenigen Provinzen, deren Einwohner von der höchsten Körperschaft noch prinzipiell ausgeschlossen waren. Seit diese Unterschiede aufgehört hatten und sich die Pforten der Curie selbst Thrakern und Aegyptern öffneten, blickte man in allen Teilen des Reiches mit demselben ehrfurchtsvollen Stolze zu jener „Versammlung von Königen“ auf, und selbst die Schwächung ihrer Macht, welche sie durch die Kaisergewalt erlitt, hat ihr Ansehen nur gesteigert. In den letzten Zeiten der Republik gab es eine starke Opposition, die in heftigen Reden und schneidenden Pamphleten die Korruption der Senatoren geisselte: unter der Cäsarenherrschaft ist diese ganz verschwunden. Obgleich seit dem Ende des ersten Jahrhunderts die literarischen Führer ganz vorzugsweise municipalen und provinziellen Ursprungs sind, findet sich in ihren erhaltenen Schriften doch über den Senat nur Eine Auffassung: er ist ihnen allen der Ruhm des Landes, der Hort der Freiheit. Für einen Kaiser, der ihn scharf im Zaume hält, nimmt kein Schriftsteller Partei, oder wenn er es thut, so doch nur in der Form, dass er diese Seite seiner Regierung wie eine schwere Schuld zu verschleiern sucht; die Hinrichtung eines Senators erscheint Allen als ein Sacrilegium, selbst dann, wenn er sich wirklich todeswürdiger Verbrechen schuldig gemacht hat. Zum Teil mag dies in der gesellschaftlichen Stellung unserer Zeugen liegen, denn je seltener schriftstellerische Verdienste wurden, desto höher belohnte man sie; es giebt daher kaum einen Koryphäen der späteren Literatur, der nicht mindestens bis zum Ritterstande aufgestiegen wäre, und die Werke der kleineren Geister sind uns meist unwiederbringlich verloren. Trotz-

dem ist es undenkbar, dass falls eine tiefergehende oppositionelle Strömung gegen den Senat irgendwo dauernd bestanden hätte, diese uns nicht wenigstens durch ihre Bekämpfung kund geworden wäre. Wenn übrigens der Adel die literarischen Grössen in seine Kreise aufnahm, so entzog er damit nicht nur uns die Kenntnis einer vielleicht vorhandenen Unzufriedenheit, sondern dieser selbst die Organe ihrer Entwicklung. Denn die Schriftsteller sind der Mund des Volkes, und wenn ein Gefühl niemals in einer Form, die für ihre Zeit klassisch ist, ausgesprochen wird, vermag es sich auch nicht genügend zu klären, zu vertiefen und auszubreiten, um eine erhebliche Wirksamkeit entfalten zu können.

Nur Einen Widersacher hatte der Senat, doch einen, dessen Gegnerschaft schwerer wog, als die Parteinahme aller übrigen: das Heer, oder richtiger den gemeinen Soldaten; denn auch die bewaffnete Macht wurde von der ständischen Gliederung durchschnitten, und je nach den Schichten derselben waren ihre Sympathien und Antipathien sehr verschieden. Der Höchstkommandirende, die Legionslegaten, die sich den heutigen Divisionsgeneralen vergleichen lassen, und endlich eine Anzahl junger Offiziere, die zu besonderen Aufträgen dem Hauptquartier attachiert waren *(tribuni legionum)*, gehörten dem Senatorenstande an mit Ausnahme weniger Provinzen, wo statt dessen Ritter fungierten; aus diesem zweiten Stande waren an der Grenze die Regimentskommandeure *(praefecti alarum et cohortium)*, in der Haupstadt das ganze Offizierskorps der Garde bestellt; die municipale Aristokratie fand ihre Vertretung in den Centurionen, welche die Funktionen des heutigen Feldwebels mit denen des Hauptmanns verbanden, d. h. zugleich Drillmeister und Kompagnieführer waren; aus der Plebs rekrutierte sich der Gemeine. Ein Übergang von einer Klasse in die

andere war auch hier nicht ausgeschlossen: der Gemeine konnte es zum Centurionen bringen, der Centurio zum Präfecten, dieser in den Senat gewählt und zum Legaten einer Provinz ernannt werden. Doch gehörten dazu immer, vor allem aber in den niedrigsten Schichten, eine lange Dienstzeit und sehr ausgezeichnete Leistungen; dass ein Gemeiner sogar zum Ritter, ein Centurio zum Senator aufstieg, kam vor, war aber beinahe unerhört. Da zudem nach einem wohlberechneten Regierungsprinzip alle Offiziere bis zu den Centurionen herab meist nach kurzen Zwischenräumen versetzt wurden und oft in wenigen Jahren vom Rhein zum Euphrat und wieder zurück zur Donau wandern mussten, so war ein festes Verwachsen derselben mit ihrem Truppenteil vollständig ausgeschlossen. Mithin schieden sich die militärischen Schichten wie Öl und Wasser; der Vorgesetzte blieb dem Soldaten immer ein Fremder, und in Folge der harten Körperstrafen, die bei einer zügellosen Landsknechtschar unvermeidlich waren, lernte dieser gerade den nächsten Vorgesetzten als seinen bittersten Feind betrachten. Daher kommt es zwar nicht selten vor, dass Legaten und Präfecten bei der Truppe leidlich populär sind; doch die Centurionen sind regelmässig verhasst, und jede Militärrevolte pflegt mit ihrer Niedermetzelung zu beginnen.

Die senatorischen Offiziere vertraten natürlich in der Regel die Interessen ihres Standes, die Ritter und Centurionen waren meist in erster Linie treue Diener ihres Kaisers — ein persönliches Verhältnis zwischen Herrscher und Offizierskorps, das man zwar nicht mit der analogen Erscheinung in Preussen, die auf viel tieferen Grundlagen beruht, wohl aber dem Soldatentum auch des modernen Cäsarismus der Bonapartes vergleichen darf. Doch standen diese römischen Offiziere darum, so weit wir sehen können, noch in keinem bewussten

Gegensatze zum Senat. Anders die Armee als Ganzes, der Korpsgeist der Armee, dessen Träger nicht die Offiziere, sondern die Gemeinen waren. Der stets wiederkehrende Streitpunkt ist hier die Kaiserwahl. Diese stand rechtlich sowohl dem Senate, als auch dem Heere zu, und da das letztere in seiner Gesamtheit es praktisch nie ausüben konnte — denn wie hätte man von den Enden der Welt alle Soldaten zur Wahl vereinigen wollen —, so galt eben jeder beliebige Truppenteil, den die Lust zum Kaisermachen ankam, als vollgiltiger Vertreter der Armee. Es scheint kaum denkbar, dass ein geordnetes Staatswesen sich einen Rechtssatz von so ungeheuerlichen Konsequenzen auf die Dauer gefallen liess, und doch steht derselbe juristisch über jedem Zweifel. Wie hätte man ihn auch anfechten können, ohne jedesmal den regierenden Kaiser oder doch den Stifter seiner Dynastie zum Usurpator zu stempeln? So musste ihn denn auch der Senat als unbestreitbar hinnehmen; doch war er natürlich immer bestrebt, sein konkurrierendes Wahlrecht nicht verjähren zu lassen, während andererseits das Heer auf dem seinigen mit um so grösserem Nachdrucke bestand, als es durch die Geldgeschenke, die jedem Thronwechsel zu folgen pflegten, keineswegs nur ein unfruchtbares Ehrenrecht war. Je schneller die Herrscher auf einander folgten, je häufiger die Frage daher aufgeworfen wurde, desto mehr musste sich der Gegensatz zuspitzen; doch auch lange ungestörte Regierungen unterbrachen die Tradition nicht leicht, da sich bei einer Dienstzeit von 16 bis 25 Jahren fast immer beim Kaiserwechsel noch alte Soldaten vorfanden, die sie aus eigener Erinnerung wach erhalten konnten. Aus diesem Kampfe zwischen Senat und Heer ist es eine Episode, zwar kurz, aber in symptomatischer Beziehung höchst interessant, die uns im Folgenden beschäftigen soll.

Als der milde, adelsfreundliche Kaiser Alexander Severus durch eine Militärrevolte Reich und Leben verlor, war die Macht des Senats so tief gebeugt, wie nie zuvor. Zwar dass ein Mann, der nicht seinem Stande angehörte, den Thron bestieg, war schon einmal dagewesen. Doch Macrinus, obgleich er den Vornehmen der Hauptstadt als ein niedrig geborener Mensch erschien, war doch schon durch seine Herkunft Ritter und hatte eine sorgfältige Erziehung genossen: der Nachfolger Alexanders dagegen, Gaius Julius Verus Maximinus, war nicht einmal als römischer Bürger geboren, und hat es nie dahin gebracht, eine öffentliche Ansprache zu halten, ohne dass ein anderer sie ihm aufsetzte. Die Bergeinöden des innern Thrakiens, die von griechischer und römischer Kultur rings umgeben, aber selbst sehr wenig berührt waren, nannte er seine Heimat. Ein Abkömmling fremder Einwanderer — eines gothischen Vaters und einer alanischen Mutter — hatte er seine Jugendzeit als Hirte und gelegentlich als Räuber zugebracht, und war dann unter der Herrschaft des Severus als gemeiner Soldat in das Heer eingetreten, wo man seine riesige Körperkraft gern willkommen hiess. Der Mangel des Bürgerrechts und seine barbarische Nationalität verschlossen ihm den kürzeren und höher geehrten Dienst der Legion; doch da die Hirten des römischen Altertums ihrer ungeheueren Herden meist zu Rosse walteten, so qualifizierte ihn sein früherer Beruf vortrefflich für eins der bundesgenössischen Reitergeschwader. Sein kühner, in den Gefahren des Räuberlebens gestählter Mut brachte ihn hier bald empor: zuerst wurde er mit dem Bürgerrecht beschenkt, dann zum Centurionen gemacht und hatte innerhalb dieser Stellung schon einen hohen Rang erreicht, als die Ermordung Caracallas plötzlich seine Laufbahn unterbrach. Nirgend pflegt das dynastische

Gefühl schärfer ausgeprägt zu sein, als im Heere, nirgend die Achtung vor adeliger Geburt tiefer empfunden zu werden, als im Dorfe. Der Soldat und der Bauernsohn lehnten sich in Maximin dagegen auf, unter dem Mörder des Erbkaisers, der nicht einmal dem herrschenden Stande angehörte, weiter zu dienen, und er nahm seinen Abschied. Wenn ihm damals ein Wahrsager verkündet hätte, dass er sich dereinst einer noch schlimmern Usurpation schuldig machen werde als Macrinus, er hätte es mit Entrüstung von sich gewiesen, doch mit den Zeiten sollten sich seine Anschauungen ändern. Seine fingierte Abstammung von Caracalla erhob den Elagabal auf den Thron, und freudig eilte der alte Soldat, demjenigen, welchen er für den angestammten Herrscher hielt, seine Dienste anzubieten. Sie wurden angenommen, doch unter dem Schandregiment des gekrönten Lustknaben war für die Entfaltung kriegerischer Tüchtigkeit kein Raum. Erst als Alexander zur Herrschaft kam, gelangte Maximin wieder zur Anerkennung, wurde in den Ritterstand erhoben und mit der Verwaltung minder bedeutender Provinzen betraut. Als dann der Kaiser nach Gallien ging, um den Kampf gegen die Germanen vorzubereiten, beschied er ihn zu sich, um dem erfahrenen Krieger die Ausbildung der massenhaft gepressten Rekruten zu übertragen, eine Aufgabe, der er sich mit Lust und Liebe unterzog und die ihm die grösste Popularität bei seinen Untergebenen eintrug. Unterdessen hatten der Kaufmannssohn Macrinus, der weibische Elagabal in Maximins Augen den Nimbus der Kaiserwürde sehr verblassen gemacht; auch Alexander, der schwache Knabe, der sich von seiner Mutter unbedingt leiten liess und noch in seiner Todesstunde Rettung in ihrem Schosse suchte, war nicht geeignet, ihm mehr Respekt einzuflössen. Diesen Dreien gegenüber musste er sich trotz seiner niedern Geburt als

der geeignetere Herrscher fühlen. Vorzeichen und Weissagungen hatten seinen Ehrgeiz angereizt, und warum sollte in einem Wahlreich, in welchem das Heer die entscheidende Stimme besass, die höchste Würde dem kühnsten Krieger unzugänglich sein?

Die Germanen hatten wieder einmal Gallien gebrandschatzt, und ein Rachekrieg wurde mit allen Mitteln, über die das mächtige Reich verfügte, vorbereitet. Grosse Anwerbungen hatten überall stattgefunden; von der Donau, vom Atlas und vom Euphrat waren Truppen herbeigezogen; die ganze Welt blickte nach der Rheingrenze, und der Soldat freute sich siegesgewiss der erhofften Beute. Da, als eben der Frühling nahte und man von Tag zu Tag den Aufbruch des Heeres erwartete — sogar die erforderliche Brücke über den Rhein war schon geschlagen —, verbreitete sich die Nachricht, der Kaiser sei mit den Germanen in Unterhandlung getreten und habe sich bereit erklärt, die Sicherheit der Provinzen durch Tributzahlungen zu erkaufen. Nachdem die Rüstungen soviel Lärm gemacht hatten, wurde die Schmach eines solchen Friedens doppelt empfunden, und die grosse Truppenansammlung, die das Machtgefühl des Heeres hob, steigerte, wie immer, zugleich auch seine Unbotmässigkeit. In allen Zelten räsonnierte man über das Weiberregiment und flüsterte von den reichen Geldgeschenken, die ein Thronwechsel bringen musste. Am zornigsten waren die Rekruten, die sich auf ihre erste Waffenthat gefreut hatten und nun ihre Erwartungen so schmälig betrogen sahen. Auch heimliche Emissäre Maximins mögen das Ihrige gethan haben, und das Resultat war, dass, als am Morgen des 17. März 235 der Exerziermeister vor die Truppen hintrat, um die gewohnten Übungen zu beginnen, jene ihm plötzlich ein bereitgehaltenes Purpurkleid überwarfen und ihn als Imperator begrüssten.

Durch das Überhandnehmen des ehrgeizigen Strebertums hatte sich wohl schon damals, ganz im Gegensatze zur Moral des republikanischen Rom, die Anschauung ausgebildet, dass es des edlen Mannes am würdigsten sei, sich vom öffentlichen Leben fern zu halten. Im vierten Jahrhundert ist es jedenfalls das höchste Lob, das man einem Vornehmen spenden kann, dass er „von den Ämtern wider seinen Willen verfolgt werde“. Vor allem der Kaiserwürde gegenüber war es fast zur obligatorischen Ceremonie geworden, sich zu ihrer Annahme zwingen zu lassen. Maximinus machte die Komödie um so ungescheuter mit, als die Truppen, nachdem der Aufstand einmal ausgebrochen war, schon um ihrer eigenen Sicherheit willen auf seine bescheidenen Weigerungen keine Rücksicht nehmen konnten. Doch gar zu lange liess sich das Spiel nicht ausdehnen, denn es galt, Alexander unvorbereitet zu überraschen. Der Neuerwählte beugte sich also dem Willen „des Heeres“, das freilich fürs Erste nur durch ein paar tausend Rekruten repräsentiert war, verkündete die übliche Amnestie für alle Militärvergehen, versprach die üblichen Geldspenden und Verdoppelung des Lohnes, und brach dann unmittelbar von dem Wahlfelde gegen den regierenden Kaiser auf.

Alexander stand in der Nähe von Mainz, einen starken Tagemarsch von dem Übungslager der Rekruten entfernt. Die Nachricht von ihrer Erhebung erhielt er noch am selben Tage. Alsbald versammelte er sein Heer, unterrichtete es von dem Vorgefallenen, schalt in seiner Rede die Undankbarkeit des Maximin, den er selbst aus seiner Niedrigkeit erhoben habe, und die Übereilung der jungen, kaum angeworbenen Soldaten, versprach allen Beschwerden der Truppen Abhilfe und ermahnte sie zur Treue. Noch antworteten ihm zustimmende Rufe; doch die Angst und Verwirrung, die er offen zur Schau trug,

die Versprechungen, die sie allein ihm abzupressen schienen, wirkten nur zu Gunsten seines Gegners. Es folgte eine unruhige Nacht, in der von Zelt zu Zelt die Klagen über das herrschende Regiment, die Hoffnungen, welche ein neues brachte, erörtert wurden. Als in der Morgenfrühe nach einem angestrengten Nachtmarsche die Rekrutenschar des Empörers in der Ferne erschien, und Alexander den Befehl gab, sich gegen sie zu waffnen, war die Stimmung sehr zu seinen Ungunsten verändert Jetzt, wo die Not den Kaiser drängte, schien es an der Zeit, ihn an seine allgemeinen Zusagen vom gestrigen Tage zu mahnen und die Wünsche des Heeres vorzubringen; doch was man wünschen sollte, wusste so recht noch Keiner. Die Einen forderten den Tod seiner nächsten Ratgeber, die Anderen die Beseitigung seiner allzusparsamen Mutter; das Lager tönte von verwirrten, sich widersprechenden Rufen wieder; zu den Waffen griff Keiner. Unterdessen stand Maximin schon vor den Thoren; aus seinen Scharen schallten Schmähungen gegen das Weiberregiment, Aufforderungen an die Kameraden über den Lagerwall, hinter dem der grösste Wirrwarr herrschte, Keiner zu befehlen wagte und Keiner ans Gehorchen dachte. So dauerte es nicht lange, und das Heer Alexanders stimmte in die Rufe von aussen ein; der Kaiser floh in sein Zelt in die Arme seiner Mutter, wo ihn die abgesandten Mörder fanden und beide niedermachten. Wer unter den Beamten dem Gestürzten am nächsten gestanden hatte, wurde ihm nachgeschickt. Maximin war widerstandslos als Herrscher anerkannt.

Man pflegt in ihm den Erwählten des Heeres zu sehen, der eben deshalb mit absichtlicher Nichtachtung dem Senat entgegentrat; doch beides ist zum Teil unbewiesen, zum Teil erweislich falsch. Die ihn auf den Schild erhoben hatten, waren Rekruten, welche ins Heer

noch gar nicht eingestellt, die Stimmung desselben gewiss nicht repräsentierten; die Übrigen nahmen ihn an, weil sie einen Regierungswechsel herbeisehnten und er im Augenblicke der Einzige war, der sich ihren Wünschen darbot. Jeden andern hätten sie wahrscheinlich eben so gern erhoben und einen vornehmen Prätendenten sehr viel lieber. Denn es ist ein schwerer Irrtum, dass der Soldat sich am liebsten von seinesgleichen kommandieren lasse; wenn dies wäre, würde man gewiss nicht in der preussischen Armee den Standesunterschied zwischen Offizier und Gemeinem von jeher so scharf betont haben. Gegen den Senat im Ganzen hegte man Eifersucht; doch der einzelne Senator erschien den Truppen wie ein hoch über ihnen stehendes Wesen, zum Herrscher in unendlich höherem Grade berufen als der ehemalige Alarreiter, den seiner Zeit nicht einmal der gemeine Legionar als seinesgleichen anerkannt hätte. Sehr bald zeigte sich dies in Verschwörungen und Aufständen, die ihren Heerd in den Truppen, ihren Gegenstand in der Erhebung eines Senators fanden, und zwar jedesmal eines Senators der vornehmsten Rangklasse. Namentlich zwei Elemente thaten sich in ihnen hervor; erstens die Aristokratie des Heeres, die Centurionen, zweitens die orientalischen Truppen, die unter Alexander gegen die Parther gekämpft hatten und dann zum Germanenkriege an den Rhein kommandiert, sich nur widerwillig von dem allgemeinenn Strome der Empörung hatten mit fortreissen lassen. Schon im Sommer des Jahres 235 wurde die erste dieser Verschwörungen entdeckt und mit furchtbarer Härte im Keim erstickt; die andere kam zum Ausbruch und würde wahrscheinlich zu einem Bürgerkriege von sehr zweifelhaftem Ausgange geführt haben, wenn nicht der Usurpator von einem seiner eigenen Anhänger noch rechtzeitig ermordet worden wäre.

Dass Maximinus den Senat um seine Bestätigung nicht gebeten habe, lässt sich weder beweisen noch widerlegen; dass sie ihm nicht zu Teil geworden sei, behauptet zwar eine späte Quelle und die Modernen sprechen es nach, doch zwei gleichzeitige Urkunden (CIL. VI 2001. 2009) lehren uns, dass diejenigen kaiserlichen Ehren, welche von Alters her durch den Senat übertragen wurden, ganz in der üblichen Weise auch ihm verliehen sind. Dies war die Bestätigung des Senats; eine andere hat es nie gegeben. Auch sonst zeigt sich der Kaiser gegenüber der Hauptstadt und ihrem Rate durchaus nicht als der entschiedene Vertreter des Provinzialinteresses, zu dem man ihn neuerdings stempeln will. Ein ungerechterer Vorzug des römischen Pöbels lässt sich kaum denken, als dass er bei jedem Regierungsantritt und oft auch bei anderen Gelegenheiten auf Kosten des schwer gedrückten Steuerzahlers reich beschenkt wurde: nichts desto weniger hat auch Maximin, den man sonst allgemein der Geldgier beschuldigte, dem Volke der Hauptstadt Kopf für Kopf hundert und fünfzig Denare gezahlt. Den glänzendsten Sieg hatte er an der Rheingrenze ausschliesslich durch seine persönliche Tapferkeit errungen und der Titel Germanicus kam ihm mit höherem Rechte zu, als den meisten seiner Vorgänger: dennoch wagte er nicht, ihn sich selber beizulegen oder ihn von den Truppen zu empfangen, sondern liess ihn sich durch den Senat verleihen*). Es sind dies kleine Dinge; doch wo uns die

*) Maximin zog nach Beendigung des Germanenfeldzuges im Beginn des Winters (χειμῶνος ἤδη καταλαμβάνοντος Her. VII 2, 9), also spätestens im Dezember, nach Pannonien. Dieser Winter kann nur der des Jahres 235/6 gewesen sein; denn die Titel *Dacicus Sarmaticus,* die der Kaiser erst durch seine Siege an der Donau erlangte, erscheinen CIL. III 3736 schon in Verbindung mit seiner zweiten tribunicischen Gewalt. Trotzdem giebt es zahlreiche Münzen, auf denen sich Maximin Consul

authentische Kunde von der Gesinnung des Kaisers fast gänzlich fehlt, müssen derartige Symptome wohl beachtet werden.

Dass über den Thronraub des barbarischen Bauernsohnes ein mühsam unterdrückter Schrei des Entsetzens durch die ganze römische Welt gehen werde, war Maximinus klar bewusst; doch hoffte er sich durch Kriegsthaten zu legitimieren. Auf den Rhein hatte sich das allgemeine Interesse gerichtet; hier hatte das Preisgeben der Römerehre Alexander den Tod gebracht: hier schien seinem Nachfolger die Gelegenheit geboten, sein Herrscherrecht zu erweisen. Es war ein Irrtum, wie ein alter Soldat ihn wohl begehen konnte; doch was ging den Syrer, Ägypter und Afrikaner, ja den Stadtrömer selbst die Rheingrenze an? Er hörte von jenen fernen Kämpfen mit derselben stumpfen Neugier, wie der Goethesche Spiessbürger vom Köpfespalten hinten weit in der Türkei; er räsonnierte, wenn der Kaiser sich schlagen liess, falls er zu räsonnieren wagte; er feierte die Siegesfeste mit und freute sich über die Feste mehr als über den Sieg; das Hauptinteresse aber blieb für ihn, dass die Rüstungen ihm nicht zu tief in den Steuerseckel griffen. Selbst Gallien, die unmittelbar betroffene Provinz, fand ihre Rechnung am Ende besser bei den Tributzahlungen Alexanders als bei den Kriegen Maximins, die wahrscheinlich viel mehr kosteten; sie hat zu den ersten gehört,

---

nennt, die folglich nicht vor dem 1. Januar 236 geschlagen sein können, auf denen er aber noch nicht den Titel *Germanicus* führt, obgleich einige davon die *victoria Germanica* feiern (Eckh. VII S. 291). Dieses Intervall von mindestens vierzehn Tagen, das zwischen der Beendigung des Feldzuges und der Annahme des Siegestitels liegt, lässt sich nur daraus erklären, dass der Sieger ihn sich nicht gleich beilegte, sondern die Entscheidung des Senats erwartete.

die später von ihm abfielen. Die Begeisterung der punischen Kriege war in dem Römerreiche, das sich seit Jahrhunderten durch Söldner verteidigen liess, längst erloschen, und man empfand die nie dagewesene Schmach, von einem Germanensohne regiert zu werden, unendlich tiefer, als die altgewohnte Plünderung einiger gallischen Dörfer durch die Stammesbrüder des Kaisers.

Diese Erfahrung sollte Maximin schon in den ersten Monaten seiner Regierung machen. Der Consular Magnus hatte eine Verschwörung angestiftet, die den Germanenkrieg selbst zu ihrem Werkzeuge machen wollte, und gerade unter den Spitzen der militärischen Hierarchie zahlreiche Anhänger gefunden. Nachdem der Kaiser mit seinem Stabe, welcher grösstenteils aus Mitwissern bestand, die Rheinbrücke überschritten hatte, sollte sie plötzlich hinter seinem Rücken zerstört werden; so blieb er vom Heere getrennt in der Gewalt der Verräter. War aber die That erst geschehen, so zweifelte man nicht, die Zustimmung der Soldaten für des Magnus Wahl zu gewinnen. Der Plan wurde entdeckt; mit der Grausamkeit und Verachtung juristischer Formen, die den ungebildeten Menschen kennzeichnen, schlachtete der Kaiser ohne Verteidigung und Urteil jeden hin, von dessen Mitschuld er persönlich überzeugt war; und es fiel nicht schwer, den misstrauischen Emporkömmling zu überzeugen. Die Folge dieses empörenden Verfahrens war das Gerücht, Maximin habe die Verschwörung nur erfunden, um eine Handhabe gegen seine Feinde zu gewinnen, und da ein gerichtlicher Beweis nie erbracht wurde, sind wir so wenig wie die Alten im Stande, dies zu widerlegen. Freilich macht der alte Soldat, der früher sein Avancement ohne Bedenken seinem Legitimitätsgefühl zum Opfer gebracht hatte, zu sehr den Eindruck des ehrlichen Mannes, als dass wir ihm

diese Praktiken zutrauen möchten; doch fehlte es den Zeitgenossen nicht an Grund, so von ihm zu denken. Denn nach dem leidigen Rechtsprinzip jener Epoche fiel das Vermögen des Hingerichteten dem Staate anheim; viele frühere Herrscher hatten die Justiz in diesem Sinne gemissbraucht, und Geld brauchte der kriegerische und sehr wenig wirtschaftliche Maximin immer und immer wieder.

Die Verschwörung hatte den Kaiser in dem Unternehmen unterbrochen, an welchem alle seine Hoffnungen hingen, das für ihn das Höchste und Wichtigste in der Welt war. Erst spät im Jahre konnte er das Heer auf das rechte Rheinufer führen, und der Feldzug währte bis tief in den Winter hinein. Freilich ging es der Ungeduld Maximins nicht nach Wunsche; zu verwüsten fand man genug, doch die streitbare Mannschaft der Germanen hatte sich, wie gewöhnlich, hinter die unüberwindlichen Terrainhindernisse ihrer Wildnis zurückgezogen, und eine grosse, in die Augen fallende That, die Rom imponierte und den Feind dauernd in Schrecken setzte, wollte sich nicht darbieten. Doch der Kaiser wusste sie zu erzwingen: als die Hauptmacht der Gegner ihm scheinbar wohlgedeckt hinter einem Sumpfe gegenüberstand und das Heer zum Angriff nicht zu bewegen war, sprengte er allen voran sein Ross bis an den Bauch ins Wasser und schlug sich im Schlamme festgekeilt allein mit den Germanenhorden, bis die beschämten Soldaten ihm nachdrangen und ihn aus dem Gewühl heraushieben. Es gelang diesmal, den Feind fast ganz zu vernichten, und der Feldzug konnte glorreich geschlossen werden. Die römische Herrschaft war bis zum alten Limes wiederhergestellt.

Noch aus den Trümmern unserer Überlieferung leuchtet es hervor, welche ungeheuere Bedeutung der

Kaiser diesem Erfolge beimass. Noch manchen Siegestitel hat er sich später errungen, den die Unterthanen uns auf den ihm gesetzten Inschriften erhalten haben: er selbst auf seinen Münzen nennt sich nie anders als *Germanicus*; neben diesem Siege hatte kein anderer Wert für ihn, war er doch die Legitimation seines Thronraubes. Vor allem der Senat sollte dies anerkennen: ihm schilderte er brieflich den Kampf; vor seinem Sitzungssaale liess er zur steten Erinnerung und Mahnung ein kolossales Bild desselben aufstellen. Jetzt erst wagte er es, eine Dynastie zu gründen und seinem Sohne Maximus durch den Cäsarentitel das Anrecht auf das Thronerbe verleihen zu lassen. Was bei dem Enkel des germanischen Bauern Anmassung gewesen wäre, war für den Sohn des Germanensiegers ein gutes Recht.

Leider dachte so ausser dem Kaiser kein Anderer in der römischen Welt; doch dieser stürmte mit neuer Hoffnung fort zu neuen Siegen. Da das Eindringen in das Innere Germaniens sich am Rhein als unthunlich erwiesen hatte, eilte er noch im Winter 235/6 an die Donau. Anfangs beschäftigten ihn hier Scharmützel mit den Sarmaten, doch soll er sich mit viel grösseren Absichten getragen haben. Wie einst Augustus durch einen kombinierten Angriff von Süden und Westen das Reich Marbods zu vernichten gedacht hatte und vielleicht nur durch den pannonischen Aufstand daran gehindert worden war, so soll auch Maximin von der Donau aus bis zum Nordmeer haben vordringen wollen, wahrscheinlich unterstützt durch eine Diversion der Rheinarmee. Doch diese ausschweifenden Pläne sollten Pläne bleiben; noch ehe man über die ersten Stadien ihrer Ausführung hinausgekommen war, brach der Aufstand aus, welcher der Regierung und dem Leben Maximins ein Ende bereiten sollte.

Dass seine Verdienste um das Reich ihm keine Sicherheit verschafften, hatte bald nach dem Germanensiege dem Kaiser eine Militärrevolte gezeigt, die den Consular Quartinus wider seinen eigenen Willen zum Gegenkaiser erhoben hatte. Durch verräterischen Mord war diese Gefahr beseitigt worden; doch in Maximin, der seine niedrige Abkunft je länger desto brennender empfand, liess sie ein noch tieferes Misstrauen zurück, als er schon zuvor empfunden hatte. Jeder Senator hatte ein näheres Anrecht auf den Thron als er, und jeder war darum gefährlich. Immer grimmiger wütete er gegen den Adel des Reiches; von Hinrichtungen und Konfiskationen wusste fast jeder Tag zu erzählen. In der ersten Zeit soll die Fürsprache seiner Gattin Paulina noch manchen gerettet haben; doch ihr früher Tod liess den Barbaren nur noch finsterer und wilder zurück. Auch die Soldaten hatten sich ihm nicht treu erwiesen; jetzt hielt er sie mit so eiserner Strenge nieder, dass, als ein neuer Abfall gemeldet wurde, keiner im Lager davon zu sprechen wagte, obgleich jeder davon wusste. Den kleinen Mann in den Provinzen endlich entfremdete dem Kaiser der ungeheure Geldverbrauch, den seine Rüstungen herbeiführten. Trotz des härtesten Druckes genügten die Steuern nicht im entferntesten. Auf die öffentlichen Einkünfte und privaten Stiftungen, die in den Munizipien zu Spielen, Geldverteilungen und Speisungen dienen sollten, legte der Fiskus die Hand, und traf so das regste Interesse, welches der grosse Haufe am öffentlichen Leben noch nahm; selbst der Schmuck der Plätze, die Weihgeschenke der Tempel, soweit sie ans Gold, Silber, Bronze oder irgend einem münzbaren Metall bestanden, mussten in den unersättlichen Staatssäckel wandern. Unter diesen Umständen ist es zu verwundern, dass einzelne Geschichtschreiber den bedeutenden Eigenschaften Maximins den-

noch ein ehrenvolles Andenken bereitet haben, ja selbst eine gewisse Vorliebe für ihn an den Tag legen. Anhänger hatte er trotzdem gewiss wenige, selbst im Heere. Die thrakischen Soldaten, die in ihm ihren Landsmann verherrlicht sahen, die pannonischen, unter denen die Rekruten, die ihn erwählt hatten, ein bedeutendes Kontingent bildeten, einzelne andere, die ihm Würden und Ehren verdankten; ausser diesen gab es vielleicht kaum einen Menschen im Reiche, der den barbarischen Kaiser nicht grimmig hasste und auf das erste Zeichen zum Abfall wartete.

Dennoch waren zwar Verschwörungen gegen ihn gesponnen worden, Tumulte an verschiedenen Orten bei der Plünderung der Tempel entstanden, auch einmal eine kopf- und planlose Soldatenmeuterei losgebrochen, doch zu einer wohlüberlegten Erhebung mit gewaffneter Hand hatte man drei Jahre lang (235—238) in keiner Provinz sich zu entschliessen gewagt. Schon Alexander hatte am Rhein ein bedeutendes Heer gesammelt, zu dem namentlich Afrika und Syrien, doch in geringerem Maasse wohl auch die anderen Provinzen von ihren Streitkräften hatten beisteuern müssen. Diese Macht war wahrscheinlich zum grössten Teil mit Maximin nach Pannonien hinübergezogen und dort für seine weitaussehenden Pläne noch beträchtlich verstärkt worden. Wenigstens wissen wir, dass die zweite parthische Legion, die ihre regelmässigen Standquartiere auf dem Albanischen Berge hatte, damals unter dem unmittelbaren Befehl des Kaisers an der Donau kämpfte. Da seit Septimius Severus in keiner Provinz mehr als zwei Legionen standen, das heisst mit den zugehörigen Hilfstruppen etwa 20,000 Mann, so war auch keine für sich im Stande, einer solchen Macht, unter einem so bedeutenden Feldherrn vereinigt, Widerstand zu leisten, und welcher Statthalter mochte es wagen, rings von

Spähern umgeben, mit den Nachbarkommandos Verbindungen anzuknüpfen? So brach denn der Aufstand aus, wo er am unangreifbarsten war, freilich auch am ungefährlichsten schien, in dem militärisch schwachen, aber rings durch Meer und Wüste geschützten Afrika.

Den Proconsulat der Provinz verwaltete damals ein achtzigjähriger Greis von uraltem Adel, M. Antonius Gordianus. Mütterlicherseits hing seine Familie mit der des Kaisers Trajan zusammen, väterlicherseits führte er seinen Ursprung bis zu den Scipionen und Gracchen hinauf, mit welchem Rechte, mag dahingestellt bleiben. Sein und seines Weibes Vorfahren bis ins dritte Glied waren Consuln gewesen, ebenso er selbst und sein gleichnamiger Sohn, der damals unter ihm als Legat fungierte. Seine ansehnliche Gestalt, die man stets in gewähltester Kleidung sah, die strenge Haltung seines Wesens, die jede Leidenschaft und Unmässigkeit sorgfältig vermied, die steife Förmlichkeit, mit der er allen sogenannten Pietätspflichten gegen seine zahlreiche Verwandtschaft nachkam, trugen dazu bei, den Nimbus der Vornehmheit, der ihn umgab, noch glänzender zu machen, und dass der alte Herr bei Gastmählern hin und wieder einzunicken pflegte, that dem keinen Abbruch. Sein hohes Geschlecht und seine etwas schläfrige Würde bildeten den wirksamsten Kontrast zu der Rastlosigkeit des plebejischen Soldatenkaisers und gewannen ihm eben deshalb die Herzen der Provinzialen.

Es war eine alte Praxis der römischen Kaiser, die Provinzialbeamten, weil sie sich ihrer unmittelbaren Aufsicht entzogen, sich gegenseitig hemmen und kontrolieren zu lassen. Neben dem senatorischen Statthalter stand überall der ritterliche Finanzbeamte *(procurator)*, und beider Kompetenzen waren so kunstreich in einander gewirrt, dass Konflikte fast unvermeidlich waren und sich

aus der gemeinsamen Verwaltung in der Regel der bitterste Hass entwickelte. So war es auch in Afrika. Der Procurator, der mit unerbittlicher Strenge die Gefälle beitrieb und dadurch bei dem geldbedürftigen Kaiser *persona gratissima* war, hatte sich mit den Gordianen entzweit, Drohungen waren gefallen, und da man wusste, dass eine Anklage gegen einen hochstehenden Senator gleichbedeutend mit seiner Verurteilung sei, mussten sich der Proconsul und sein Sohn auf das Schlimmste gefasst machen. So blieb ihnen keine Wahl als die Usurpation. Unter dem Volke wurde heimlich gewühlt, und ohne Mühe gelang es, einen Ausbruch herbeizuführen.

Die Härte des Procurators hatte Viele erbittert. Als wieder einmal einigen angesehenen Grundbesitzern aus der Umgegend von Thysdrus Konfiskationen drohten, versammelten sie ihre Sklaven und die Unzufriedenen aus dem Landvolk und ermordeten mit ihnen den Bedrücker. Jetzt blieb auch ihnen keine Rettung, als einen neuen Kaiser zu erheben, und wohl nicht durch Zufall weilte eben Gordian in ihrer Stadt. Man stürmte seinen Palast, warf ihm den Purpur über, und nachdem er sehr geschickt den Erschreckten und Widerwilligen gespielt hatte, wie dies die Sitte erforderte, nahm er den Ruf der Empörer an. Vielleicht hatte man deshalb gerade Thysdrus zum Centrum der Bewegung erwählt, weil hier in der sonst waffenlosen Provinz damals vorübergehend ein kleines Truppenkorps stand*). Von praktischem Nutzen konnte es zwar kaum sein; doch gestattete es die

*) Es wäre nicht unmöglich, dass Capellian schon vor der Wahl mit Gordian in heimlichem Einverständnis war und deshalb dies Detachement aus Numidien nach Thysdrus geschickt hatte. Jedenfalls hat die Stadt nie eine militärische Besatzung gehabt, und es ist schwer zu erklären, was die Soldaten dort mitten in der friedlichen Provinz zu suchen hatten.

Form zu wahren, dass der Kaiser nicht von den Bauern, sondern nach alter Sitte von den Vertretern des Heeres gewählt werde (Mitte März 238).

Dennoch wäre der Aufstand ganz bedeutungslos gewesen und hätte wohl den Henker, aber nicht den Senat in Bewegung gesetzt, wenn nicht der Legat von Numidien, Capellianus, sich ihm augenblicklich angeschlossen hätte*). Vorher war er Gordian nicht befreundet gewesen — schon in Rom hatte sie ein Prozess entzweit —, doch jetzt, wo es die gemeinsame Sache des ganzen Senates galt und das Beil des misstrauischen Kaisers nicht weniger über seinem Nacken schwebte, als über dem seines Standesgenossen in der Nachbarprovinz, musste jede andere Rücksicht schweigen. Durch den Beitritt Numidiens gewann Gordian die einzige Legion, die westlich von den Syrten stand, und damit die unbedingte militärische Herrschaft in diesem Teile des

*) Dies beweist die Inschrift Gordians CIL. VIII 10895, die an der Grenze Numidiens und Mauretaniens gefunden ist, der Legionsziegel mit der Aufschrift [*le*]*g*(*io*) *III Au*(*gusta*) *Gor*(*diana*) CIL. VIII 10474, 9, und die Tilgung von Maximins Namen im Lager von Lambaesis CIL. VIII 2675. Diese kann nicht stattgefunden haben, nachdem der Thraker schon gefallen war; denn sonst müsste auch der Name der Legion, die damals gleichfalls geächtet wurde, radiert sein. Ausserdem hätte Gordian auch dem Capellianus keinen Nachfolger schicken können, wie dies Herodian VII 9, 2 erzählt, wenn er nicht in Numidien anerkannt gewesen wäre. Endlich wäre die schwere Strafe, welche später über die Legio III Augusta verhängt wurde, unerklärlich, wenn sie weiter nichts gethan hätte, als dem Herrscher, an den ihr Schwur sie band, treu zu bleiben. Genau derselbe Vorwurf traf ja auch das Heer, das vor Aquileja gelegen hatte, und doch wurde dieses nicht nur begnadigt, sondern sogar noch reich beschenkt. Ganz anders lagen natürlich die Dinge, wenn die numidische Legion sich den Gordianen zuerst unterworfen und dann einen doppelten Verrat auf sich geladen hatte.

Reiches. Denn die viel unbedeutendere Truppenmacht Mauretaniens konnte nicht anders, als sich gleichfalls unterwerfen. Als der Neuerwählte umgeben von kaiserlichem Prunk in die Hauptstadt der Provinz, Karthago, einzog, wird sich dies wohl schon entschieden haben. Im unbestrittenen Besitze alles Landes zwischen See und Wüste, ernannte er jetzt seinen Sohn zum Mitregenten und schickte Boten an den Senat, um seine Bestätigung zu erbitten*).

Wenn diesen keine Furcht zurückhielt, so konnte seine Entscheidung nicht zweifelhaft sein, umsomehr als dies öffentliche Gesuch durch zahlreiche Privatbriefe an die einflussreichen Freunde und Verwandten des neuen Kaisers unterstützt wurde. Vor allem galt es daher, sich der städtischen Truppen zu bemächtigen, um der hohen Körperschaft die Freiheit der Beratung zu wahren. Zu diesem Zwecke fand Gordian ein sehr geschicktes Werkzeug in seinem jugendlichen Quästor, den er zum Führer der Gesandtschaft gemacht hatte. Noch ehe seine Ankunft in Rom ruchbar wurde, begab sich dieser, von einigen Centurionen und Soldaten begleitet, die aus Afrika mit ihm gekommen waren, bei Nacht zu dem Gardepräfekten Vitalianus, einem treuen Anhänger Maximins. Unter dem Vorwande, heimliche Botschaft vom Kaiser zu bringen, erlangte man auch zu so ungewohnter Stunde Einlass, und während der Präfekt den fingierten Brief las, wurde er von den Afrikanern niedergestossen. Schon oft hatte Maximin in derselben sum-

*) Die fast gleiche Zahl der Münzen von Vater und Sohn beweist, dass für die Erhebung des letzteren das Votum des Senats nicht abgewartet wurde. Denn da dieses erst wenige Tage vor dem Tode des Kaisers in Afrika bekannt geworden sein kann, würden wir andernfalls von dem jüngern Gordian entweder gar keine, oder doch viel weniger Münzen besitzen.

marischen Weise verdächtige Personen aus der Welt schaffen lassen, und dass keiner vor seinem Verdachte sicher war, wusste man aus vielfacher Erfahrung. So meinte die Umgebung des Präfekten, dieser sei auf Befehl seines Herrn getötet worden, und legte den Mördern kein Hindernis in den Weg. Nun eilte der Quästor auf den Markt, um hier das Antrittsedikt Gordians durch öffentlichen Anschlag bekannt zu machen. Es wurde darin eine Regierung verheissen, die ganz im Gegensatze zu der vorhergehenden stehen solle; die Werkzeuge Maximins wurden mit harten Strafen bedroht, den Verbannten Wiederherstellung, den ungerecht entschiedenen Prozessen Revision zugesagt, endlich dem Volke reiche Spenden, den Soldaten ein Geldgeschenk versprochen, wie noch kein Kaiser es gezahlt hatte. Da man zugleich das falsche Gerücht von dem Tode Maximins verbreitete, bemächtigte sich ein wilder Rausch des Jubels und des Hasses der ganzen Stadtbevölkerung. Wütende Haufen durchzogen brüllend und zerstörend die Strassen; die Bildsäulen und Ehrenzeichen des Barbaren wurden zertrümmert, seine notorischen Anhänger, wo man sie fand, ermordet und ihre Leichen in die Kloaken geworfen, ja auf Viele, die in gar keinem Verhältnis zu dem Verhassten gestanden hatten, wussten private Feinde die Wut des Pöbels zu lenken, so dass auch sie in dem grossen Blutbade mit untergingen. Die Beamten, durch Maximin ernannt, wagten sich nicht hervor; als der sonst populäre Stadtpräfekt Sabinus sich bemühte, den Aufruhr zu stillen, wurde er mit einem Knüttel erschlagen. So musste dem Toben der zügellosen Menge freier Lauf gelassen werden, bis es endlich, da es nichts mehr fand, sich daran auszulassen, von selbst zur Ruhe kam.

Mitten unter diesen Schreckensscenen trat der Senat zur Sitzung zusammen. Vom Tosen der wilderregten

Massen umstürmt, konnte auch er sich dem allgemeinen Taumel nicht entziehen, und ohne abzuwarten, ob die Nachricht vom Tode des Thrakers sich bestätige, beschloss er, dessen Ehren auszulöschen, sein Andenken zu verfluchen, die Gordiane als Herrscher anzuerkennen. Welch' erwünschteren Kaiser konnte man finden, als den alten, schwachen Mann, der mit dem halben Senat durch Bande des Blutes verbunden und alle verwandtschaftlichen Beziehungen mit grösster Sorgfalt pflegend, notwendig unter seinem Einfluss stehen musste? Nur Eins erregte Unzufriedenheit, der Titel Africanus, den sich die Neuerwählten beigelegt hatten; lag es doch darin gar zu deutlich ausgesprochen, dass sie der Provinz die Krone verdankten, die der Senat so gern als sein freies Geschenk verliehen hätte. Man suchte den Eindruck dadurch abzuschwächen, dass man jenem missliebigen Beinamen den zweiten Romanus hinzufügte, um so die Kaiser auch als die Erwählten Roms zu charakterisieren. In den Provinzen wurde sogar die Meinung verbreitet, Gordian habe sich nur zur Erinnerung an seine Urahnen, die Scipionen, Africanus genannt.

Doch als man sich etwas ernüchtert hatte, verschwanden diese Formfragen hinter sehr viel ernsteren Besorgnissen. Maximinus lebte — das erfuhr man nur zu bald — und stand mit dem bestgerüsteten Heere in Pannonien, fast unmittelbar an den Grenzen Italiens. Selbst wenn alle Provinzen von ihm abfielen, konnte er doch, ehe Hilfe nahte, vor den Thoren Roms erscheinen, und dann blieb den Senatoren kaum etwas anderes übrig, als ihr ganzes Vermögen in den Händen des Tyrannen zu lassen und *in corpore* nach Afrika zu entfliehen. Mancher der edlen Herren mochte es jetzt im Stillen verwünschen, sich in der ersten Hitze so weit kompromittiert zu haben; doch zurück konnte man nicht

mehr, und es muss anerkannt werden, dass die hohe Körperschaft in besonnener und energischer Weise der Gefahr begegnete. Die Beamten der Hauptstadt waren zum grössten Teil der Wut des Pöbels zum Opfer gefallen; Befehle aus dem fernen Afrika zu erwarten, hatte man einem so nahen Feinde gegenüber nicht die Zeit: so gab es in Rom nicht einmal eine gesetzliche Autorität, welche die Führung in dem schweren Kampfe hätte übernehmen können. Zunächst wurde diesem dringendsten Mangel abgeholfen: durch Senatskonsult bestellte man zwanzig Consulare „zur Verwaltung des Staates“, wahrscheinlich unter Vorbehalt der Bestätigung durch die Gordiane. Sie sollten die Stadt regieren und schützen, die Aushebungen in ganz Italien leiten, die verfallenen Mauern der wichtigsten Städte herstellen, endlich das Kommando gegen Maximin führen. Zugleich wurden in alle Provinzen Gesandte geschickt, um den Statthaltern die Entsetzung des Barbarenkaisers zu verkündigen und sie zu schleuniger Hilfe aufzufordern.

Obgleich man wusste, wie allgemein verhasst der Kaiser, wie hochgeachtet der Senat war, musste das Resultat doch überraschen. In unglaublich kurzer Zeit*) kamen von allen Seiten die Nachrichten, dass Feldherrn und Heere die Bilder Maximins von den Standarten gerissen und die der Senatskaiser aufgepflanzt hätten. Des Wühlens und Vorbereitens bedurfte es gar nicht mehr,

*) Da die Regierung der Gordiane nur 20 oder höchstens 22 Tage währte, so müssen alle Provinzen, in denen sich Statuen oder Münzen von ihnen nachweisen lassen, unmittelbar auf die Kunde von ihrer Erhebung sich dem Aufstande angeschlossen haben. Die Schnelligkeit dieser Entscheidung ist ganz besonders charakteristisch für die Stimmung, die überall gegen Maximin herrschte. Denn natürlich werden sich die Statthalter nicht leicht entschlossen haben, ehe sie ihrer Heere vollkommen sicher waren.

längst war alles vorbereitet und harrte nur des Signals. Jeden Befreier von dem harten Joche des Thrakers hätte man gern begrüsst*), doch den Erwählten machte sein alter Adel besonders willkommen. Wie sehr derselbe auf die Phantasie wirkte, zeigt der merkwürdige Umstand, dass der Name Sempronianus, der an die Abstammung der Gordiane von den Gracchen erinnern sollte, mehrfach auf provinzialen Münzen und Inschriften erscheint, obgleich die Kaiser ihn selbst nicht führten. Ägypten, das über eine Legion verfügte, hatte die Aufforderung des Senats gar nicht erwartet**); die beiden Kornkammern des römischen Reiches waren somit in der Hand der Gordiane, und es lag in ihrer Macht, ein in Italien stehendes Heer auszuhungern. Arabien und die syrischen Provinzen, zusammen mit acht Legionen, schlossen sich wahrscheinlich an, schon weil hier das Andenken des

*) In Kerkyra, das durch seine insulare Lage kühner auftreten konnte, hat man Münzen des Gordian geschlagen, noch ehe man seinen Namen genau kannte. Dies zeigt die Aufschrift: Αὐτ(οκράτωρ) Καῖσ(αρ) Μ(ἄρκος) Ἀντώνιος Ἀφρ(ικανὸς) Σεβ(αστός), in welcher gerade der Hauptname Gordians fehlt. Mionnet II S. 78.

**) Die Alexandrinischen Münzen (Sallet, die Daten der Alexandrinischen Kaisermünzen S. 56) bieten die vollständige Titulatur der Kaiser, doch fehlt darauf der vom Senat verliehene Beiname Ῥωμαῖος. In Rom gebot es der Anstand, den Titel nicht eher offiziell zu gebrauchen, als bis sich die Gordiane mit ihm einverstanden erklärt hatten, schon weil derselbe mit den Kaisern zugleich auch die Hauptstadt ehrte; doch diese Rücksicht galt nicht für die Provinz, wie andere Denkmäler zeigen. Schon dies lässt darauf schliessen, dass man in Ägypten von den Beschlüssen des Senats bei der Ausgabe dieser Münzen noch nichts wusste; bewiesen aber wird es durch die verhältnismässig grosse Zahl derselben, die auf einen sehr frühen Beginn der Prägung hinweist. Denn die Nachricht von dem Tode der Gordiane muss beinahe eher nach Alexandrien gelangt sein, als die von den Vorgängen in der Hauptstadt.

Alexander Severus von seinem Perserfeldzuge her besonders hochgehalten wurde. Da eine Stadt tief im Innern von Phrygien mit den Bildern der Gordiane zu prägen wagte und in Pamphylien ihnen Statuen gesetzt sind, so können auch die beiden benachbarten Legionen Cappadociens der Erhebung nicht fremd geblieben sein. Mithin gebot der Aufstand allein im Orient über mehr als 100,000 Mann, ein starkes Drittel der ganzen römischen Heeresmacht; nur freilich standen sie viel zu fern, um auf die unmittelbare Entscheidung von Einfluss zu sein.

Wichtiger war daher für den Augenblick der Beitritt Galliens. Die vier Legionen der Rheingrenze konnten fast ebenso schnell in Italien sein, wie das Heer Maximins, und wenn es unterwegs den Festungen gelang, seinen Marsch zu verzögern, konnten sie ihm vielleicht noch den Weg nach Rom abschneiden. Freilich waren sie allein nicht wohl im Stande, ihm die Schlacht zu bieten; doch hielten sie ihn auch nur, etwa in den Engpässen der Flaminischen Strasse, eine Zeitlang fest, so konnte unterdessen Entsatz aus dem Osten herankommen und den Feind im Rücken fassen. Auch auf die Stimmung seiner eigenen Truppen mochte man nicht ohne Grund einige Hoffnung setzen.

Einstweilen freilich wagte sich unter den Augen des eisernen Mannes noch kein Widerstand zu regen; des Heeres, das er selbst in der Hand hatte, schien er sicher zu sein. Sonst waren ihm, so weit unsere Quellen reichen, noch Dacien und Spanien treu geblieben, ja diese Provinzen hielten seine Fahne selbst noch längere Zeit nach seinem Tode hoch*). Immerhin standen die

*) Dies beweisen für Spanien die Meilensteine des Legaten Q. Decius Valerianus (CIL. II 4756. 4757. 4758. 4788. 4858. 4870. 4886), welche die *tribunicia potestas quinta* zeigen. Ein Irrtum in der Zahl, wie er in den Provinzen sonst wohl vorkommt, ist

Chancen der Gordiane günstiger, als man irgend hätte erwarten können, und Rom hätte sich wahrscheinlich noch recht lange ihres milden Scepters erfreut, wenn sie nicht durch eigene unbegreifliche Thorheit sich selbst ein jähes Verderben bereitet hätten.

Wir erwähnten schon, dass zwischen dem neuen Kaiser und dem Legaten von Numidien ein alter Zwist bestand, den dieser um der gemeinsamen Gefahr willen vergessen hatte. Dem eigensinnigen Greise fiel es jetzt ein, sich seiner zu erinnern. Mit dem Namen des Herrschers glaubte er auch sogleich dessen unbeschränkte Macht zu besitzen, um sie an seinen Privatfeinden auslassen zu können, und entsetzte den Capellian seines Amtes. Es war dies eine schreiende Undankbarkeit, denn nur der Beitrittserklärung der numidischen Legion verdankte er es, dass er überhaupt ernstlich nach der Krone hatte greifen können; es war zugleich eine kindische Narrheit, denn weit und breit gab es keine

---

bei einer so grossen Masse von Denkmälern ausgeschlossen; da also Maximin schon in der Mitte seiner vierten tribunicischen Gewalt ermordet ist, muss das Tarraconensische Spanien mindestens noch ein halbes Jahr unter dem Namen des toten Kaisers regiert worden sei, selbstverständlich indem man ihn für lebend ausgab. In Dacien nennt sich ein gewisser Q. Axius Aelianus, der das Finanzwesen der Provinz zuerst unter Maximin, dann unter dem dritten Gordian verwaltete (s. CIL. III 1456), auf seinen Steinen *pro(curator) Augg.* und das eine *G* ist später in diesem Titel radiert worden. CIL. III 1422. 1423. Wäre dieser Beamte entweder unter den ersten Gordianen oder auch unter Pupienus und Balbinus von Maximin abgefallen, so hätte er beide *G* unberührt lassen müssen; denn er wäre ja aus dem Dienste zweier Augusti in den zweier andern Augusti übergetreten, und keiner hätte es der Inschrift ansehen können, welche gemeint waren. Folglich zeigt jene Rasur, dass er erst unter der Alleinherrschaft des dritten Gordian, also mindestens einen Monat nach dem Tode Maximins, sich der siegreichen Partei angeschlossen hat.

Militärmacht, welche sich mit der Capellians im entferntesten messen konnte. Natürlich fiel es diesem nicht ein, sich ohne Weiteres bei Seite schieben zu lassen. Wenn Gordian jetzt, wo er ihn noch brauchte, seiner Abneigung so frei die Zügel schiessen liess, was war erst später von ihm zu erwarten? Sollte der Thronwechsel demjenigen, welcher ihn vor allen andern befördert hatte, keine bessern Früchte tragen, als dass er den allgemeinen Feind des Senats mit seinem persönlichen Feinde vertauschte? Wenn Capellian dem Maximin grossen Schaden gethan hatte, so liess sich dies durch ein grösseres Verdienst vielleicht noch auslöschen, und wie schlecht die Sachen des Barbarenkaisers standen, wusste man in Afrika noch nicht; konnte doch selbst der Beschluss des Senats kaum nach Karthago, geschweige denn ins innere Numidien gelangt sein. Schnell entschlossen erhob der Legat den Geächteten wieder auf den Schild; seine Truppen, die ihm blindlings ergeben waren und wenig danach fragten, gegen wen sie geführt würden, rissen die Bilder der Gordiane von den Feldzeichen, wie vorher die Maximins, und machten sich zum Zuge gegen die Usurpatoren bereit.

In Karthago war man merkwürdiger Weise sehr überrascht, als das numidische Heer heranzog. Dass der Legat seinem neugebackenen Herrn den Gehorsam weigern könne, war dem stumpfsinnigen Alten, der so vielen Kaisern mit der schuldigen Unterthänigkeit gedient hatte, gar nicht in den Sinn gekommen. Nichts war zum Widerstande bereit, kein Soldat zur Stelle. Die Bevölkerung Karthagos war die einzige Macht, welche man der Legion und ihren Auxilien entgegenstellen konnte. In jenen alten Zeiten, wo jeder Bürger zugleich Krieger gewesen war, hätte dies mehr als ausgereicht; doch seit Zivil und Militär sich streng geschieden,

die Kriegskunst unendlich verfeinert hatte, seit der Rekrut erst durch langjährige Anwendung eines komplizierten Exerzierreglements sich zum brauchbaren Soldaten ausbildete, hatte ein Bürgerheer den wohlgeschulten Legionaren gegenüber nicht mehr Wert, als heutzutage ein Haufe Franktireurs gegen deutsche Bataillone. An Eifer für ihren Africanus liessen es die braven Karthager zwar nicht fehlen: wer ein Schwert hatte, schnallte es um, wer nicht, nahm Beil oder Jagdspiess in die Hand. Statt hinter den Stadtmauern den Angriff der Legion zu erwarten, wo der Mangel an militärischer Schulung sich nicht so fühlbar gemacht hätte, zog die ganze waffenfähige Bevölkerung unter der Führung des jüngeren Gordian kampfesfreudig den Truppen entgegen. Als sich beide Heere in Schlachtordnung gestellt hatten, begann ein mächtiger Sturm den Verteidigern entgegenzurasen und schreckte sie bereits als ein böses Omen; wie nun aber gar die schnellen Rosse der numidischen Schwadronen gegen sie heranbrausten, vermochten sie nicht einmal den Anblick des Reitersturms zu ertragen. In wilder Verwirrung wälzt sich die Masse den Thoren zu; in der Enge wurden mehr Menschen erdrückt, als von den feindlichen Waffen erschlagen; der Feldherr und Kaiser selbst verschwand in dem Gedränge und konnte auch später unter den Leichenhaufen nie entdeckt werden. Sein Vater hatte dies Ende vorausgesehen; es hiess, dass er sich schon vor der Schlacht erhängt habe. So nahmen diese Traumkaiser schon im Anfang des April ein Ende, nachdem sie kaum zwei und zwanzig Tage regiert hatten.

In Afrika wütete jetzt die Restauration. Capellian musste dem Herrscher, den er kurz zuvor verraten hatte, seinen Eifer beweisen, und that es ganz im Sinne Maximins durch Hinrichtung aller irgendwie hervor-

ragenden Anhänger der Gordiane. Doch selbst die niedrigeren Schichten blieben nicht verschont: die Städte, die sich für die afrikanischen Kaiser erklärt hatten — und welche Stadt der Provinz hatte das nicht gethan? —, wurden der Plünderung des Heeres preisgegeben. So erhielt man dieses bei guter Laune, und wenn Maximin im Kampfe gegen den Senat nicht siegreich war, konnte der Legat, auf seine Legion gestützt, noch vielleicht selbst nach der Krone greifen.

Nach einer Zeit banger Spannung und unsicher wechselnder Gerüchte hatte in Rom fast jeder Tag neue wichtige Kunde gebracht. Man erfuhr von der Erhebung Galliens, dann Ägyptens, vielleicht auch schon des Orients; die Meldung vom Anmarsch Maximins kam später, als man hatte erhoffen dürfen. Alles schien so gut zu stehen, wie dies unter den obwaltenden Verhältnissen irgend möglich war, als plötzlich die unerwartete Schreckensnachricht aus Afrika in die hoffnungsfreudige Stimmung hineinschlug. Dass die Befreier, die man eben erst mit solchem Jubel begrüsst hatte, so kläglich untergegangen waren, brachte zwar anfangs eine tiefe Niedergeschlagenheit hervor: doch wenn mans recht überlegte, hatte man bei dem Verluste nicht gewonnen? Von den Provinzen, die sich für die Gordiane erklärt hatten, waren nur die afrikanischen verloren, deren Streitkräfte gegen die germanischen und orientalischen gar nicht in Betracht kamen und, von Italien durch das Meer getrennt, in den bevorstehenden Kampf schwerlich einzugreifen bestimmt waren. Der Kornzufuhren Afrikas konnte man entbehren, so lange man Ägyptens sicher war, und dessen Abfall brauchte man ebenso wenig zu besorgen, wie den Galliens oder Syriens; allein schon die Furcht musste die Statthalter bei der einmal ergriffenen Partei festhalten. So sah man sich im Stande, an die

Stelle eines entschieden unfähigen Herrschers, der, mochte man dies verschleiern, wie man wollte, dem Senate von der Provinz oktroyiert worden war, einen andern ganz nach eigener freier Wahl zu setzen. Zum erstenmale seit langer Zeit warteten wieder Heere und Provinzen demütig und geduldig auf die Entscheidung Roms, und niemals hatte der Senat eine achtunggebietendere Stellung eingenommen, als in der Stunde seiner höchsten Gefahr.

Es ist möglich, dass damals einige an die Wiederherstellung der Republik gedacht haben: der Senat in seiner Gesamtheit war zu verständig dazu; doch wenigstens auf ein Stückchen Republik wollte er nicht verzichten. Als die Tarquinier gestürzt wurden, waren es zwei Grundsteine, auf denen die neue Verfassung sich erhob und welche die Gewalt der Consuln von der sonst völlig wesensgleichen der Könige unterschieden: Befristung und Kollegialität. Auf jene griff der Senat nicht mehr zurück; diese dagegen wollte er zum erstenmale, seit Augustus der neuen Monarchie ihre Formen geschaffen hatte, wieder zur vollen Geltung bringen. Mitregentschaften waren zwar seit Marcus, oder eigentlich schon seit Augustus, keine Seltenheiten gewesen; aber immer hatte sich der eine Kaiser einen Vorrang bewahrt, der ihm bei Meinungsverschiedenheiten die ausschlaggebende Stimme sicherte. Jetzt sollte die Kollegialität in dem Sinne wiedererstehen, wie sie einst zwischen den Consuln gewaltet hatte, dass jeder Kaiser zum Handeln im Namen des Staates ganz gleich befugt war, doch jeder den andern hindern konnte und im Konflikt immer der Verbietende Recht behielt. So konnte man hoffen, gegen Willkürakte des Einen stets bei dem Andern Schutz zu finden; freilich schnitt man auch jedem energischen Handeln die Sehnen durch. Doch eben dieses lag im

Sinne des Senats, der in den Zwisten der Kaiser den natürlichen Schiedsrichter bilden musste. Diese Verfassungsänderung — denn als solche war sie unzweifelhaft gemeint — fand darin ihren Ausdruck, dass man den Kaisern eine ganz gleiche Titulatur verlieh und selbst den Oberpontifikat, den bisher immer nur Einer hatte verwalten können, beiden zuteilte.

Nachdem dieses beschlossen war, schritt man zur Wahl, — einer wirklichen Wahl, zum erstenmale, seit das Kaisertum bestand. Sonst hatte sich, sei es dem Heere, sei es dem Senat, immer nur Ein Kandidat vorgestellt, den man mit Akklamation begrüsste; diesmal wurde ballotiert, die Stimmen teilten sich mannigfach, und eben nur mit Majorität gingen zwei Männer aus der Urne hervor, Marcus Clodius Pupienus Maximus und Decimus Claudius Calvinus Balbinus.

Beide hatten das Consulat schon zweimal bekleidet, beide waren durch das Vertrauen des Senats in die Zwanzigerkommission „zur Verwaltung des Staates“ berufen worden, doch sonst an Sitten und Herkunft sehr verschieden. Da der Vater des Maximus sich durch den Betrieb eines Gewerbes ernährt hatte, war dieser nach römischen Begriffen aus niedrigem Stande, obgleich seine Familie zu den ritterlichen gehört zu haben scheint. Seine Bildung war eine mässige und kurze gewesen; früh hatte er sich im Militärdienste hervorgethan, war durch die Adoption einer vornehmen Frau zum senatorischen Census gelangt und vom Kaiser mit dem Range eines gewesenen Aedilen in die hohe Körperschaft aufgenommen worden. Nachdem er in mehreren Provinzen sich als Administrator und Feldherr ausgezeichnet, namentlich in Germanien den Feind geschlagen und den Truppen ein dauerndes gutes Andenken hinterlassen hatte, war ihm die Stadtpräfektur von Rom anvertraut worden, in

der er die Ausschreitungen des Pöbels mit Strenge niedergehalten und sich mehr Respekt als Liebe erworben hatte. Balbinus dagegen leitete seinen Stammbaum von dem berühmten Historiker Theophanes her, der zu der nächsten Umgebung des grossen Pompejus gehört hatte und von diesem mit dem Bürgerrecht beschenkt worden war. Mit grossem angeerbten Reichtum verband er die feinste Bildung und repräsentierte in glänzendster Weise den römischen Edelmann. Wie diesen seine alte Familie, so hatte jenen seine militärische Tüchtigkeit erhoben, der man in diesem Augenblicke dringender als je bedurfte. Auch seine Popularität beim germanischen Heere mag ihm Stimmen geworben haben.

Die Beratungen hatten auf dem Kapitol im Tempel des Jupiter stattgefunden, vermutlich weil der Senat nur hier, auf dem festesten Punkte der Stadt, seine Wahlfreiheit nicht gefährdet glaubte. Er sollte sich dennoch täuschen. Auf dem engen Raume des Hügelrückens und an seinen Abhängen bis weit hinab auf das Forum drängte sich Kopf an Kopf eine unzählbare Menschenmenge, die gespannt die Entscheidung erwartete. In der Plebs war die Trauer um die Ereignisse in Afrika noch grösser und aufrichtiger als im Senat; hatte doch das erste Edikt der toten Kaiser die Verkündigung reicher Spenden enthalten, die jetzt mit ihnen selbst dahin gefallen waren. Doch auch reinere Motive wirkten mit: jede Hoffnung der furchtbar dräuenden Gefahr aus Norden gegenüber hatte sich an die Gordiane geknüpft; jede Freudenbotschaft hatte gelautet: „Dort oder dort sind unsere Herren die Gordiane anerkannt worden“; wenn sich das Volk auf den Fora und in den Basiliken sammelte, um zu hören und bei Gelegenheit mitzusprechen, wie das in dieser aufgeregten Zeit wohl alltäglich ge-

schehen war, hatte in tausendfach wiederholten Akklamationen immer wieder der Name Gordian von seinen Lippen geschallt; kurz man hatte sich in den letzten drei Wochen in einen solchen Hoffnungstaumel, eine solche Begeisterung für die afrikanischen Kaiser hineingeschrien, dass man auch jetzt nicht von ihnen lassen wollte. Der Plebs stand es fest, dass nur ein Mann ihres Geschlechts nach ihnen die Krone tragen dürfe, wobei wenig danach gefragt wurde, ob ein so qualifizierter Kandidat überhaupt existiere. Da öffneten sich die Pforten des Tempels und geschmückt mit dem Purpurgewande sah man Maximus und Balbinus vor den Altar treten, um dem höchsten und besten Jupiter ihr erstes Opfer für das römische Volk darzubringen. Als man den verhassten Mann erkannte, dessen harte Stadtpräfektur noch in frischer Erinnerung war, schallte ein wilder Schrei der Empörung aus den bewegten Massen hervor. Knüttel wurden geschwungen, Steine flogen gegen den Tempel, laut und drohend tönten die Rufe nach einem dritten Gordian. Unterdessen sammelten sich einige Jünglinge aus dem Ritterstande und eine Anzahl Veteranen um die neuen Herrscher und versuchten, ihnen mit dem Schwert in der Hand den Weg zum Kaiserpalaste zu bahnen. Doch es war unmöglich, durch die fest zusammengekeilte Volksmenge hindurchzudringen. Von tausend Fäusten und Knütteln bedroht mussten die kaum Erwählten der dringenden Lebensgefahr weichen und sich wieder in den Tempel zurückziehen. So schienen sich, während Maximin schon an die Thore Italiens klopfte Senat und Volk selbst zerfleischen zu wollen, als ein glücklicher Einfall dies noch zu rechter Zeit abwandte.

Der alte Gordian hatte eine Tochter Maecia Faustina besessen, die mit dem Consular Junius Balbus vermählt gewesen war. Die Frucht dieser Ehe war ein Knabe,

der damals dreizehn Jahre zählte und nach dem mütterlichen Grossvater M. Antonius Gordianus benannt war. Dies Kind rissen die Abgesandten des Maximus und Balbinus aus seinem Hause hervor, hoben es auf ihre Schultern und trugen es so mitten durch die Menge aufs Kapitol. Bald verbreitete sich die Kunde, dass dies der einzige Erbe von Blut und Namen der Afrikaner sei. Jubelnde Zurufe schallten ihm von allen Seiten entgegen; wo eben noch Steine geflogen waren, regnete es jetzt Blumen und grüne Zweige. So zauderte der Senat denn auch nicht, den ungefährlichen Mitbewerber zum Cäsar und Thronerben zu ernennen, und damit war der Aufruhr gestillt. Der Weg nach dem Palatin öffnete sich der neuen Kaiserdreiheit von selbst, und in feierlichem Zuge schritten sie durch das Thal zu der Wohnung des Augustus hinüber (Mitte April 238).

So stand man denn wieder unter einer gesetzlichen Herrschaft, und das Provisorium der letzten Wochen war vorüber. Die Zwanzigerkommission, die unterdessen die Regierung geleitet hatte, wurde jetzt wahrscheinlich aufgelöst, da sie überflüssig geworden war. Die ordnungsmässigen Beamten, die dem Pöbeltumult zum Opfer gefallen waren, wurden endlich ersetzt; die Stadtpräfektur erhielt Sabinus, den Oberbefehl der Prätorianer Pinarius Valens, der Verwandte und Pflegevater des Maximus.

Einer wohlbefestigten Kaisergewalt hat der hauptstädtische Pöbel selten Verlegenheiten bereitet; doch wo Alles ins Schwanken gekommen war, hatte man auch mit ihm sehr ernstlich zu rechnen. Dies hatten die eben geschilderten Ereignisse gezeigt, und um bei dem bevorstehenden Kriege wenigstens zu Hause Ruhe zu haben, waren die neuen Herrscher schwach genug, für das Geld, das man eben jetzt so dringend brauchte, die gute

Laune der römischen Gassentreter zu erkaufen. Zuerst fesselte ihre Schaulust das Gepränge der Konsekration, die freilich eine Ehrenpflicht gegen die afrikanischen Kaiser war; dann folgte ein Geldgeschenk zur Feier des Regierungsantritts, welches das Maximins fast um das Doppelte überbot; scenische, circensische, amphitheatralische Spiele füllten die Stadt mit frohem Gedränge und liessen nicht ahnen, in welch ernsten Zeiten man lebte. Freilich war es dabei nicht möglich, die Rüstungen auch nur einen Augenblick bei Seite zu setzen. An fertigen Truppen besass man die städtische Polizeimannschaft in vier und die Feuerwehr in sieben Kohorten, jede von tausend Mann; diese Korps waren beide militärisch organisiert und konnten daher im Felde sehr wohl Verwendung finden. Die Prätorianer standen mit Maximin an der Donau; nur einige hundert Veteranen, die ihrer Entlassung harrten, waren im Lager zurückgeblieben. Dazu kam dann noch die Flottenmannschaft von Misenum und Ravenna; diese mitgerechnet mag das ganze Heer vielleicht 20,000 Mann betragen haben. Dasjenige, welches Maximin heranführte, hatte an Zahl wie an Wert mindestens die dreifache Übermacht, und die eiligen Aushebungen, welche in ganz Italien veranstaltet wurden, änderten daran nicht viel, da der Rekrut dem geübten Soldaten gegenüber damals völlig unbrauchbar war. Deshalb wurde der ganze Kriegsplan darauf angelegt, sich überall hinter den Mauern der Städte zu halten, wo auch der ungeschulte Krieger verwendet werden konnte. So durfte man hoffen, das Heer Maximins durch langwierige Belagerungen zu ermüden und aufzureiben, vor allem aber Zeit zu gewinnen, bis die germanischen Legionen herankamen. Ausserdem war überall Befehl gegeben, die Lebensmittel, soweit man sie nicht in den Festungen bergen konnte, zu zerstören, eine Maassregel,

die sich sehr wirkungsvoll erweisen sollte. Ein Heer von Senatoren verbreitete sich über Italien, um die Rüstungen zu überwachen. Balbinus blieb zum Schutze der Hauptstadt zurück; Maximus begab sich nach Ravenna, um hier, vom Hauptquartier der Flotte aus, die bei der Belagerung der Seestädte eine grosse Rolle spielen konnte, den Widerstand Italiens zu leiten.

Doch ist es Zeit, uns endlich nach Maximinus umzusehen, den wir vor etwas mehr als einem Monat, seinen grossen Feldzug ins innere Germanien vorbereitend, an der Donau verlassen haben. Er hatte dazu gegen Ende März seine Truppen schon zusammengezogen und durch eine grosse Zahl angeworbener Germanen vermehrt; nur die Verpflegung für den Krieg war noch im Rückstande, als er plötzlich von den Nachrichten aus Afrika und Rom überrascht wurde. Die Gefahr erschien im ersten Augenblick nicht gross; denn was wollten die Eine Legion Numidiens und die wenigen italienischen Soldaten gegen sein Heer bedeuten? Dennoch drückte das Gewicht des grimmigen Hasses, der sich in den römischen Mordscenen offenbart hatte, den harten Mann tief zu Boden. Zwei Tage lang kam er nicht aus seinem Zelte hervor; wenige Freunde durften ihn in seinem finstern Brüten stören; das Heer, dem die grosse Kunde nicht fremd geblieben war, wagte nicht einmal davon zu flüstern, ja kaum in Blicken und Geberden sehen zu lassen, dass man von etwas Ungewöhnlichem gehört habe. Endlich am dritten Tage trat er vor die versammelten Truppen. In einer Rede, die er sich, wie gewöhnlich, hatte machen lassen und jetzt, das Papier in der Hand, ablas, teilte er ihnen das Geschehene mit. Die stolzen Hinweise auf seine Thaten, die Verachtung, mit welcher des Zivilaufstandes gespottet wurde, waren nicht unbegründet; aber doch fühlte jeder, dass dem Kaiser die rechte Sieges-

freudigkeit mangele. Ohne eine greifbare Ursache lagerte sich ein finsterer Missmut auch über das Heer, und die reichen Geschenke, mit denen die Soldatenversammlung schloss, waren nicht im Stande, ihn zu zerstreuen. Noch ein vierter Ruhetag wurde den Truppen gewährt; dann brachen sie, die Pannonier, denen der Kaiser am meisten vertraute, voran, gegen die italische Grenze auf.

Durch den unfertigen Zustand der Proviantkolonnen wurde der Marsch beträchtlich gehemmt. Maximin hatte sich nicht die Zeit zu ihrer Vervollständigung gegönnt, um durch Schnelligkeit den Aufruhr wo möglich im Keime zu ersticken; doch die übergrosse Eile rächte sich bald. Da alle Bedürfnisse einer solchen Soldatenschar nicht allein aus den Dörfern und Städten, die sie durchzog, befriedigt werden konnten, sah man sich genötigt, überall zu der Umgegend im weitesten Sinne seine Zuflucht zu nehmen, und das Fouragieren nahm unverhältnismässig mehr Zeit, als der Marsch. Überdies zeigte der verstörte Kaiser eine an ihm ganz ungewohnte Ängstlichkeit. Seit man in die Berge eingetreten war, witterte er überall Verrat und Hinterhalt, und liess daher, wo dies die Gegend erlaubte, in Schlachtordnung marschieren, was natürlich auch nicht zur Beschleunigung beitrug. So hatte man, als in Afrika die Gordiane fielen, die Grenzen Italiens kaum erreicht. Die erste Stadt, auf die man jenseit derselben traf, Emona, das heutige Laibach, fanden die Eklaireurs wie ausgestorben. Die Einwohner waren mit dem Vieh in die Berge geflohen; alles, was einem Heere nützlich sein konnte, hatte man, so weit man es nicht fortzuschleppen vermochte, zerstört. Maximin suchte den Schrecken, den er hier vor sich verbreitet hatte, als ein günstiges Omen darzustellen: der Soldat lagerte hungernd in den leeren Häusern und auf den Feldern umher, und empfand

nichts weniger als Siegeszuversicht. Als man am andern Tage den Anstieg der Julischen Alpen begann, war Alles voll Furcht, die Pässe besetzt zu finden, doch ungehindert überschritt man die Höhen. Den Anblick der weiten Ebene, die sich im jungen Frühlingsgrün vor den Niedersteigenden aufthat, begrüssten Heer und Kaiser wie einen ersten Sieg. Hier, wo man seine Macht entfalten konnte, brauchte man keinen Feind mehr zu fürchten.

Das Ende des April mochte herangekommen sein, als man sich den Mauern Aquilejas näherte. Die pannonischen Legionen, die den Vortrab bildeten, hatten versucht, die Stadt durch den Schrecken eines plötzlichen Angriffs zu überrumpeln, waren aber mannhaft abgewehrt worden. Der Besitz dieses Platzes war für beide Teile von unermesslicher Wichtigkeit. Denn dass die orientalischen Legionen sich erhoben hatten, wusste man jetzt so gut in Rom, wie im Lager Maximins; denselben Weg aber, den dieser eben gekommen war, mussten, wenn sie zur Hilfe herbeizogen, auch jene einschlagen, und nur von Aquileja aus, das die Alpenpässe beherrschte, war es möglich, ihnen denselben zu verlegen. Hier also sollte es sich entscheiden, ob der Kaiser gegen die Truppen Galliens und Italiens, denen er weit überlegen war, allein werde kämpfen müssen, oder ob er von der sehr viel stärkeren Macht des Orients zugleich im Rücken bedrängt werden sollte. Er konnte daher die Festung nicht einfach bei Seite liegen lassen und direkt auf die Hauptstadt losmarschieren, wie dies unter andern Umständen wohl das Beste gewesen wäre, sondern musste sich ihrer um jeden Preis an Zeit und Blut bemächtigen.

Auch die Zwanzigerkommission hatte dies recht wohl erkannt und deshalb die Mauern Aquilejas, die in langem Frieden verfallen waren, eiligst ausbessern und

hinreichenden Proviant in die Stadt schaffen lassen, um ihr das Aushalten einer langen Belagerung zu ermöglichen. Zwei Consulare, die wahrscheinlich auch zu den Zwanzig gehört hatten, L. Lorenius Crispinus und Tullius Menophilus, waren hierher gesandt, um die Verteidigung zu befehligen, und hatten es geschickt verstanden, der Stadtbevölkerung, auf deren Hände sie allein angewiesen waren, eine kriegerische Begeisterung einzuflössen, wie man sie in jener Zeit kaum noch für möglich gehalten hatte. Nicht wenig mochte dazu freilich die Furcht vor Maximinus beitragen, der längst für ganz Italien zu einem finstern Schreckgespenste geworden war, und den man daher lieber bis aufs Äusserste bekämpfen, als in den Mauern sehen wollte. Aquileja war damals eine der grössten Städte Italiens; die Streiter, die seinen Zinnenkranz füllten, mochten an Zahl hinter den Legionen des Thrakers nicht zurückstehen, und ihre mangelhafte Ausbildung und Bewaffnung machte sie doch zum Fernkampfe in gedeckter Stellung nicht ungeeignet. So war man guten Mutes; Prophezeihungen und Wunderzeichen, die einen glücklichen Ausgang verhiessen, wurden verbreitet und allgemein geglaubt: der Lokalgott Belenus sollte den Angreifern Untergang gedroht haben, und später hatten ihn Viele während des Kampfes in den Lüften schweben und für seine Stadt streiten gesehn.

Maximinus stand noch drei Meilen entfernt jenseit des Isonzo, dessen Brücke die Aquilejenser zerstört hatten. Sein Vortrab hatte trotzdem das Flüsschen leicht überschreiten können, vielleicht durch einen späten Frost in den Alpen unterstützt. Jetzt aber war auf den Bergen die Schneeschmelze in vollem Gange und der kleine Wasserlauf, zu einem schwierigen Hindernis angewachsen, hemmte den Fortschritt des Heeres. Die Germanen, die gewohnt waren, zu Rosse über die

breiten Flüsse ihrer Heimat zu schwimmen, versuchten es auch hier, wurden aber von den Strudeln fortgerissen. Die Gegend war holzarm, Schiffe nicht zur Stelle, und so musste man mehrere Tage hier lagern, bis endlich einige Ingenieure auf den Gedanken kamen, mit Hilfe aufgeblasener Schläuche, die sich durch den bedeutenden Weinhandel der Stadt reichlich in der Umgegend fanden, eine Brücke herzustellen. Unterdessen waren Parlamentäre unter den Mauern Aquilejas erschienen, um die Stadt mit Zusicherung völliger Straflosigkeit zur Übergabe aufzufordern; doch hatte man sie nicht einmal in die Thore gelassen. Jetzt rückte der Kaiser selbst heran, und um die Einwohner zu schrecken, wurde rings um die Stadt das reich mit Weinstöcken und Obstbäumen bebaute Land auf das furchtbarste verheert. Dies reizte die Bevölkerung, die von den Zinnen herab ihre Pflanzungen ausgerottet, ihre Landhäuser in Flammen sah, nur zu grösserer Wut. Um eine Sinnesänderung zu erwarten, lagerte das Heer noch einen Tag unthätig um die Mauern her; dann wurde um den Anfang des Maimonats der Sturm von allen Seiten begonnen.

Tag für Tag tobte jetzt der Kampf rings um die Mauern, und Tag für Tag wuchs durch den erfolgreichen Widerstand den Bürgern der Mut. Zudem mussten sie kämpfen, denn — das wussten sie wohl — jetzt gab es keine Verzeihung mehr für sie; die Eroberung der Stadt wäre mit dem Hinmorden aller Einwohner gleichbedeutend gewesen. So standen denn selbst die Frauen und Kinder auf den Zinnen und beteiligten sich an dem Herabrollen der Steine und dem Schleudern der Brandgeräte. Der Soldat hatte auf den friedlichen Bürger, gegen den er sich alles erlauben durfte, stets mit tiefer Verachtung herabgesehen: je unerwarteter ihm daher dieser heldenmütige Widerstand

kam, desto mehr schlug er seinen Mut danieder. Bald hatte Maximin Gelegenheit, zahlreiche Todesstrafen wegen Feigheit zu verhängen, zum Teil wahrscheinlich mit Recht; doch das Heer meinte, er verlange das Unmögliche, und die Mutlosigkeit verwandelte sich in Trotz. Dazu kam der drückendste Mangel an allem Notwendigen. Schon auf dem Marsche hatte man keine genügenden Lebensmittel gehabt; bei der Belagerung gingen sie vollends aus. Denn die unmittelbare Umgegend der Stadt war verwüstet; das Meer beherrschte die Flotte von Ravenna; die Strassen ringsum fand man durch eilig aufgeführte Befestigungen, die von der Landmiliz verteidigt wurden, gesperrt, so dass nur grössere Truppenmassen, welche diese Hindernisse hinwegzuräumen vermochten, aufs Fouragieren ausgehen konnten, und doch war vor Aquileja nicht eine Kohorte zu entbehren. Selbst das Trinkwasser war ungeniessbar; denn in den Fluss, auf den man einzig angewiesen war, stürzten täglich die Städter ihre Toten, für die man weder Zeit noch Raum zum Begräbnis besass. Von allen Nachrichten abgeschnitten haschte das Heer in um so höherem Grade nach unsicheren Gerüchten, und man kann sich denken, dass diese im Sinne der allgemeinen Stimmung erfunden und geglaubt wurden. So hielt man die Sache Maximins zuletzt für hoffnungslos und kämpfte nur weiter, weil seine gewaltige Persönlichkeit bisher jeden Ungehorsam niederzuhalten wusste.

So hatte die Belagerung über einen Monat gewährt, als endlich einige Soldaten den Mut fassten, ihren Leiden durch eine rasche That ein Ziel zu setzen. Die zweite parthische Legion hatte ihre gewöhnlichen Standquartiere auf dem Abhange des Albanischen Berges dicht bei Rom. Als sie zum Germanenkriege an die Donau kommandiert war, hatten die Soldaten ihre Frauen und Kinder zurück-

lassen müssen, und jetzt mussten sie fürchten, wenn sie gegen die Hauptstadt heranzögen, die Sicherheit ihrer Familien zu gefährden. Dies hatte ihre Treue wohl schon von Anfang an schwankend gemacht und brachte die allgemeine Unzufriedenheit bei ihnen zuerst zum Ausbruch. Am 17. Juni 238 hatte Maximin dem Heere einen Rasttag gegönnt, und der Soldat lag in der Mittagshitze des italienischen Sommers träge unter seinen Zelten zerstreut. Auch der Kaiser pflegte der Ruhe, als plötzlich ein Teil der zweiten Legion durch die einsamen Lagergassen auf sein Zelt zustürmte. Die prätorische Kohorte, welche die Wache hatte, erkannte alsbald die Absicht der Meuterer; statt sich aber ihnen zu widersetzen, riss auch sie das Bild des Thrakers von den Feldzeichen herab. Durch den Lärm aufgeschreckt, trat Maximin mit seinem Sohne unter die Soldaten und versuchte sie anzureden, doch sie scheuten sein Herrscherwort. Ehe man ihn verstand, wurde er niedergestossen; sein Sohn, der Lagerpräfekt und die vornehmsten Beamten folgten ihm unmittelbar darauf. Die Nemesis Alexanders hatte ihre Opfer gefunden, und Rom war wieder sicher.

Als sich im Heere die Nachricht von dem Geschehenen verbreitete, war die Freude zwar keineswegs allgemein — namentlich die Thraker und Pannonier bewahrten dem Gefallenen ein treues Andenken —, doch an Rache dachte keiner. Waffenlos näherte sich jetzt das Heer der Stadt, rief den Verteidigern zu, dass der Krieg zu Ende sei, und forderte sie auf, die Thore zu öffnen. Dies wagte man der durch den langen Widerstand erbitterten Soldateska zwar nicht zu bewilligen, doch alsbald begann ein friedlicher Verkehr über die Mauer hin. Die lorbeergeschmückten Bilder der Senatskaiser wurden auf die Zinnen getragen, und die Truppen weigerten ihnen nicht mehr die üblichen Ehrenbezeugungen;

namentlich aber wurde vor den Thoren ein Markt aufgeschlagen, um den Ausgehungerten jetzt für Geld Nahrung zu gewähren. So harrten beide Teile auf Befehle aus Ravenna, wohin eilige Boten mit den abgeschlagenen Häuptern der Maximine geritten waren.

In allen Städten, die sie durchziehen mussten, von jubelnden Volksmengen begrüsst, langten sie bald bei Maximus an. Dieser war bisher eifrig mit den Rüstungen beschäftigt gewesen, hatte auch schon einen ansehnlichen Zuzug aus dem germanischen Heere empfangen, als ihm der Tod seiner Gegner gemeldet wurde. Die Boten mit den schrecklichen Siegeszeichen wurden gleich nach Rom weitergeschickt, um die Hauptstadt von ihren Sorgen zu befreien; der Kaiser eilte nach Aquileja, überall von Freudenbezeugungen und Gratulationsgesandtschaften aufgehalten. Dort nahm er das pannonische Heer in Pflicht, verkündete ihm Amnestie und sogar ansehnliche Geldgeschenke und entliess es dann in seine Garnisonen. Auch sonst wurde überall abgerüstet; die meisten Provinzen gehörten ja längst dem Senate, und wo Maximins Bildsäulen noch standen, war jetzt nach seinem Falle die Unterwerfung nicht mehr zweifelhaft. Selbst Capellianus wagte nicht zu widerstehen. Ob er durch Selbstmord, ob durch Aufruhr oder Henkershand gefallen ist, wissen wir nicht; jedenfalls aber war Afrika noch vor Ablauf des nächsten Monats zur Senatspartei übergetreten*), und die numidische Legion liess es ruhig über

*) Dies ergibt sich aus den Steinen des Balbinus und Maximus, die in Mauretanien gefunden sind (CIL. VIII 10342. 10343. 10365); denn nach dem Tode Maximins regierten diese Kaiser kaum einen Monat. Es ist auf diesen Inschriften übrigens sehr charakteristisch, dass die Afrikaner sich mit dem Cäsartitel Gordians III. nicht begnügten, sondern demselben ein sehr unmotiviertes *pius Augustus* hinzufügten.

sich ergehen, dass sie für ihren Verrat an den Gordianen mit Schimpf und Schanden aufgelöst und ihr Andenken geächtet wurde. Nur Einen Feind hatten die Kaiser noch zu fürchten, und der befand sich in ihrem eigenen Lager.

Die Prätorianer mochten damit nicht unzufrieden sein, dass die Kaiser wieder in Rom statt in der Provinz gemacht wurden; wenn aber der Senat sich als der ausschliesslich berechtigte Wahlkörper aufspielte, so war dies weniger nach ihrem Sinne. Schon ehe Maximus ins Feld gezogen war, wurde dadurch die Hauptstadt in neues, furchtbares Blutvergiessen gestürzt. Damals war die Garde nur durch eine Handvoll alter Soldaten vertreten, die, weil ihre Entlassung nächstens bevorstand, von Maximin nicht mit nach Pannonien kommandiert waren. Doch gerade unter diesen Veteranen lebten die alten Traditionen am mächtigsten, und ihre Gegenwart wurde um so mehr zu einer ernsten Verlegenheit für den Senat, als man in ihnen die Brandfackel künftiger Aufstände ahnte. Mit misstrauischen Blicken verfolgten sie jede Bewegung der hohen Körperschaft, bei jeder Sitzung lauerten sie an den Thüren. Die Senatoren wagten nur noch, heimlich bewaffnet zusammenzukommen, und ihre Erbitterung gegen jene Störenfriede war bis zu einem solchen Grade gesteigert, dass der kleinste Anlass einen Zusammenstoss bringen musste. Einst, als wieder Ratsversammlung gehalten wurde, hatten einige Veteranen die Frechheit, nicht unter dem übrigen Volke an der offenen Thür stehen zu bleiben, sondern sich in die Kurie selbst hineinzudrängen und bis in die Mitte derselben, wo der Altar der Victoria stand, vorzugehen. Ein paar hitzige junge Senatoren, Gallicanus und Maecenas, dadurch zur Wut entflammt, rissen ihre verborgenen Dolche hervor und stiessen die waffenlosen Soldaten

nieder. Einer von ihnen stürzte dann unter das draussen stehende Volk und rief es auf, die Ehre Roms an den „Freunden Maximins“ zu rächen. Schon dieser Name allein entzündete die Massen; sie warfen sich auf die Veteranen, die noch unter ihnen standen, und trieben die unbewehrten mit Steinwürfen in ihre alte Heimatstätte, das Prätorianerlager, zurück. Dem Senat mochte es jetzt an der Zeit scheinen, sich von jenen gefährlichen Gesellen zu befreien; er hinderte den Gallicanus nicht, das Volk zu bewaffnen und es vereint mit den Gladiatorenscharen, die in Rom für die öffentlichen Spiele gehalten wurden, gegen das Lager zu führen. Doch hier fand man energischen Widerstand; der Sturm wurde abgeschlagen, und als die Menge zurückwich, wagte die kleine Schar der Veteranen sogar einen Ausfall, der mit dem besten Erfolge gekrönt war.

Jetzt, wo so viel Blut geflossen war, konnte von einer Versöhnung nicht mehr die Rede sein, um so weniger, als der energische Maximus, der des Aufruhrs vielleicht hätte Herr werden können, noch vor der Entscheidung nach Ravenna eilen musste. Mit jedem neuen Morgen begann jetzt ein Sturm auf das Prätorianerlager, nicht minder erbittert, wenn auch minder gefährlich, als ihn gleichzeitig die Mauern Aquilejas zu erdulden hatten. Balbinus versuchte anfangs persönlich Frieden zu stiften; doch seine junge Kaisergewalt schützte ihn selbst dem Volke gegenüber nicht vor Knüttelschlägen, und bald fand er es geratener, zu Hause zu bleiben und durch flehende Maueranschläge und freigiebige Amnestieversprechungen sich bei beiden streitenden Parteien lächerlich zu machen. So tobte erbittert der Kampf fort, bis endlich die Führer der Volksmasse auf den Gedanken kamen, die Wasserleitungsröhren, die ins Lager führten, abzuschneiden. Zur Verzweiflung getrieben,

machten die Veteranen einen zweiten Ausfall, schlugen nach hartem Streite ihre Gegner in die Stadt zurück, und als sie dort aus den Fenstern und von den Dächern herab mit Steinwürfen bedrängt wurden, steckten sie die Häuser in Brand, so dass ein grosser Teil Roms in Flammen aufging. Diese schreckliche Katastrophe, die ungezählten Menschen das Leben kostete, scheint endlich dem Strassenkampfe ein Ende gemacht zu haben; denn weiter hören wir nichts davon. Wahrscheinlich entschlossen sich beide Teile, endlich die Amnestie des Balbinus anzunehmen, und er hatte schwerlich den Mut, sie zurückzuziehen und mit den erforderlichen Strafen vorzugehen.

Eine kurze Zeit hatte Rom in Ruhe, aber in banger Erwartung des Kommenden gelebt, als die Nachricht von dem Tode der Maximine es in einen Rausch des Jubels und der Festlichkeiten stürzte. Bald kehrte auch im Triumphe Maximus zurück, umgeben von den Prätorianern, die jetzt, da Keiner die hochfliegenden Pläne des Ermordeten für die Eroberung Germaniens fortführen wollte, in ihr verlassenes Lager zurückkehren durften. Dass der Aufenthalt dieser Truppen in Rom für ihn nicht ohne Gefahr war, konnte Maximus freilich nicht verborgen sein, und eben deswegen führte er auch das germanische Hilfskorps mit sich, das ihm von seiner Statthalterschaft am Rheine her noch eine treue Anhänglichkeit bewahrte und seiner Person einen sicheren Schutz zu gewähren schien. Einen Schutz und zugleich ein Übergewicht, denn darum handelte es sich schon zwischen den zwei Erwählten des Senats. Während des Krieges war Maximus der Herr der Situation gewesen; nun da der Friede zurückgekehrt war, erinnerte man sich seiner niederen Herkunft und mässigen Bildung, und der Stern des feinen, vornehmen Balbinus war im

Steigen. Das kollegialische Regiment, das dem weisen Senat als eine so glorreiche Erfindung erchienen war, wollte sich nicht bewähren. Noch keine Woche hatten die Kaiser zusammen auf dem palatinischen Berge residiert, als sich schon bittere Zwistigkeiten zwischen ihnen erhoben.

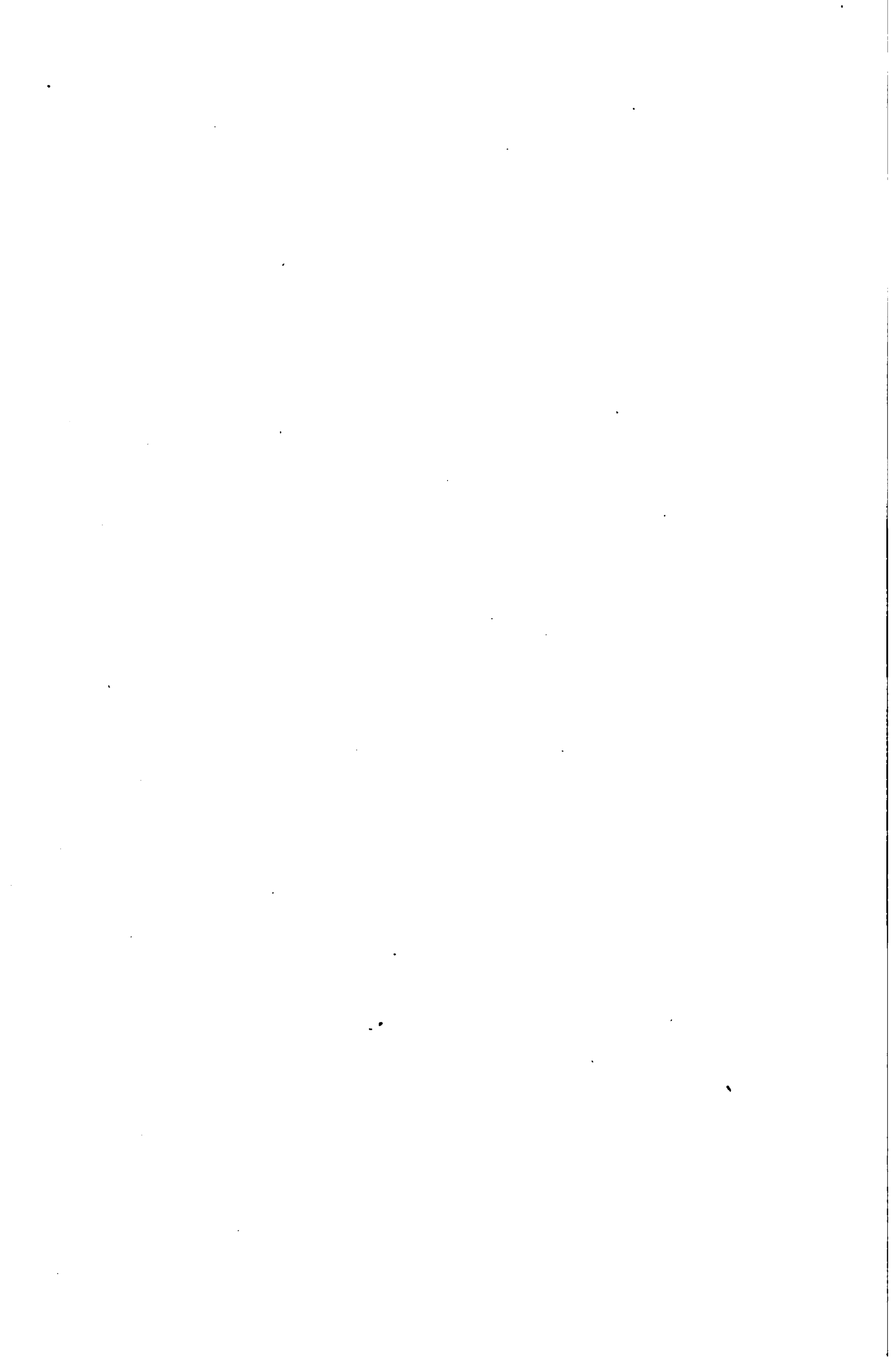
Unterdessen waren die heimgekehrten Prätorianer in Verkehr mit ihren zurückgelassenen Kameraden getreten. Waren sie schon vorher trotz der empfangenen Geldgeschenke das bittere Gefühl der Besiegten nicht losgeworden, so verwandelte es sich jetzt durch die Erzählungen von dem Vorgefallenen in Erbitterung gegen Volk und Senat, die sich auf die Erwählten derselben konzentrierte. Rühmten doch die Akklamationen, mit denen Maximus bei seinem Einzuge begrüsst worden war und die sich auf Plätzen und Theatern noch oft wiederholten, an ihnen vor allem die Senatswahl und ergossen Schimpf und Spott über die Militärwahlen der früheren Jahre, aus denen ein Elagabal und Maximin hervorgegangen waren. Überdies bildeten die fremden gallischen Krieger, die man jetzt gaffend und staunend durch die Strassen der Weltstadt gehen sah, einen Gegenstand des Schreckens und des Misstrauens. Der Soldat erinnerte sich noch wohl, wie einst Septimius Severus die Prätorianer mit seinen Provinzialtruppen umzingelt hatte, um sie schimpflich zu entlassen, und warum sollte man den Senatskaisern nicht dasselbe zutrauen? So war der Brennstoff angehäuft, um bald in lichten Flammen aufzugehen.

Maximus mochte kaum seit einer Woche in Rom sein, als wahrscheinlich am 22. Juli die Kapitolinischen Wettkämpfe das Volk in den Theatern versammelt hielten und die Strassen verhältnismässig menschenleer waren. Da wurde im Kaiserpalaste gemeldet, dass die

prätorianischen Kohorten in drohender Haltung heranzögen. Maximus wollte eiligst seine Gallier alarmieren lassen, doch Balbinus, der diese Leibgarde seines Nebenbuhlers stets mit misstrauischen Augen angesehen hatte, witterte Verrat und widersetzte sich. Nach dem Prinzip der Kollegialität behielt der Verbietende Recht; noch lagen die Kaiser in Streit, als schon die wütende Soldateska die Thore des Palastes stürmte. Die Greise wurden aus ihren Gemächern gerissen und unter schmählichen Misshandlungen durch die Strassen geschleppt; die erbitterten Söldner wollten ihnen nicht einmal den Tod gönnen, und erst die Nachricht, dass die Gallier heranrückten, machte ihren Leiden ein Ende. Ein Kampf war jetzt gegenstandslos geworden; als der einzige vorhandene Kandidat wurde der Knabe Gordian von den Garden zum Augustus ausgerufen, und die germanischen Truppen hatten keinen Grund zu widersprechen.

So waren in vier Monaten sechs Cäsaren gestürzt und fünf erhoben worden. Der kurze Triumph des Senats war mit dem Brande der halben Stadt und grauenvollen Massenmorden bezahlt, und wieder war man auf die alte Rolle zurückgekommen, zur Wahl des Heeres einfach ja zu sagen. Es war der letzte Versuch der römischen Adelsversammlung, ihr altes Recht zu behaupten. Als ein halbes Jahrhundert später das Heer selbst den Senat um einen Kaiser bat, zauderte er Monate lang, ehe er die gefährliche Ehre annahm, und wie der Ausgang zeigte, hatte er nicht ohne Grund gezaudert. Schon das Reich des Cäsar und Augustus war eine Militärmonarchie gewesen trotz ihrer bürgerlichen Formen: jetzt hatte man auch diese weggeworfen und das Recht des Soldaten, durch seinen Erwählten Rom zu beherrschen, war hinfort unbestritten anerkannt.

Zeitphrasen.



Wohl klingen Schmeicheleien Jedem lieblich ins Ohr; doch nach dem Gesetze des Kontrastes haben die Meisten es auch nicht minder gern, wenn ihnen einmal mächtig ins Gewissen gedonnert wird. Tritt ein Prediger, dem es mit seiner Sache heiliger Ernst ist, auf den Markt und ruft das uralte Wort: „Thut Busse und bekehret euch!“ aufs Neue in die Welt hinaus, so kann er sicher sein, eine gläubige und begeisterte Gemeinde zu finden. Ein solcher Prediger ist der anonyme „Deutsche“, der uns neuerdings mit dem seltsamen Buche „Rembrandt als Erzieher“ beschenkt hat. Wie alle Propheten dieser Art, ist auch er von der schmerzlichen Überzeugung durchglüht, dass sein Vaterland in die Sünde wider den heiligen Geist, die aller Sünden schwerste ist, tief versunken sei; auch er sieht das Reich Gottes nahe herbeikommen und hofft seinen Sieg durch diese Bussrede beschleunigen zu können. Da was er sagt, ihm aus dem tiefsten Herzen kommt, findet es den Weg zum Herzen. So kann es nicht fehlen, dass auch zu seinen Füssen eine andächtige Menge sitzt und zerknirscht seinen Worten lauscht. Daher der beispiellose Erfolg des Buches. Denn wann hat man es sonst in Deutschland erlebt, dass eine Schrift, die weder politische Broschüre noch Sensationsroman ist, es in weniger als zwei Jahren bis zur fünfunddreissigsten Auflage bringt!

Aber diese Wirkung hat noch einen zweiten Grund. Der Verfasser ist der ehrlichen Überzeugung, sich gegen seine Zeit zu stemmen und sie zur Umkehr zu drängen auf ihren falschen Wegen; thatsächlich aber schwimmt

er mit dem Strome der Zeit und prägt nur dasjenige, was Unzählige mehr oder weniger deutlich empfinden, in die Form derb schlagender Aphorismen. Jeder Leser wird sich durch einzelne Paradoxen zum Widerspruche gereizt fühlen; die Mehrzahl aber begleitet gewiss die meisten Sätze mit dem wohlbekannten: „Das hab' ich längst gesagt oder sagen wollen!“ Und gerade darin liegt die Bedeutung des Buches, dass es so Vielen aus dem Herzen geschrieben ist. Stimmungen und Meinungen, die vereinzelt bald in der Tagespresse, bald in den Parlamenten, bald selbst in den Verfügungen der Regierung zu Tage getreten sind, werden hier zusammenfassend in ein System gebracht, und dieses ist um so wirksamer, weil es die pedantische Form des Systems äusserlich vermeidet.

Ich habe nicht die Absicht, das Buch zum hundertstenmale zu kritisieren oder gar über den „heimlichen Kaiser“ und andere Wunderlichkeiten einen wohlfeilen Spott zu ergiessen. Nicht dasjenige soll uns hier beschäftigen, worin der Verfasser neu und eigentümlich ist — denn diese Dinge gleiten auch ohne Widerlegung wirkungslos an dem Leser ab —, sondern dasjenige, was bei ihm die herrschende Tagesmeinung widerspiegelt. Dass sein Buch so ungeheures Aufsehen gemacht hat, ist eben der schlagendste Beweis dafür, wie verbreitet die Irrtümer sind, welche es verkündet. Immer wieder nachgesprochene Phrasen, die unsere Auffassung von uns selbst und unserer Zeit verfälschen, uns die Freude an den Fortschritten unserer Kunst und Wissenschaft verkümmerm und unsere geistige Entwicklung auf falsche Bahnen zu leiten drohen, haben durch ihn ihre schärfste und geistvollste Ausprägung gefunden, und solche Phrasen sind eine Macht, gegen die ein ernstes Ankämpfen keineswegs überflüssig erscheint. Unser Angriff richtet sich

also gegen jenen namenlosen Deutschen, nicht insofern er selbst ein wunderlicher Kauz ist, sondern insofern er unzählige Deutsche, und darunter nicht die schlechtesten, für uns repräsentiert.

Ihm erscheint der deutsche Professor als der Gottseibeiuns, in dem sich das böse Prinzip verkörpert; sein Spezialismus, seine dürre Verstandeskultur soll die jetzige Generation zu Grunde gerichtet haben. Man wird es einem Angehörigen dieser verruchten Menschenklasse wohl verzeihen, wenn er ein wenig *pro domo* redet und deshalb die Frage nach dem Verhältnis von Kunst und Wissenschaft zum Mittelpunkte seiner Erörterungen macht. Man fürchte nicht, dass ihn sein Stand zur Ungerechtigkeit gegen die erstere verleiten könne. Denn die Beschäftigung mit der Kunst ist ihm immer die angenehmste Ausfüllung seiner Mussestunden gewesen, und es ist ja wohlbekannt, dass Jeder sein Luxusrösslein zum mindesten ebenso lieb hat wie den Gaul, der ihm sein Korn in die Scheuer fahren muss.

Erstes Kapitel.

Unser Epigonentum.

Das Buch beginnt mit einem Satze, der zugleich den Grundton seines gesamten Inhalts anschlägt: „Es ist nachgerade zum öffentlichen Geheimnis geworden, dass das geistige Leben des deutschen Volkes sich gegenwärtig in einem Zustande des langsamen, Einige meinen auch des rapiden Verfalles befindet.“

„Öffentlich“ ist dies freilich, denn alle Welt sagt es; ein „Geheimnis“ auch, denn kein Mensch kann es wissen. Buchstäblich also hat unser Deutscher Recht; doch wenn er dasjenige, was Jedermann behauptet, darum auch für eine unbestreitbare Thatsache hält, so ist er im Irrtum.

Schon Homer war der Meinung, dass seine Zeitgenossen im Vergleich zu ihren Ahnen ein tief herabgekommenes Geschlecht seien, und seitdem kehrt in jeder Epoche, über deren Ansichten und Stimmungen wir hinreichende Zeugnisse besitzen, ausnahmslos dieselbe Klage wieder. Nur das nächstliegende Beispiel aus unzähligen sei angeführt. Als Goethe und Schiller und mit ihnen die deutsche Dichtkunst auf ihrer Höhe standen, da jammerten Viele, dass die goldene Zeit der Literatur mit Klopstock, Gleim und Lessing zu Grabe getragen sei und nur noch ein ärmliches Epigonentum herrsche:

„Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!“

Dazwischen hört man zwar hin und wieder auch solche Urteile, wie das Wort Huttens: „Es ist eine Freude, in dieser Zeit geboren zu sein!“ Aber immer werden sie durch die Mehrheit niedergestimmt, wie das wahrscheinlich auch mir ergehen wird. Schon im siebenten Jahrhundert v. Chr. sang man daher in Griechenland die Mär, ursprünglich hätten die Völker gelebt ohne Schmerz und Laster; auf dies goldene Zeitalter sei das silberne gefolgt, dann das eherne, endlich das eiserne, jedes reicher an Sünde und Leid als das vorhergehende. Diese uralte Sage ist nur der logische Schluss aus der Beobachtung, dass, so weit das Gedächtnis zurückreichte, jede Generation behauptet hatte, zur Zeit ihrer Väter seien Welt und Menschen besser gewesen. Wer diesen ewig wiederholten Klagen naiven Glauben schenkte, musste natürlich zu der Anschauung gelangen, dass die glücklichste Zeit der Menschheit an ihrem ersten Anfang liege und ihre Entwicklung in stetig fortschreitender Degeneration bestehe. Noch im vorigen Jahrhundert hat Rousseau diesen Irrtum wiederholt und in ein System gebracht; Anklänge daran finden sich auch bei Schopenhauer; in der Hauptsache darf er aber doch wohl als überwunden gelten. Wir wissen also, dass jene Klage sehr oft ohne Grund erhoben ist; ohne Zweifel aber beruht die Täuschung, durch die sie hervorgerufen wurde und wird, auf einem Gesetz von derselben allgemeinen Gültigkeit, wie dasjenige ist, welches uns den Regenbogen oder die Fata Morgana vorgaukelt. Denn sonst würde sie uns nicht in der Kindheit der Völker ganz ebenso entgegentreten, wie auf ihren Höhepunkten und bei ihrem Niedergange. Zu glauben, wir befänden uns wirklich im Verfall, weil so Viele den Verfall der Zeit wahrzunehmen meinen, ist also nicht besser, als die Annahme wäre, mit Sonnenaufgang würden sämt-

liche Sterne vernichtet, weil sie bei Tage Keiner wahrnimmt.

Nichts Neues kann entstehen, ohne dass etwas Altes Platz machen müsste, und es gibt nichts Altes, an dem nicht viele Herzen hingen. Diese beklagen immer seinen Untergang und wollen nicht erkennen, dass der Ersatz gleichwertig oder gar besser ist. Zudem findet der Greis schon deshalb, dass in seiner Jugend Alles schöner gewesen sei, weil eben die Jugend selbst ihm damals alles verschönte. „Weil mein Fässlein trübe läuft, so geht die Welt auch auf die Neige," sagt der alt gewordene Mephistopheles. Die Greise aber sind es, welche zu allen Zeiten die öffentliche Meinung beherrschten; denn sie besitzen in Folge ihrer früheren Leistungen die Autorität, die sich der Jüngling erst erkämpfen soll.

Dazu kommt noch ein Zweites, das auch in der Jugend selbst jene Täuschung nur allzu leicht hervorruft. Wer in Berlin aus dem alten Museum in die Nationalgalerie hinübergeht oder in Dresden aus den unteren Stockwerken der Gemäldesammlung hinaufsteigt in die oberen, wo die modernen Bilder hängen, dem kommt es freilich vor, als trete er aus einer Gesellschaft von Fürsten und Königen hinaus in das leere Treiben der Gasse. Zwar erblickt er auch hier, in dem Gewühl verloren, hin und wieder ein vornehmes Gesicht; aber die Durchschnittshöhe der Leistungen ist so unendlich viel niedriger als bei den alten Meistern, dass man kaum umhin kann, seufzend an den Verfall der Kunst zu glauben. Gleichwohl wäre dies Urteil kein gerechtes, weil es nicht in Betracht zöge, in wie verschiedener Weise die Sammlungen alter und moderner Kunstwerke sich zu bilden pflegen. Auch zu Rembrandts Zeiten gab es mittelmässige und schlechte Maler in viel grösserer Zahl als gute; auch damals wurden einzelne von jenen sogar

hoch gefeiert, wie uns z. B. begeisterte Lobgedichte auf einen gewissen Pieter Lastman erhalten sind, den heute nur noch der Kunstgelehrte kennt. Aber die Jahrhunderte sind wie ein grosses Sieb, das die Spreu von dem Weizen sondert. Die schlechten Bilder, auch wenn sie ihrer Zeit geschätzt waren, erkennt man endlich als das, was sie sind, und vernachlässigt sie; so gehen sie unter oder werden in den Rumpelkammern der Antiquitätenhändler begraben; die guten dagegen hütet man, und das um so sorgsamer, je besser sie sind. Wo nicht, wie bei der Antike, der blinde Zufall waltet, ist daher das Erhaltene von den Schöpfungen vergangener Zeiten auch in der Regel das Beste, und von diesem Besten kommt das Allerbeste in die grossen Museen, während Privat- und Provinzialsammlungen sich meist mit den Stücken zweiten Ranges begnügen müssen. Auch die modernen Galerien werden mit Auswahl zusammengebracht; sie machen daher immer noch einen erfreulicheren Eindruck als irgend eine beliebige Kunstausstellung. Aber man wählt nach der Mode der Zeit, mitunter selbst nach persönlichen Motiven; die Sichtung ist also weder so unparteiisch noch so gründlich, wie sie durch die Jahrhunderte vollzogen wird. Überdies begnügt man sich in der Regel damit, wenn die bedeutendsten Künstler, deren Werke ja auch am kostspieligsten zu sein pflegen, durch einzelne Bilder vertreten sind, und sucht dafür möglichst viele geringere durch Ankäufe zu beglücken. Da nun die Genies zu keiner Zeit sehr gemein gewesen sind, muss auf diese Weise natürlich viel Mittelmässiges sich anhäufen. Die modernen Sammlungen zeigen uns also im besten Falle einen anständigen Durchschnitt des heutigen Kunstvermögens, während in den historischen Museen selbst die schwächeren Stücke noch ganz beträchtlich über dem Durchschnitt ihrer eigenen

Zeit stehen. Dass da der Vergleich für uns nicht günstig sein kann, liegt auf der Hand.

Ähnlich steht es auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Die Bücher haben ganz dasselbe Schicksal wie die Bilder; das Schlechte aus früheren Jahrhunderten ist mit wenigen Ausnahmen verschwunden, oder es modert unbekannt in den grossen Bibliotheken; nur das Beste wird noch gelesen und bestimmt das Urteil über die ganze Zeit. Und das Gleiche wiederholt sich bei den Menschen. Von der breiten Masse unserer Ahnen wissen wir äusserst wenig; nur über diejenigen besitzen wir genauere Kunde, welche ihr Bild den Tafeln der Geschichte eingeprägt haben, und begreiflicher Weise sind dies in der Mehrzahl die Grössten ihrer Epoche. Dagegen führt uns das tägliche Leben fast nur mit Mittelmässigkeiten zusammen. Unzählige gehen zu Grabe, ohne je mit einem Manne, den künftig die Geschichte nennen wird, auch nur ein Wort gewechselt zu haben. Der kleine Geist ist immer Epigone; denn wer nicht selbst erfinden kann, beschränkt sich eben notgedrungen darauf, nachzusagen und nachzumachen, was Grössere vor ihm gedacht und gethan haben; und was bedeutet Epigonentum denn anderes als Nachtreterei? Die wir aus unserer Zeit genauer kennen, sind also fast alle Epigonen; von denjenigen, welche uns aus früheren Zeiten bekannt werden, nur ein verhältnismässig geringer Teil: was Wunder, dass da Jeder seine eigene Epoche für eine Epigonenzeit hält? Dies aber haben auch die Athener des Perikles und die Holländer Rembrandts gethan, weil sie genau dieselben Erfahrungen machen mussten, wie wir heute.

Aber stehen nicht auch die Besten des heutigen Deutschland hinter ihren Vätern zurück? Nun, auf den Gebieten der Politik und des kriegerischen Ruhmes, der

Volkswirtschaft, Technik und Industrie wird dies auch unser Deutscher nicht behaupten; bleiben also Kunst und Wissenschaft. Dass Gottfried Keller nicht an Goethe heranreicht, unterliegt keinem Zweifel; auch dass Mommsen, den der Verfasser schmäht, weil er ihn nicht kennt, von Niebuhr überragt werde, kann man mit einigem guten Willen zugeben; meinethalben mag selbst Cornelius grösser sein als Menzel: was aber ist damit bewiesen? War nicht auch Sophokles grösser als Euripides, van Eyck grösser als Memling, Tizian als Paul Veronese, Rembrandt als Pieter de Hoogh, Goethe als Kleist, und wer möchte es dennoch wagen, Diese für schwächliche Epigonen von Jenen zu erklären? Wer dem geistigen Leben neue Gebiete erobert, ist niemals ein Epigone, mögen seine Kräfte auch schwächer, seine Erfolge minder gross sein, als die seiner Vorgänger, und keine Epoche hat zahlreichere Eroberungen dieser Art gesehen als die unsrige. Selbst dass ein Menzel hinter einem Rembrandt zurückstehe, halte ich nicht für absolut unzweifelhaft, obgleich es freilich mir und wahrscheinlich auch ihm selbst so scheint. Michelangelo, dem es wahrlich nicht an Selbstbewusstsein fehlte, schaute in tiefer Demut zur Antike empor, und doch war dasjenige, was sie für ihn vertrat, nicht die Parthenonskulpturen oder der Hermes des Praxiteles, sondern nur die schwache Nachahmerarbeit der römischen Kaiserzeit, die an seine eigenen Schöpfungen nicht entfernt heranreichte. So trügerisch ist der Maassstab, an dem wir unsere Grösse gegen die der Alten zu messen pflegen!

Doch vielleicht ist es eine Naturnotwendigkeit, dass es mit uns bergab und dann in immer reissenderer Schnelle zu Thal gehe. Zwar unser Deutscher sagt dies nicht; er ist im Gegenteil der Meinung, dass uns in Kurzem ein neuer Aufschwung bevorstehe. Aber

manchen ernsteren Geist von tieferer historischer Bildung hat dieser trübe Gedanke schon beschäftigt, und wohl ist er einer Erwägung wert. Wie der einzelne Mensch sich aus der Schwäche der Kindheit allmählich zur leiblichen und geistigen Vollkraft des Mannesalters erhebt und dann langsam in die zweite Kindheit eines matten Greisentums zurücksinkt, so, meint man, vollziehe sich auch die Entwicklung der Nationen, und das Schicksal der Griechen und Römer, der einzigen Völker, deren Geschichte wir in ihrem ganzen Verlaufe klar zu überblicken vermögen, scheint diese Ansicht zu bestätigen. Ihre gewaltige Lebenskraft hat sich in dem kurzen Zeitraum weniger Jahrhunderte erschöpft, während wir Deutschen schon auf eine zweitausendjährige Geschichte zurückblicken. Sollte man da nicht erwarten, dass auch bei unserer Nation sich die Alterserscheinungen endlich zu zeigen beginnen, und folglich die Klage, dass die Menschen schlechter würden, diesmal ausnahmsweise begründet sei?

Aber diese Vermutung beruht nur auf einem Analogieschluss, und ihr steht eine Theorie entgegen, die freilich noch nicht ganz bewiesen ist, aber doch eine sehr grosse Wahrscheinlichkeit besitzt und täglich neue Anhänger gewinnt; ich meine die Darwinsche. Bekanntlich geht sie von der Annahme aus, das die Individuen einer Gattung, die zum „Kampf ums Dasein“ schwächer gerüstet sind, in grösserem Prozentsatz früh hinsterben müssen als diejenigen, die sich besser den eigentümlichen Lebensbedingungen ihrer Art angepasst haben. Da die letzteren folglich zahlreichere Nachkommen hinterlassen und diese die Eigenschaften ihrer Eltern meist ererben, so muss in jeder folgenden Generation die Anzahl der vollkommener organisierten Lebewesen zunehmen, der Durchschnitt sich also stetig heben,

bis die minder vollkommenen ganz aussterben. Im Menschenleben wird der Kampf ums Dasein zwar durch Mitleid und gegenseitige Unterstützung sehr gemildert und so die „Naturauslese“ in ihrer Wirkung beschränkt, aber ganz hört sie doch nicht auf. Die Schöne und Kluge kann mit grösserer Wahrscheinlichkeit erwarten, dass ein Mann sie zur Ehe begehren wird, als die Hässliche und Dumme. Der Jüngling, welcher nicht die Fähigkeit besitzt, sich wenigstens eine bescheidene Stellung zu erringen, wird zwar vielleicht durch fremde Mildthätigkeit am Leben erhalten, aber er kann keine Familie gründen; er hinterlässt also höchstens uneheliche Nachkommen, und unter diesen ist die Sterblichkeit bekanntlich sehr viel höher als unter den legitimen. Die Ausnahmen, welche durch ererbten Reichtum und andere Momente ähnlicher Art hervorgerufen werden, sind im Verhältnis zur grossen Masse so wenig zahlreich, dass sie auf die Gesamtheit des Menschengeschlechtes nur einen verschwindenden Einfluss ausüben können. Und ein Mädchen, das nur um ihres Geldes willen geheiratet wird, bietet doch immer die Aussicht, dass sie mit dem Gelde auch die Eigenschaften, durch die ihre Vorfahren es erworben haben, auf ihre Nachkommen vererben wird. Dazu kommt, das Kinder von Trunkenbolden oder Leuten, die mit einer hereditären Krankheit belastet sind, entweder gar nicht lebensfähig oder doch sehr kurzlebig zu sein pflegen, und dass die Fürsorge der Eltern, die teils durch ihren Charakter, teils durch die Lebensstellung, zu der sie sich emporgearbeitet haben, bedingt wird, auf die grössere oder geringere Kindersterblichkeit von erheblichem Einfluss ist. So breitet sich der Same der Fürsorglichen, Klugen, Starken, Schönen immer weiter aus, und immer vollständiger werden die ganz Untauglichen ausgemerzt. Werden die Kinder den

Eltern ähnlich, wie dies ja Regel ist, so muss auch die Menschheit sich täglich vervollkommnen, und von einem Versinken in Altersschwäche kann nie die Rede sein.

Mit der Darwinschen Theorie wird leider sehr viel Spuck getrieben. Hält man doch in Frankreich, wenn ich Daudets neuestes Drama richtig verstanden habe, den brutalen Satz: „Der Starke frisst den Schwachen,“ für den Kernpunkt des ganzen Systems und meint demgemäss, jeden Missbrauch körperlicher oder geistiger Übermacht durch Darwin rechtfertigen zu können. Das Fremdwort *„struggle-for-lifeur“* ist sogar in die französische Sprache aufgenommen und bezeichnet hier einen Streber ohne Pflicht, Mitleid und Gewissen. Ein gröberes Missverständnis jener tiefsinnigen Lehre ist kaum denkbar. Wenn allein die Kraft und ihr rücksichtsloser Gebrauch im Kampf ums Dasein das Übergewicht verliehe, so wären noch heute alle Meere von den gewaltigen Sauriern bevölkert. Wisent und Bär, Wolf und Luchs sind die stärksten und streitbarsten Tiere Europas; gerade darum aber werden sie in absehbarer Zeit bei uns völlig ausgerottet sein, während die Zahl der Mäuse und Spatzen immer zunimmt oder sich doch nicht verringert. Nicht auf die Kraft also kommt es an, sondern darauf, dass das Individuum diejenigen Eigenschaften, welche den Lebensbedingungen seiner Gattung am besten entsprechen, möglichst vollkommen in sich ausbilde. Wäre eine Maus grösser und kühner als ihre Genossinnen, so würde sie aller Wahrscheinlichkeit nach zuerst von der Katze gefressen; denn Kleinheit und Ängstlichkeit sind es eben, wodurch sich die Mäuse vor ihren Verfolgern schützen. Die specifische Eigenschaft, welche die Kraft des Menschen im Kampf ums Dasein ausmacht, ist seine Vergesellschaftung, das bewusste Zusammenwirken Vieler für gemeinsame Zwecke. Selbst gegen einen zornigen

Hirsch wäre der Einzelne machtlos, wenn er nicht eine Waffe besässe, die andere Köpfe für ihn erfunden, andere Hände für ihn geschmiedet haben. Die Vervollkommnung des Menschen im Darwinschen Sinne muss also nach der Richtung hin fortschreiten, dass sich das Individuum immer vollständiger den Zwecken der Gesellschaft unterwirft, dass es die Arbeit seiner Mitmenschen immer besser ausnutzen lernt, zugleich aber auch seine eigene Thätigkeit immer unbeschränkter dem Ganzen zur Verfügung stellt. Wer Darwin richtig versteht, wird seine Rüstung im Kampf ums Dasein darin finden, dass er den Egoismus in sich zu Gunsten der Gesamtheit möglichst unterdrückt, weil in dieser Gesamtheit die eigentümliche Stärke seiner Gattung liegt.

Wer die Triebe des Eigenwillens rücksichtslos walten lässt, Zucht, Ehre und Sitte gering achtet und die Fesseln, in die ihn die Gesellschaft einschliesst, um sich selbst zu schützen, frech zerreisst, den stösst sie bald aus ihrer Mitte. Das Weib verfällt der Schande, der Mann dem Zuchthaus oder dem Galgen; Nachkommen hinterlassen beide nur in verschwindender Zahl, und diese folgen meist den Bahnen ihrer Eltern und werden, wie sie, früh ausgemerzt. Um Kinder gross zu ziehen, ist die Vorbedingung, dass man sich „eine Stellung gründe", mit anderen Worten, dass man der Mitwelt sein Dasein in irgend einer Weise nützlich oder angenehm mache und durch Gegenseitigkeit ihre Unterstützung verdiene. Indem so die gänzlich unbrauchbaren Elemente der Menschheit immer wieder ausgetilgt wurden — und das zwar in früheren Epochen noch mitleidsloser als heute —, muss die Naturauslese im Laufe der Jahrhunderte dahin gewirkt haben, das namentlich diejenigen Tugenden, welche der Selbstsucht entgegenstehen, die gegenseitige Hilfe befördern und das Zusammenwirken erleichtern, stärker

im Einzelnen und allgemeiner in der Gesamtheit geworden sind. Als solche dürften in erster Linie zu nennen sein: Mitleid, Ehrlichkeit, Uneigennützigkeit. Und wirklich lässt es sich nachweisen, dass die Menschheit nach allen diesen Richtungen hin sehr bedeutende Fortschritte gemacht hat.

Wie sehr Mitleid und Menschlichkeit an Kraft gewonnen haben, zeigt sich am deutlichsten in der veränderten Art der Kriegführung. In demjenigen Zeitalter, das uns die Homerischen Gedichte schildern, verstand es sich ganz von selbst, dass in jeder eroberten Stadt die Männer hingeschlachtet, Weiber und Kinder zu Sklaven gemacht wurden. Als Griechenland in das volle Licht der Geschichte tritt, hat dies rohe Verfahren zwar noch nicht aufgehört; aber nur gegen Barbaren findet es unbeschränkte Anwendung; gegen eine Stadt gleicher Nationalität nur dann, wenn der Zorn des Siegers durch aussergewöhnliche Umstände ganz besonders schwer gereizt worden ist. Auch bei den Römern gilt es als Rechtssatz, dass der Unterworfene zum Sklaven wird; aber sehr selten bringt man dieses Prinzip zur thatsächlichen Anwendung, sondern meist wird dem Besiegten gestattet, sich durch eine Kopfsteuer die persönliche Freiheit zu erkaufen. Das Hinmetzeln und Verknechten ganzer Stadtbevölkerungen erscheint jetzt als eine seltene Ausnahme. Im Mittelalter hört das Sklavenmachen ganz auf, und das Morden wird mehr und mehr beschränkt; an seine Stelle tritt ein gründliches Plündern, das bis zum Ende des dreissigjährigen Krieges die Regel bleibt, dann allmählich auch zur Ausnahme wird. Heute endlich betrachtet jede civilisierte Armee es als eine Schmach, wenn aus ihrer Mitte dem friedlichen Bürger in Feindesland irgend eine Kränkung widerfährt.

Dass Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit gegenwärtig sehr viel weiter verbreitet sind als in früheren Zeiten, beweist am schlagendsten das überschwängliche Lob, das Männern wie Aristides oder Fabricius von den Alten gespendet wird, nur weil sie weder die öffentlichen Kassen bestahlen noch sich bestechen liessen. Wer dies heutzutage thut, gilt für einen Schurken, nicht aber, wer es unterlässt, für einen bewundernswerten Tugendhelden.

Fast in jeder anderen Beziehung ist die Vervollkommnung der Menschheit nicht minder bemerkbar; doch würde es uns zu weit führen, wenn wir noch mehr Einzelheiten häufen wollten. Nur mag in aller Kürze noch auf die bekannte Thatsache hingewiesen werden, dass die mittelalterlichen Rüstungen, die in unseren Museen aufbewahrt werden, für moderne Menschen meist zu klein und eng sind. Also auch körperlich überragen wir unsere Vorväter, wenn gleich ihre Muskulatur durch die steten Waffenübungen vielleicht besser ausgebildet war.

Aber beweist dies mehr, als dass wir uns zeitweilig über jene erhoben haben? Wäre es nicht trotzdem möglich, dass auch uns ein neues Sinken bevorsteht, ja dass es vielleicht schon begonnen hat? Die Darwinsche Theorie mag ganz hübsch und tröstlich klingen; unhaltbar bliebe sie doch, wenn die Thatsachen, die uns die Geschichte des Altertums lehrt, damit nicht übereinstimmten. Aber meines Erachtens widersprechen sie ihr keineswegs; was man das Altern der antiken Welt nennt, gehört vielmehr zu denjenigen Ausnahmen, welche die Regel nur bestätigen.

Man erinnere sich, wie zahllos die Revolutionen und Bürgerkriege waren, die fast jeden antiken Staat, vor allen aber das gewaltige Rom, heimgesucht haben. Jedesmal wütete die siegende Partei mit Henkerbeil und Mordstahl wider ihre Gegner, und da sie sich nach

kurzer Zeit immer wieder in die unterliegende verwandelte, so wurden Aristokraten und Demokraten gleichmässig decimiert. Nun trafen aber jene Morde namentlich die Führer der Bewegung, und diese zwar im weitesten Sinne, da oft Hunderte und Tausende hingeschlachtet wurden. Nur wer ganz ungefährlich schien oder sich schlau zwischen den Parteien hindurchzudrücken wusste, konnte sein Leben retten. So fiel jeder, der sich geistig über die Menge erhob, jeder, der den Willen und die Kraft hatte, im Staate etwas vorzustellen; was übrig blieb, war die Masse der Feigen, Schwachen und Unbedeutenden. Und nachdem in Rom die Zeit der Revolutionen zu Ende gegangen war, vollendete der Despotismus der Cäsaren ihr Werk. Als der Tyrann Periander den Thrasybul fragen liess, wie er am besten seine Herrschaft befestigen könne, da führte dieser den Boten auf ein Feld hinaus und hieb mit seinem Stabe alle Ähren ab, welche über die anderen hervorragten. Nach diesem Prinzip verfuhren auch die meisten der römischen Kaiser. Wer im Reiche Macht und Ansehn gewann, der gelangte in den Senat, und wer im Senate sein Haupt höher hob, als seine Kollegen, der musste es sicher bald auf den Block legen. Und wie sie selbst in Rom, so hausten ihre grausamen und bestechlichen Werkzeuge in den Provinzen. Und das Misstrauen des Herrschers, wie vorher die Wut der revolutionären Führer, raffte in der Regel nicht nur den Verdächtigen selbst, sondern auch dessen ganze Familie hin. Wurden seine Kinder auch nicht immer getötet, so stiess man sie doch durch die Konfiskation ihres Vermögens in die Hefe des Volkes hinab, wo sie, an andere Lebensansprüche gewöhnt, wohl meist zu Grunde gingen. So trat hier an die Stelle der Darwinschen Naturauslese eine Auslese anderer Art, die gerade die entgegengesetzte Wirkung üben musste. Die

Stärksten und Klügsten wurden mit ihrem ganzen Stamm ausgerottet; die Schwachen, Feigen und Erbärmlichen blieben übrig. Was Wunder, dass ihre Nachkommen ihnen glichen!

Ein zweites Moment, das die Verschlechterung der Rasse beschleunigte, ja vielleicht gar noch wirksamer war, als das erstgenannte, finden wir in der Sklaverei. Durch Kriege und Menschenjagden wurden ununterbrochen aus allen Ländern der alten Welt Gefangene zusammengeschleppt, um den Bedürfnissen oder Lüsten der herrschenden Völker zu fröhnen. Durch Freilassung traten sehr viele jener Unglücklichen in die Bürgerschaften ein, und infolge ihrer früheren Dienstbarkeit an Arbeit gewöhnt, zeigten sie sich ihren ehemaligen Herren im Kampf ums Dasein meist überlegen. Der Reichtum der Freigelassenen war in Rom beinahe sprüchwörtlich, und nicht anders wird es in den übrigen Städten gewesen sein. Semitisches und hamitisches, germanisches und iberisches Blut mischte sich so in unberechenbarer Menge mit dem italienischen und griechischen; aber die Kreuzung der Rassen erwies sich in diesem Falle nicht, wie man erwarten sollte, als heilsam. Denn kühne und freiheitliebende Männer vermochten die Sklaverei nicht zu ertragen; sie wurden zu gewohnheitsmässigen Ausreissern oder machten sich doch bei ihren Herren durch mürrisches und widerspenstiges Betragen unbeliebt. So gingen sie in harter, hoffnungsloser Arbeit unter; selbst die Vergünstigung, die in der Erlaubnis zu einer Sklavenehe lag, wurde ihnen selten zu teil. Auf Freilassung konnten sie niemals hoffen, so massenhaft diese auch geübt wurde; nur denjenigen gewährte man sie, welche die Dienstbarkeit freudig auf sich nahmen und den Launen der Gebieter zu schmeicheln wussten, vor allen den Kammerdienern und Kupplern, den Lustknaben

und Buhldirnen. Auf diese Weise floss einem Volke, dessen edle und freie Seelen immer wieder, erst durch Revolutionen, dann durch Tyrannenwillkür, hingerafft wurden, ein breiter Strom geborener Bedientenseelen zu, die sein geistiges Niveau natürlich nicht erhöhten.

Was das sogenannte Altern der antiken Welt in erster Linie charaktrisiert, ist der Verzicht auf jede geistige Neuschöpfung. Wohl gab es noch Philosophen und Dichter, Maler und Bildhauer; aber fast alle beschränkten sich darauf, die Vorbilder einer besseren Zeit immer elender nachzuäffen. Es ist dies nichts anderes, als erblich gewordener Knechtssinn; denn die wissenschaftliche und künstlerische Leistung ist mindestens ebenso sehr Sache des Charakters, wie des Geistes. Man wagte so wenig, sich gegen die Beispiele der Alten aufzulehnen, wie gegen die Befehle des Kaisers und seiner Werkzeuge; man verzichtete auf eigenes Denken, weil man auf eigenes Wollen hatte verzichten müssen.

Auch unserem Deutschland haben seine Religionskriege verhältnismässig nicht weniger Blut gekostet, als den Griechen und Römern ihre Revolutionen und Bürgerkriege. Aber bei uns wüteten Schwert und Feuer unterschiedslos; der Kühne, Starke und Besonnene hatte sogar die besseren Aussichten, sein Leben zu erhalten. Die Naturauslese wurde also nicht in ihr Gegenteil verkehrt; sie wirkte vielmehr noch energischer, als in ruhigen Zeiten. Die Folge war, dass die kurzen zwei Jahrhunderte, die seit den Verwüstungen des dreissigjährigen Krieges verflossen sind, uns einen Aufschwung gebracht haben, dem keine Nation Europas etwas ähnliches an die Seite stellen kann. Spanien hat durch die Scheiterhaufen der Inquisition, Frankreich durch die Guillotine seiner „glorreichen Revolution“ viel weniger Menschenleben, aber viel mehr geistige Kraft verloren; doch war

hier das Morden weder so mitleidslos noch so oft wiederholt, wie in den antiken Staaten. Die Hoffnung ist daher nicht ausgeschlossen, dass sich der Verlust im Laufe der Zeit ersetzen wird.

Wer an Darwin glaubt, kann also niemals zugeben, dass eine Nation unter normalen Verhältnissen in Verfall geraten könne, ausser wenn sie sich in ihrer Gesamtheit zum siegreichen Durchfechten des Daseinskampfes untauglich erweist und dann auch in ihrer Kopfzahl allmählich zusammenschwindet, wie das bei den amerikanischen Rothäuten und einigen anderen wilden Stämmen der Fall ist. Aber auch wer jenen Glauben nicht teilt, sollte sich doch sehr besinnen, ehe er von dem Niedergange seines Volkes redet. Dass es niemals mit uns bergab gehen wird, ist zwar noch unerprobte Theorie; dass aber nie ein Sterblicher imstande war, sicher zu erkennen, ob er selbst und seine Zeitgenossen sich in auf- oder absteigender Richtung bewegten, das ist erprobt und völlig unzweifelhaft. Den Höhepunkt einer mannigfach gekrümmten Linie kann eben nur derjenige bestimmen, welcher sie in ihrer ganzen Länge übersieht, d. h. die ferne Nachwelt. Wenn man einen Alpengipfel besteigt, geht es nicht immer steil bergan; zeitweilig wandert man auf ebenem Boden, senkt sich hin und wieder wohl auch ein wenig abwärts und kommt damit doch der Spitze immer näher. Ganz ebenso erheben sich die Völker zu den Gipfeln ihrer Kultur, nur mit dem Unterschiede, dass ihnen das Ziel nicht klar vor Augen liegt und dass sie immer ansteigenden Boden vor sich behalten. Tritt ein Sinken ein, wie jetzt in unserer schönen Literatur, so kann dies ebensowohl der Beginn des Abstiegs, wie der Übergang zu noch luftigeren Höhen sein. Nachdem die Kunstrichtung der Van Eycks in Quentin Massys ihren glänzenden Abschluss gefunden

hatte, wendeten sich die Niederländer einer öden Nachahmung der Italiener zu, die zu ihrer Eigenart in unlösbarem Widerspruche zu stehen schien. Wer damals, ohne selbst durch die Mode verblendet zu sein, die Entwicklung der Malerei betrachtete, musste die Mabuse und Orley für Nachtreter des Lionardo halten; wir, die wir einen weiteren Zeitraum überschauen, werden in ihnen viel eher Vorläufer des Rubens sehen, in dem sich die Verbindung italienischer Komposition und Formenschönheit mit niederländischer Naturfreude und Farbenpracht, die jene vergeblich angestrebt hatten, zu wunderbarer Harmonie vollzog. Dieselbe Bahn, auf der jeder Verständige den Mabuse zur Umkehr ermahnt hätte, sollte in ihrer kühnen und unentwegten Fortsetzung zur Antwerpener Kreuzabnahme führen. Man hüte sich daher, leichtsinnig von unserem Epigonentum zu reden, und raube der Jugend nicht durch dies niederdrückende Wort die frohe Zuversicht, dass sie es noch weiter bringen könne, als unseren grossen Vätern vergönnt war.

Zweites Kapitel.

Individualität und Volkstümlichkeit.

Unser Deutscher verlangt, dass die Kunst individuell sei; zugleich aber auch, dass sie nicht nur dem Genuss der Kenner und Feinschmecker diene, sondern ihre Wirkung über die breiten Massen des Volkes ausdehne. Beides erscheint auch uns natürlich sehr wünschenswert; es fragt sich nur, wie weit es vereinbar ist. Die Antwort muss die Erfahrung geben; hören wir also, was sie über die Volkstümlichkeit jeder einzelnen Kunst zu berichten weiss.

Unter den Malern der alten Zeit ist keiner so populär wie Rafael. Tritt man in die gute Stube eines behäbigen Bürgerhauses, so kann man fast mit Sicherheit darauf rechnen, über dem Sofa die Sixtinische Madonna zu erblicken. Selbst in den Bauernhütten sieht man sie häufig in Holzschnitt oder Farbendruck: sie ist das beliebteste und bekannteste Bild, das überhaupt existiert. Aber auch von der Madonna mit dem Sessel und mit dem Fisch, von der Kreuztragung und der Vermählung Mariä wird man Nachbildungen häufiger begegnen, als von irgend einem Werk irgend eines anderen Meisters. Gäbe es eine Statistik des Kunsthandels, so würde sie wahrscheinlich lehren, dass Photographien und Kupferstiche nach Rafael in grösserer Zahl verkauft werden, als nach allen übrigen Künstlern der früheren Jahrhunderte zusammengenommen. Und doch ist er der wenigst individuelle von allen Malern, welche die Kunstgeschichte

an hervorragender Stelle nennt. Die Werke seiner frühesten Jugend lassen sich von denen des Perugino kaum unterscheiden; die Porträts seiner Florentiner Zeit ahmen in Haltung und Auffassung Lionardos Gioconda nach; die Madonna mit dem Baldachin könnte man fast für einen Fra Bartolommeo halten; bei dem Violinspieler ist es noch jetzt streitig, ob er nicht vielleicht dem Sebastiano del Piombo angehöre; die Sibyllen, der Heliodor und der Borgobrand sind ganz im Stile Michelangelos gehalten, und in den Werken, in denen Rafael am meisten als er selbst erscheint, besteht seine Eigenart doch kaum in etwas anderem, als in der glücklichsten Verschmelzung und feinsten Ausgleichung aller der Einflüsse, denen er sich sonst einzeln hingegeben hatte. Man kann ihn, wenn man will, einen Epigonen nennen, denn kein nahmhafter Künstler war in höherem Grade Nachahmer; doch besitzt er die beispiellose Eigenschaft, dass er seine Originale, ohne sie gar zu sehr zu verändern, in der Kopie fast immer erhöht und verschönt. Er ist ein verklärter Perugino, ein durchgeistigter Fra Bartolommeo, ein veredelter Sebastiano, ein gemilderter Michelangelo; Lionardo ist der einzige, den er nicht nachahmend zu übertreffen vermochte. Dürer und Rembrandt waren viel originellere Geister, ja vielleicht die individuellsten Künstler aller Zeiten, aber populär sind sie keineswegs. Wo man an der Wand Nachbildungen ihrer Werke hängen sieht, da wird eine feine Nase immer etwas von dem „Leichengeruch der Kennerschaft“ im Hause wittern. Und wie steht es mit den modernen Malern? Nicht die von kraftvoller Eigenart, eine Cornelius, ein Menzel oder Böcklin sind die Lieblinge des Publikums, sondern Kaulbach und Thumann, Plockhorst und Pfannschmidt, Meyerheim und Dieffenbach prangen an allen Wänden oder bedecken in Prachtmappen die

Tische unserer Salons. Man hänge einmal Rembrandts lachende Saskia und eines jener fadschönen Frauenköpfchen, wie sie Paul Thumann zu fertigen pflegt, nebeneinander und frage dann ein unschuldiges Gemüt, das von keiner Art der Kennerschaft angekränkelt ist, welches Bild ihm besser gefalle: wer kann zweifeln, wie die Antwort lauten wird?

Was die Plastik zum Schmucke unserer Wohnräume beiträgt, beschränkt sich fast ganz auf Abgüsse nach der Antike und nach ihrem treuesten und wenigst originellen Nachahmer, Thorwaldsen. Die Meister, welche nicht ein allgemeines Schönheitsideal typisch wiederholt, sondern die Glut ihrer eigenen Seele in die Bronze oder den Marmor ergossen haben, Donatello, Verrocchio, selbst Michelangelo, sind der Masse der Gebildeten kaum dem Namen nach bekannt.

Von der Architektur rede ich nicht; denn wer Bauwerke betrachtet und bewundert, der thut es meist nach dem Bädecker, d. h. nach dem Urteil von dessen kunstverständigen Mitarbeitern. Volkstümlich ist diese Kunst überhaupt nicht. Desto mehr die Musik; aber wer hätte je Melodien des individuellsten Tondichters, Beethoven, auf der Drehorgel spielen oder auf der Strasse von einem Vorübergehenden pfeifen gehört? Populärer sind Wagner und Schubert, noch mehr Haydn, Mozart, Weber, am meisten Auber, Verdy und — Offenbach. Die Wirkung ins Breite steht also genau im umgekehrten Verhältnis zur Entwicklung der Eigenart.

Und ist es in der Poesie etwa anders? War Goethe jemals populär? Welches seiner Lieder ist so in aller Munde, wie Heines Lorelei oder auch Rudolf Baumbachs Lindenwirtin? Freilich thut es ihm Abbruch, dass er gerade von Beethoven komponiert ist, nicht von Silcher oder Mendelssohn. Aber auch von seinen Dramen

wird keines so sehr beklatscht wie etwa Wildenbruchs Quitzows, von seinen Romanen keiner so viel gelesen wie Ebers Königstochter. „Verstand ist stets bei Wenigen gewesen“ und ebenso Kunstverständnis. Die Lebensäusserungen grosser Individualitäten nachzuempfinden, ist wahrlich nicht Sache der Masse, und dies liegt nicht etwa an der „falschen Bildung“ unserer Zeit, über die man so viel zu klagen pflegt, sondern es ist im Wesen der Kunst aufs tiefste begründet.

Man hört es oft, und auch unser Deutscher wiederholt es in mannigfachen Variationen, dass die Dichter die Lehrer ihrer Nation seien. Wie falsch dieser Satz ist, hätte jeder von uns an seinem eigenen Verhältnis zum „Faust“ beobachten können. Da wir ihn als Knaben zuerst in die Hand bekamen, glitt all seine Poesie wirkungslos an uns ab, wie Wasser von der Ente. Theodor Körner, dessen heroischen Tiraden wir zu folgen vermochten, schien uns ein viel grösserer Dichter als Goethe zu sein. Dann liebten wir unsere erste Liebe, und Gretchen ward für uns lebendig; wir machten unseren ersten Katzenjammer durch und verstanden jetzt Siebel und Brander. Wir kamen auf die Universität, hörten Collegium logicum und metaphysicum und hatten nun unsere innigste Freude an dem Schülergespräch. Wir suchten in die Wissenschaft tiefer einzudringen; bei dem Gewirre der sich widersprechenden Hypothesen war's auch uns, „als ging uns ein Mühlrad im Kopf herum“; wir strebten mit jugendlicher Heftigkeit, uns durch sie hindurch zur Gewissheit hinzuringen, und wollten fast verzagen, als wir uns überall von unübersteiglichen Schranken der Erkenntnis eingeengt fanden: da ging uns die gewaltige Tragik der Faust-Monologe auf. Wir werden älter, fühlen in uns Genussfreude und Entwicklungsfähigkeit langsam versiegen, und nun erst

können wir den schmerzlichen Seufzer nachempfinden:

So gieb auch mir die Zeiten wieder,
Da ich noch selbst im Werden war.

Endlich sind wir alt; die naseweise Jugend, die alles besser wissen will, ärgert und beleidigt uns, und wir lachen herzlich über ihre Verkörperung im Baccalaureus. Also für dasjenige Alter, welches am lernbegierigsten und lernfähigsten ist, bleibt der Faust ein leerer Wortschwall; nur der Greis, der nicht viel mehr lernen kann, vermag ihn ganz zu geniessen. Ist der ein Lehrer, der nicht zu den Werdenden, sondern zu den Fertigen redet?

Soweit das Kunstwerk uns etwas Neues bietet, was wir erst lernen sollen, macht es uns niemals Freude; nur wenn es uns von demjenigen erzählt, was wir schon selbst empfunden und erfahren haben, wird es für uns lebendig. Dies ist z. B. auch der Grund, warum exotische Landschaften uns wohl durch ihre Fremdartigkeit interessieren, aber niemals im Bilde so tief innerlich ergreifen können, wie die wohlbekannten Fluren unserer Heimat. Der Künstler ist also nicht der Lehrer, sondern „der Mund des Volkes.“ „Wenn der Mensch verstummt in seiner Qual, gab ihm ein Gott zu sagen, was er leidet“, und da sein Leiden von Tausenden tausendfach verschieden, aber immer ähnlich geteilt wird, so spricht er auch für diese das befreiende Wort. Er sagt ihnen nur, was sie selbst gern sagen möchten; doch indem er ihnen den Ausdruck für ihr Empfinden schafft, nach dem sie vergeblich gerungen haben, wird er zum Wohlthäter der Menschheit. Denn erst wenn man sein Denken oder Fühlen in eine klare Form gebracht sieht, ist man darüber Herr geworden.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, dass scharf ausge-

prägte Individualität des Künstlers für die Wirkung seines Schaffens nicht notwendig, ja sogar teilweise hinderlich ist. Denn mit je grösserem Rechte er, wie Richard III., von sich sagen kann: „Ich bin ich selbst allein", desto weniger verwandte Saiten wird er in der Brust der übrigen Menschen anschlagen. Man muss sehen können, wie Rembrandt sah, und fühlen, wie Goethe fühlte, um Goethe und Rembrandt zu geniessen. Diejenigen Künstler, welche zu ihrer Zeit die volkstümlichsten waren und durch die Jahrtausende hindurch immer ihre Geltung bewahrt haben, Homer, Sophokles, Praxiteles, sind daher nicht individuell, sondern typisch. Auch von Shakespeare könnte man dies sagen, nicht was seine Dichtung, wohl aber was seine Person betrifft. Denn jede kräftige Individualität ist mehr oder weniger exklusiv; anderen Individualitäten gegenüber, die ihr antipathisch sind, wird sie sich ablehnend verhalten; selbst das Verständnis für gewisse Charaktere muss ihr fehlen. Wer mit so schauerlicher, fast möchte man sagen herzloser Gelassenheit jeder denkbaren Art von Menschen gerecht zu werden weiss, wie Shakespeare, der kann selbst kein individuell ausgeprägter Mensch gewesen sein. Ich denke ihn mir als eine weiche, schmiegsame Natur, höchst empfindlich für jeden Eindruck der Aussenwelt, aber kaum imstande, anders darauf zu reagieren, als indem er ihn in poetische Form brachte. Sehr mit Unrecht setzt ihn daher unser Deutscher immer wieder in Parallele zu Rembrandt. Ich kann zwischen dem subjektivsten aller Maler und dem objektivsten aller Dichter nichts Verwandtes finden, ausser dass beide die Natur zu sehen verstanden.

Darin freilich hat der Verfasser ganz recht, wenn er in Rembrandt das einzig erstrebenswerte Künstlerideal für unsere Zeit erblickt, aber wohlbemerkt nur für unsere Zeit. An sich steht die typische Kunst vielleicht

noch höher als die individuelle, weil der Kreis ihrer Wirkung ein weiterer ist. Doch „was der ganzen Menschheit zugeteilt ist," das hat seit Jahrtausenden viele tausendmal klassischen Ausdruck gefunden. Wer nichts anderes zu sagen hat, als das, der kann es kaum noch in einer Form sagen, die nicht schon hundertmal dagewesen wäre. Das Individuum dagegen ist immer ein anderes; nie haben sich zwei Menschen völlig gleichgesehen. Je individueller also das Kunstwerk gefärbt ist, desto mehr vermag es neu zu sein, und Neuheit, die nicht gewaltsam erzwungen ist, sondern sich von selbst ergiebt, ist ein unerlässliches Erfordernis. Hierzu kommt aber noch ein Zweites. Die Gefühlsäusserungen eines Mannes, der mir nur insofern verwandt ist, als wir beide Menschen sind, können mich natürlich nie mit solcher Macht ergreifen, als wenn ich in dem Künstler ganz besondere, mir eigentümliche Charakterzüge wiederfinde. Das individuelle Kunstwerk macht also seinen vollen Eindruck nur auf denjenigen, welchem die Person seines Schöpfers kongenial ist; doch was es an Breite der Wirkung verliert, das gewinnt es reichlich an Tiefe.

Übrigens erweitert sich der Kreis der Geniessenden auch dadurch, dass die erforderliche Sympathie nicht notwendig eine von Anfang an gegebene zu sein braucht. Schmiegsame Naturen vermögen sich wohl auch in Charaktere hineinzudenken, die ihnen zuerst fremd oder selbst antipathisch waren. Man tritt an ein Kunstwerk heran, dessen Schönheit uns zunächst noch nicht ergreift; doch spüren wir aus ihm einen Hauch der Grösse. Dies lockt uns, den Meister näher kennen zu lernen; wir suchen andere Werke von ihm auf, finden in ihnen Reize, die uns zugänglicher sind, und gewöhnen uns so allmählich an die Eigenart des Künstlers. Aus Angewöhnung wird Liebe, und endlich erscheinen uns diejenigen seiner Werke,

welche wir zuerst nicht zu geniessen verstanden, als die allerschönsten, weil sie in der Regel die individuellsten sind. So bildet man sich zur Kennerschaft, auf die unser Deutscher so schlecht zu sprechen ist. Und freilich ist es wahr, dass Kenner selten schöpferische Geister sein werden; denn besässen sie die Stärke der Individualität, aus der die Schaffenskraft in der Regel, wenn auch nicht immer, erwächst, so würde ihnen eben die Schmiegsamkeit fehlen, die zu einem solchen Hineinfühlen in fremde Eigentümlichkeiten gehört. Tüchtige Künstler sind daher fast niemals gute Kenner, und man thut sehr übel daran, wenn man aus solchen die Kommissionen, welche über die Ankäufe der Museen zu entscheiden haben, zusammensetzt. Zu den führenden Geistern einer Nation werden also die Kenner nur ausnahmsweise gehören, aber, du lieber Gott! es muss auch solche Käuze geben; wo sollten die individuellen Künstler denn sonst ihr Publikum hernehmen? „Könner, nicht Kenner brauchen wir," schreibt unser Deutscher. Mich dünkt, wir brauchen sie beide, weil die Einen auf die Anderen angewiesen sind. Je mehr Kenner es giebt, desto besser für die Könner! Er beklagt es, dass auch der Name Rembrandts von dem „Leichengeruch der Kennerschaft" umwittert sei, und doch ist gerade dies eine unabweisbare Notwendigkeit. Die Schroffheit dieser Individualität ist so gross, ihre Eigenart grenzt so nahe an Einzigart, dass weitaus die Meisten, wenn sie zum erstenmale vor ein Bild Rembrandts hintreten, geradezu antipathisch davon berührt werden. Es bedarf der liebevollen Hingabe, die den echten Kenner charakterisiert, um diese wilde Grossartigkeit überhaupt verständlich und dadurch geniessbar zu machen.

Und dazu das lebenslange Ringen eines gewaltigen Künstlergeistes, damit die kleine Schar der Kenner ihr

aristokratisches Vergnügen habe? Ganz so schlimm steht es nun freilich nicht. Individualität und Volkstümlichkeit, die sich anfangs ausschliessen, finden endlich doch noch eine Brücke zu einander, und zwar geht das so zu. Der individuelle Künstler wird zuerst nur von den kongenialen Geistern genossen, denen sich eine sehr geringe Zahl echter Kenner anschliesst. Nun giebt es aber sehr Viele, die sich auch gern als Kenner aufspielen möchten und dies nicht besser zu erreichen wissen, als indem sie die Urteile jener echten, die immer eine gewisse Autorität besitzen, sklavisch nachbeten. So mehrt sich der Kreis der Bewunderer, und endlich wird es Mode, für den betreffenden Künstler zu schwärmen. Um mitreden zu können, muss der sogenannte Gebildete sich mit ihm beschäftigen; er prägt sich Zitate des Dichters ein und preist an dem Maler Komposition, Helldunkel oder Pinselführung, wie ihm dies vorgesagt wird. Doch was er nachspricht, lernt er, wenn auch zunächst nur mechanisch, kennen; die Art des Künstlers wird ihm erst geläufig, dann vertraut, und am Ende vermag er von ganzem Herzen zu bewundern, was er vorher nur der Mode zu Gefallen gelobt hatte. Er macht also denselben Lehrkursus unter Vermittlung des Kenners durch, dem dieser sich selbständig unterzogen hatte, und was erst der Masse der Gebildeten angehört, das dringt langsam auch in die Masse des Volkes hinab. So geht es mit Goethe, so scheint es bald auch mit Rembrandt werden zu wollen. Indem die Menge sich in den Gedankenkreis eines grossen Mannes, der ihr anfangs ganz unverständlich war, unter dem Zwange der Mode allmählich hineinfinden lernt, kann dann der Künstler bis zu einem gewissen Grade wirklich zum Erzieher seiner Nation werden.

Mitunter freilich will auch ein grosser Meister nicht

recht in Mode kommen; doch braucht darum sein Lebenswerk für die Menge noch nicht verloren zu sein. Er findet Nachahmer unter den Künstlern zweiten Ranges, und diese machen seine Individualität, indem sie sie verflachen, dem Pöbel aller Stände erst mundgerecht. Die Wirkung ins Breite geht dann freilich nicht unmittelbar von ihm selbst aus, sondern nur von dem Abglanz, den er über seine Epigonen verbreitet. So finden jene unglücklichen Drei, die unser Deutscher so sehr verabscheut, Kennerschaft, Mode und Nachahmertum, doch ihre berechtigte Stelle im Haushalte der Kultur, und wieder bewährt sich der alte und doch nie beherzigte Satz, dass alles, was ist, auch gut ist.

Drittes Kapitel.

Künstler und Gelehrte.

Unser Deutscher betrachtet die „vorwiegend gelehrte Bildung" der Nation nur „als eine Durchgangsstufe innerhalb ihrer geistigen Entwicklung". Wir sollen sie hinter uns lassen, um uns zu einem „Höhepunkte deutscher Bildung" zu erheben, der nur ein künstlerischer sein könne. Er begrüsst es daher mit Freuden, „dass sich unser Volk jetzt allmählich der Wissenschaft ab- und der Kunst zuwendet". Ob dies wahr ist, wollen wir nicht untersuchen; aber wenn es wäre, müssten wir es als ein grosses Unglück beklagen: der Verfall der Kunst, nicht der Wissenschaft, würde die unausbleibliche Folge sein.

Dass derselbe Mann, wie früher Lionardo und Rubens, zugleich Künstler und Gelehrter sei, ist heute leider nicht mehr möglich; aber die Nation als Ganzes braucht nicht, gleich dem Einzelnen, zwischen verschiedenen Lebensberufen zu wählen. In ihrem Schosse haben sie alle nebeneinander Raum, und niemals hat ein Volk, das sich von der Wissenschaft abwandte, in der Kunst Palmen errungen. Sokrates und Thukydides sahen die Statuen des Phidias, die Gemälde des Polygnot entstehen und befanden sich unter dem Publikum, vor welchem die Stücke des Sophokles, Euripides und Aristophanes zum erstenmale aufgeführt wurden. Am Hofe Alexanders verkehrten Lysippos und Apelles mit Aristoteles. Walther von der Vogelweide und die Erbauer der gothischen Dome erlebten die Auferstehung der Rechtswissenschaft

und die Blüte der Scholastik. Die Renaissance führt ihren Namen nicht nur von der Wiedergeburt der Künste, sondern auch der Wissenschaften. Neben Shakespeare stehen Bacon und Harvey, neben Rembrandt Spinoza und Grotius, neben Molière Bayle, neben Goethe Kant, Niebuhr und die Brüder Humboldt. Die Römer, die wissenschaftlich ganz unproduktiv waren, haben es auch in der Kunst niemals über ein geschicktes Nachahmen fremder Muster hinausgebracht; aber selbst bei ihnen sind die bedeutendsten Gelehrten, Varro und Labeo, Zeitgenossen der relativ grössten Dichter, Redner und Architekten gewesen. Soweit also die historische Erfahrung zurückreicht, zeigt sie immer, dass Blütezeiten der Kunst und Wissenschaft sich innerhalb desselben Volkes nicht gegenseitig ablösen, sondern zusammenfallen. Dies wird auch bei den Deutschen der Jetztzeit nicht anders sein, weil es nicht anders sein kann, weil es ein Naturgesetz ist.

Wir haben schon im vorhergehenden Abschnitt gesehen, dass der Künstler nicht der Lehrer, sondern der Mund des Volkes ist. Was er uns bietet und allein bieten soll, sind nicht neue Gedanken, sondern neue Formen für das, was wir selbst denken und empfinden. Die Bedingungen einer grossen Kunstblüte sind also: erstens dass ein Kreis neuer Gedanken sich bilde und seiner Formulierung harre, zweitens dass die Form die Schmiegsamkeit erlangt habe, die sie zum vollendeten Ausdruck für jene Gedanken befähigt; mit anderen Worten dem Künstlergeiste muss eine reiche Menge noch unverarbeiteten Stoffes zugeführt werden, und die Technik muss so weit vorschreiten, dass sie seiner Bewältigung gewachsen ist. Das erste ist ohne Frage Aufgabe der Wissenschaft, aber auch bei dem zweiten hat sie ein gewichtiges Wort mitzureden. Denn eine erschöpfende

Kenntnis des menschlichen Körpers, was die erste Voraussetzung vollkommenen bildnerischen Schaffens ist, gewährt uns nur die Anatomie, mag sie am toten Körper durch Zergliedern, mag sie am lebendigen durch genaue Beobachtung der Muskulatur erlernt werden; die Behandlung des Marmors und der Bronze, die Gewinnung und das Mischen der Farben sind Sache des Experiments, also einer rein wissenschaftlichen Thätigkeit, auch wenn sie von Künstlern geübt wird. Polyklet im Altertum, Lionardo, Michelangelo und Dürer in der Neuzeit haben teils den Proportionen des menschlichen und tierischen Körpers, teils der Anatomie, der Perspektive und der Lehre vom Schattenfall eingehendes Studium gewidmet und dessen Ergebnisse auch zum Teil in Büchern veröffentlicht, deren Gründlichkeit jedem deutschen Professor zur Ehre gereichen würde. Unter den bildenden Künstlern empfanden es also gerade die grössten am deutlichsten, wie unentbehrlich ihnen die Wissenschaft auch für ihre Zwecke sei, und unter den Dichtern aller Zeiten und Völker, welche die Nachwelt kennt, dürften sich erst recht nur sehr wenige finden, die an den gelehrten Bestrebungen ihrer Epoche nicht den lebhaftesten Anteil genommen hätten und ihnen viele ihrer fruchtbarsten Anregungen verdankten. Ohne die Hilfe der Wissenschaft kann also die Kunst niemals einen grossen Aufschwung nehmen, während das umgekehrte sehr wohl möglich ist. Wenn der Verfall der Kunst zwar nur selten von einem Verfall der Wissenschaft, wohl aber in den meisten Fällen von einem Nachlassen im Tempo ihres Fortschrittes begleitet ist, so liegt dies nur daran, dass die allgemeine Erregung der Geister, die das Kennzeichen hoher Blütezeiten ist, notwendig von einer gewissen Ermattung gefolgt sein muss, und diese dann auf allen Gebieten ihre Wirkungen äussert.

Unser Deutscher findet es „bemerkenswert, dass bisher nicht Gelehrte, sondern Künstler, die am weitesten hervorragenden Höhepunkte der deutschen Bildung darstellen“. Dies gilt nicht nur von der deutschen Bildung, sondern es wiederholt sich bei allen Kulturvölkern, wenigstens wenn man unter dem „Hervorragendsten“ dasjenige versteht, was in der weitesten Entfernung noch sichtbar bleibt und zu dem Alle mit derselben gläubigen Unterordnung emporblicken. Die Grösse des Gelehrten ist nur dem verständlich, der seinen Forschungen zu folgen vermag, d. h. einem ganz kleinen Kreise von Gleichstrebenden, und auch unter diesen findet er bei Lebzeiten fast nie allseitige Anerkennung. Wer sich damit begnügt, in ehrlichem Fleisse die Wege zu ebnen, die Grössere vor ihm gebrochen haben, wird noch am ehesten bei den Zeitgenossen auf Dankbarkeit rechnen können; die Bahnbrecher selbst dagegen stossen immer auf erbitterten Widerspruch und werden oft zu Märtyrern ihrer Überzeugung. Denn je kühner und genialer ein neuer Gedanke ist, je tiefer er die herrschenden Meinungen umgestalten muss, desto grösser ist die Zahl seiner Gegner. Die Ausfüllung kleiner Lücken in unserem Wissen begrüssen wir mit Freude, den Nachweis einzelner Irrtümer lassen wir uns gefallen; mutet uns aber Jemand zu, die Grundlagen unseres bisherigen Denkens umzustürzen und Alles neu zu lernen, was wir längst zu wissen glaubten, so betrachtet ihn fast jeder als seinen natürlichen Feind. Wer in den früheren Anschauungen alt geworden ist, besitzt selten oder nie die Schmiegsamkeit des Geistes, um sich in die neuen hineinzudenken; die „Autoritäten“ sind demnach so gut wie ausnahmslos Gegner des Neuerers; nur unter den Jungen, die noch keine eingerosteten Vorurteile zu bekämpfen haben, findet er eine kleine Gemeinde, die sich dann langsam vermehrt. Und

schweigt endlich jeder Widerspruch, was in der Regel erst lange nach dem Tode des grossen Entdeckers eintritt, so ist der neue Gedanke alt geworden, und Keiner findet mehr etwas Besonderes daran. Dass die Erde sich um die Sonne dreht, weiss heute jeder Schuljunge; der Satz erscheint uns so trivial, dass es einer geistigen Anstrengung bedarf, um uns die Grösse desjenigen ins Gedächtnis zu rufen, der ihn zuerst ausgesprochen hat.

Wie viel lebendiger empfinden wir das Werk des Künstlers! Nicht in harter Geistesarbeit, deren nur Wenige fähig sind, nehmen wir es in uns auf, sondern in mühelosem Geniessen; nicht in schwer verständlicher Abstraktion tritt es in die kleine Gelehrtenwelt hinaus, sondern in lebensprühender Form ergreift es alsbald weite Kreise. Die grössten wissenschaftlichen Thaten fordern die Kritik am meisten heraus, vor den grössten künstlerischen muss sie verstummen. Mitunter erregt zwar auch in Bild und Dichtung die gar zu schroffe Individualität des Schöpfers Widerspruch, aber meist bezieht sich dieser nur auf den Inhalt; den Reiz der Form, wenn sie anders vollendet ist, lassen auch die Gegner gelten. Von den Leistungen des Gelehrten dringen kaum Gerüchte ins Publikum, die des Künstlers sieht es unmittelbar vor sich. Da ist es leicht begreiflich, dass es für einen Mommsen oder Helmholtz höchstens kühlen Respekt empfindet, dagegen einen Wildenbruch mit endlosem Jubel auf die Bühne ruft und einer Lucca gar die Pferde ausspannt. Ist dann endlich der Gelehrte tot, und hat die Nachwelt das letzte Urteil über ihn gesprochen, so bleibt von seiner Lebensarbeit eine Summe einzelner Erkenntnisse übrig, denen man weder die geistige Kraft ansieht, deren es zu ihrer Erringung bedurfte, noch die Tragweite der Folgen, die sie gehabt haben. Die Antigone des Sophokles kennt noch heute jeder Gebildete, und jeder empfindet ihre

Wirkung kaum in geringerem Maasse, als sie einst die Athener des Perikles empfanden; die Schriften des Copernicus liest kein Mensch mehr, und keiner braucht sie zu lesen. Denn was sie Bleibendes enthalten, ist längst in spätere Bücher übergegangen, und Vieles in ihnen ist von der Wissenschaft weit überholt. Natürlich bewundern wir da Sophokles, von dessen Grösse wir ein abgeschlossenes Bild in uns aufgenommen haben, viel mehr als Copernicus, von dem die Meisten nur einen mageren Lehrsatz kennen. „Hervorragender“ in dem oben erläuterten Sinne ist also jener zweifellos, aber dass er darum auch grösser sei oder gar sein Wirken folgenreicher, kann nur behaupten, wer über dem äusseren Glanze den inneren Gehalt vergisst. Einen „Höhepunkt der deutschen Bildung“ bezeichnet freilich auch Copernicus nicht, aber nur weil es in der Wissenschaft wohl Blütezeiten, aber keine Höhepunkte giebt. Denn Alles, was sie errichtet, wird alsbald zum Unterbau, über dem sich neue Stockwerke erheben, und gerade die bedeutendsten Werke müssen am frühesten veralten. Liegt es doch in der Natur der fruchtbaren Gedanken, dass sie Frucht tragen, d. h. dass sie neue Gedanken erzeugen, die über den ursprünglichen Stamm hinauswachsen. Der kühnste Entdecker kann auch in sich selbst die Vorurteile nicht ganz überwinden, gegen die er den Kampf eröffnet hat; erst seine Nachfolger ziehen alle Konsequenzen seines Schaffens und müssen ihn daher jedesmal zum Teil widerlegen, indem sie ihn fortsetzen.

Der Künstler strebt immer, in jedem seiner Werke etwas Abgeschlossenes zu bieten, und Viele, darunter manche, die durchaus nicht zu den bedeutendsten gehören, erreichen dies auch. Der Gelehrte kann sich ein solches Ziel gar nicht stecken; er weiss genau, dass Alles, was er schafft, nur das Bruchstück eines Bruchstückes

bleibt, dass jede seiner Leistungen die Bestimmung hat, künftig überholt zu werden; aber gerade daraus schöpft er seine Freudigkeit, namentlich wenn er sich nicht den Ersten seiner Nation und seines Faches zuzurechnen wagt. Der Nachfolger eines Rafael und Michelangelo fand den geistigen Inhalt seiner Zeit künstlerisch erschöpft. Was das sechzehnte Jahrhundert in Farbe und Form auszudrücken hatte, das war schon so vollkommen ausgedrückt, dass seinem Streben kein höheres Ziel blieb, als jenen grossen Vorbildern möglichst nahe zu kommen oder sie durch gewaltsames Spielen mit den Mitteln der Kunst äusserlich zu überbieten. Dagegen sahen die Nachfolger eines Niebuhr und Humboldt sich nur die Wege gewiesen, auf denen man der Wahrheit näher kommen konnte. Sie brauchten persönlich nicht grösser zu sein als jene und konnten doch weiter schauen, weil sie auf ihren Schultern standen. Denn in der Kunst bezeichnen die höchsten Leistungen immer den Abschluss einer vollendeten Entwicklung, in der Wissenschaft den Ausgangspunkt einer kommenden.

Hieraus erklärt sich auch eine Thatsache, die für unsere Betrachtung von höchster Wichtigkeit ist. Seit der Antigone des Sophokles und dem Hermes des Praxiteles ist die Kunst nicht um einen Schritt vorwärts gekommen. Sie hat ihre Mittel erweitert, ihre Aufgaben geändert und vermehrt; doch so verschieden auch die Wege waren, auf denen sie ihrem Ziele zustrebte, was sie geschaffen hat, ist zum Teil inhaltlich reicher und technisch glänzender, aber niemals *schöner* als die Werke der Griechen. Michelangelo und Dürer, Shakespeare und Goethe haben nichts Höheres ersehnt, als den Alten gleichzukommen, und thatsächlich haben sie auch nichts Höheres erreicht und erreichen können. Es liegt eben im Wesen der absoluten Vollendung, dass sie nicht

zu übertreffen ist. Die Geschichte der Kunst bewegt sich also in immer wiederholtem Auf- und Abschwanken, dessen höchste Höhepunkte stets auf der gleichen Linie bleiben; ein wirklicher Fortschritt ist seit mehr als zweitausend Jahren nicht bemerkt worden. Sollen wir daraus schliessen, dass die Schöpfungen der Griechen auch für alle Folgezeit hätten ausreichen können und seit dem Jahre 400 v. Chr. jede Kunstthätigkeit überflüssig gewesen sei? Es genügt, diesen Satz auszusprechen, damit jeder ihn als Unsinn erkenne. Keine Zeit kann einer eigenen Kunst entbehren, weil jede ihre eigenen Anschauungen hat und auch diese in schöner Form dargestellt sehen will. Da der Reichtum unseres Gedankenschatzes sich seit den Zeiten der Griechen unendlich vermehrt hat, finden wir bei ihnen nur einen kleinen Teil dessen ausgesprochen, was heute die Geister beschäftigt, und der Überschuss fordert doch auch seinen Ausdruck. Indem der Inhalt des Menschenlebens sich im Verlaufe der Geschichte stetig ändert, gewinnt die Kunst neuen Stoff, und ihre immer wiederholte Bethätigung bleibt möglich und notwendig. Aber ihr Wesen liegt nicht im Inhalt, sondern in der Form, die wohl anders, aber niemals besser werden kann, als bei den Alten. Wie der Chor der antiken Tragödie die Schicksale des Helden teilnahmvoll mit seinen Gesängen begleitet, ohne doch von ihnen betroffen zu werden, so prägt die Kunst den Fortschritt der Menschheit in sich aus, schreitet aber selbst nicht fort. Hat sie ihren Höhepunkt erreicht, so muss sie rettungslos bergab, bis ein neuer Gedankeninhalt sich im Volke angesammelt hat, dessen Bewältigung sie wieder aufwärts führt. Aber auch dann steigt sie im besten Falle zu dem gleichen Gipfel empor, den sie vorher verlassen hatte; höher kommt sie niemals.

Ganz anders die Wissenschaft. Sie schreitet bald schneller, bald langsamer vorwärts, bleibt auch wohl zeitweilig ganz stehen, aber von einem eigentlichen Rückgange kann bei ihr kaum die Rede sein. Die Summe von Erkenntnissen, welche das Altertum angehäuft hatte, ist im Mittelalter zwar zum grossen Teil unbenutzt, aber im Wesentlichen auch ungeschmälert geblieben. Nur auf historischem und ethnologischem Gebiete ist uns einiges von seinem Wissen verloren gegangen; im übrigen konnte die Renaissance genau an dem Punkte wieder anknüpfen, wo Aristoteles abgebrochen hatte, ja sie konnte aus den Studien des Mittelalters dem alten Schatze, wenn auch nicht viel, so doch manches hinzufügen. Und seitdem ist es mehr als vier Jahrhunderte lang ohne Stillstand und Rückschritt immer aufwärts gegangen. Natürlich hat in einer so langen Periode nicht jeder Zeitraum Forschergeister ersten Ranges hervorgebracht; aber eben das ist der Segen der Wissenschaft, dass in ihr auch die geringere Kraft bei ernster und pflichttreuer Arbeit der Welt bleibende Dienste leisten kann. Auch unter den Künstlern sind die kleinen und kleinsten nicht ganz zu entbehren. Die Theater wollen immer wieder ihre Premièren, das Lesepublikum will neue Romane und Gedichte haben; es giebt mehr Wände mit Bildern, mehr Häuserfaçaden und Plätze mit Statuen zu schmücken, als dass die Arbeitskraft der grossen Meister solcher Massenproduktion gewachsen wäre. Aber diese Kunst des Bedürfnisses vergeht mit dem Bedürfnis; der Wind einer anderen Mode bläst darüber hin „und ihre Stätte kennet sie nicht mehr“. Hingegen füllt jede neue Wahrheit, die entdeckt wird, mag sie auch noch so unbedeutend sein, eine Lücke unseres Wissens aus und kann zur Handhabe anderer, grösserer Entdeckungen werden; jede wird dem Schatze unserer Erkenntnis unverlierbar ein-

verleibt, und geht der Name des Entdeckers auch oft verloren, so bleibt doch sein Werk. Der Unterschied der Grossen und Kleinen ist hier, zwar nicht in ihrer Bedeutung als Geister und Charaktere, wohl aber in ihren Leistungen, fast nur, wie die Worte es ausdrücken, ein quantitativer. Der Eine führt eine ganze Mauer auf oder legt gar ein Fundament, der Andere trägt nur ein paar Steine herbei, aber Jeder hat zum Bau beigetragen, und Jeder darf mit Stolz auf ihn hinblicken, weil er, wenn auch nur zum kleinen Teil, sein Werk ist. Es ist eine der vielen Wunderlichkeiten unseres Deutschen, wenn er die Aristokratie des Wissens mit der des Geldes auf eine Stufe stellt und beiden den Namen einer Aristokratie bestreiten will, weil nur angeborene, nicht erworbene Vorzüge einen Adel begründen können. Denn Wissen lässt sich nicht von Jedem anhäufen, wie Goldstücke, man müsste denn meinen, dass das Auswendiglernen eines Konversationslexikons oder einiger Lehrbücher zum Wissen verhelfe. Nur derjenige weiss etwas, der es geistig durchdrungen und alle seine Einzelheiten selbstthätig in einen inneren Zusammenhang gebracht hat, nicht, wer einige schätzenswerte Notizen mechanisch hersagen kann. Auch zu Gelehrten, die diesen Namen wirklich verdienen, sind daher nur die erlesenen Geister einer Nation tauglich. Freilich ist es wahr, dass der Kreis derjenigen, welche durch angeborene Gaben dazu befähigt sind, der Wissenschaft dauernden Nutzen zu bringen, beträchtlich grösser ist, als die Zahl der Künstler, die Ewiges schaffen können. Aber gerade darin liegt ein Trost für die bescheidenen Geister, die sich nicht für Genies halten und doch der Welt gern bleibendere Dienste leisten möchten, als das Backen schmackhaften Brotes oder das Malen unbedeutender Bilder.

Die Entwicklung der Menschheit beruht auf zwei

Faktoren, einerseits auf dem unbewussten Wirken der Naturauslese, andrerseits auf dem bewussten Streben der Wissenschaft. Die Gefühle, welche jene veredelt, die Gedanken, welche diese geschaffen hat, bieten der Kunst den Stoff. Diese selbst ist stabil oder bewegt sich doch nur im Kreise; dem Fortschritt dient sie einzig dadurch, dass sie das abstrakte Denken mit dem Reize der sinnlichen Form umkleidet und es so auch den Massen näher bringt. „Shakespeare ist ein König", schreibt unser Deutscher, „Darwin ist nur ein grosser Herr; darum soll der letztere dem ersteren dienen." Wir nehmen das Gleichnis an! Der Gelehrte ist der reiche Grubenbesitzer, der das Gold und Silber ans Licht bringt; der Künstler ist der König, der auf das Geld sein Bildnis prägt und ihm dadurch Kurs im Lande verleiht. Er ist ein König nach der Art des englischen: er schreibt seinen Namen unter die fertigen Gesetze und thut sie jedermänniglich kund und zu wissen; aber entworfen und durchgekämpft sind sie nicht von ihm, sondern von dem „grossen Herrn", seinem Minister. Dieser macht die Politik, und der König empfängt die Huldigungen.

Viertes Kapitel.

Der Spezialismus.

Aber ist die heutige Wissenschaft überhaupt noch imstande, der Nation Ideen zuzuführen, die sie so lebhaft erregen, dass auch die Kunst von ihnen befruchtet wird? Wie unser Deutscher schreibt, „schwelgt sie ja nur in Einzelheiten,“ „zerstiebt allseitig in Spezialismus“, und dieser ist es, „welcher nicht nur eine freiere und tiefere Gestaltung der Einzelwissenschaften, sondern auch alles echte und freie Menschentum unterdrückt“. Dem Kampfe gegen diesen unheilvollen Spezialismus ist ein grosser Teil des Buches gewidmet, und kaum ein anderer dürfte so vielseitiger Zustimmung sicher sein. Jahrelanger Fleiss, unendlicher Scharfsinn wird an Kleinigkeiten verschwendet, die scheinbar keinen Menschen etwas angehen. Auch den Gelehrten scheint diese mühevolle Einzelarbeit nur insofern für wichtig zu gelten, als sie selbst damit beschäftigt sind; denn oft finden sie kaum noch Zeit und Lust, sich auch nur um das Treiben ihres nächsten Nebenmannes zu bekümmern. Wenn man an einen Philologen, der sich speziell mit Horaz beschäftigt, über Vergil eine Frage stellt, die nicht gerade auf der grossen Heerstrasse liegt, so kann man leicht die Antwort erhalten, hierüber wisse er nicht Bescheid zu geben; das liege seinen Studien fern. Was der Aristoteliker schreibt, liest der Aristoteliker; schon der Platoniker nimmt nicht immer Notiz davon. So scheint die Leistung des Spezialisten nur für den Spezialisten des-

selben Faches bestimmt zu sein, und wer möchte es für eine würdige Aufgabe hochgebildeter Menschengeister halten, einem Dutzend Gelehrten Stoff zu neuer Arbeit zu geben, die ihrerseits wieder nur denselben nichtigen Erfolg hat! Den Vertretern des Spezialismus selber wird vor seiner Entwicklung bange, und nach Kräften stemmen sie sich ihr entgegen. So sprach noch kürzlich Hermann Grimm in der „Rundschau" die Ansicht aus, das Fach der neueren Kunstgeschichte, das er an der Berliner Universität vertritt, dürfe nicht selbständig werden, sondern müsse sich damit begnügen, eine Hilfswissenschaft der allgemeinen Geschichte zu sein. Freilich ist es noch nicht gar so lange her, dass auch diese selbst nur für eine Hilfswissenschaft der Philologie gelten sollte. So findet der Kampf unseres Deutschen in der öffentlichen Meinung die kräftigste Unterstützung, aber der Spezialismus ist hartnäckig. Er kümmert sich nicht um alle Verdammungsurteile, sondern spezialisiert sich immer weiter und wird voraussichtlich niemals aufhören, in diesem „Zerstieben" fortzufahren.

Dem strebsamen Studenten liegt, wenn er zuerst auf die Universität kommt, gewöhnlich nichts ferner, als die Absicht, sich zum Spezialisten auszubilden. In der Regel wird auch sein Ziel dasselbe sein, das der Goethesche Schüler mit so köstlicher Naivität sich steckt:

> Ich wünschte recht gelehrt zu werden
> Und möchte gern, was auf der Erden
> Und in dem Himmel ist, erfassen,
> Die Wissenschaft und die Natur.

Mit Feuereifer stürzt er sich auf Alles, was ihm „interessant" erscheint, belegt viel mehr Kollegia, als ein normal veranlagter Mensch selbst beim besten Willen aushalten kann, und nachdem die erste Hitze verraucht ist, schwänzt er natürlich die allermeisten und vertrinkt seinen Jammer

über den fehlgeschlagenen Studienplan. Im zweiten oder dritten Semester — mitunter auch noch später — begreift er, dass man nicht Alles zugleich lernen könne. Er beschliesst, immer noch unter dem Vorbehalt, künftig seine Studien weiter auszudehnen, einstweilen die gründliche Beschäftigung mit Einem Fache. Welches er wählt, darüber entscheidet der Zufall, meist wohl die Persönlichkeit irgend eines Dozenten, der ihn besonders angezogen hat. Aber indem er sich hineinarbeitet, dehnt sich das kleine Gebiet, das er anfangs schnell zu durchschreiten gedachte, weiter und weiter vor ihm aus, und zum Schluss verschwinden seine Grenzen in der Unendlichkeit. Alles, was er erforscht zu haben glaubt, regt immer wieder neue Fragen in ihm auf, die er sich beantworten muss, um das vorher Erlernte ganz zu verstehen. So wird er wider seinen Willen Spezialist und kommt niemals dazu, den Übergang zu den anderen Wissenschaften, den er beabsichtigt hatte, auch wirklich zu vollziehen. Zwar ganz bei Seite lassen kann er sie nicht, schon weil für das leidige Examen soundsoviel Fächer gefordert werden; zudem sind ihm manche auch zur vollen Durchdringung seines Spezialstudiums unentbehrlich. Aber sie alle, mögen sie an sich auch noch so wichtig sein, werden ihm nur zu Not- und Hilfswissenschaften, die er schnell und mit geringer Gründlichkeit abthut, um sich dann wieder mit neuer Liebe dem Gebiete zuzuwenden, auf dem er sich ganz zu Hause fühlt. Tritt er dann in das praktische Leben ein, so lassen ihm seine Schulstunden oder was er sonst betreibt, sehr wenig Zeit zu wissenschaftlicher Beschäftigung. Will er auf diese nicht ganz verzichten, so muss er notgedrungen bei dem einmal erwählten Spezialfach bleiben; denn mit der Gründlichkeit, die ihm durch sein früheres Arbeiten zum Bedürfnis geworden ist, kann er sich in den

wenigen Mussestunden, die ihm gegönnt sind, nicht in etwas Neues vertiefen. Er bleibt also sein Leben lang Spezialist und fühlt sich auch recht wohl dabei. Denn die Freude am geistigen Schaffen ist ganz dieselbe, ob man sie auf weitem oder engem Raume geniesst.

In früheren Jahrhunderten war dies freilich anders, aber nur, weil die Gesamtmasse aller Wissenschaften kaum die Ausdehnung hatte, wie heutzutage jedes einzelne Fach. Und was noch wichtiger ist, damals meinte der Schüler genug gethan zu haben, wenn er dasjenige, was sein Lehrer ihm überlieferte, in sich aufgenommen hatte; das selbstthätige Forschen hielt man für ein Privileg des Meisters. Wir veranlassen schon den jüngsten Studenten dazu, weil wir der Ansicht sind, dass Keiner eine Wissenschaft verstehen kann, ohne zu wissen, auf welchem Wege sie fortschreitet, und ohne selbst ein Stückchen dieses Weges, wenn auch mit unsicheren Schritten, gegangen zu sein. Mit dem Erlernen eines gegebenen Stoffes kann man fertig werden, selbst wenn er ziemlich umfangreich ist, mit dem Forschen niemals, auch wenn es sich nur auf kleinem Gebiete bewegt. Falls also der Spezialismus ein Unglück ist, so hat er doch darin seinen Grund, dass die Wissenschaft reicher, ihr Studium selbstthätiger geworden ist, und wer möchte diese Vorzüge aufgeben, um wieder flache Alleswisser züchten zu können!

Und ist das Unglück denn wirklich so gross? Jeder Fortschritt nicht nur des menschlichen, sondern des gesamten organischen Lebens vollzieht sich auf dem Wege der Spezialisierung, und in der Wissenschaft allein sollte sie Stillstand oder gar Rückschritt bedeuten? Botaniker und Zoologe lehren uns, dass ein Lebewesen desto vollkommener ausgebildet ist, je ausschliesslicher jedes seiner Organe nur einem einzigen Zwecke dient. Der Affe be-

nutzt alle vier Extremitäten sowohl zur Fortbewegung, als auch zum Greifen; der Mensch kann für jene nur seine Füsse, für diese nur seine Hände gebrauchen; aber eben das gehört zu den Kennzeichen, dass er ein höher organisiertes Geschöpf ist. Bei den meisten Pflanzen sind männliche und weibliche Organe in derselben Blume vereint; bei einigen besser entwickelten stehen sie schon auf verschiedenen Blüten, die nur noch an dem gleichen Stamme wachsen; endlich trennen sich auch die Individuen nach den Geschlechtern, und im Tierreich ist dies zur Regel geworden. Und nicht anders schreitet die menschliche Kultur fort. Die wahren Universalisten waren unsere Vorfahren, da sie noch als Jäger oder Hirten die Wildnisse Asiens bewohnten. Damals war Jeder, der nicht im elenden Kampf um die tägliche Nahrung zu Grunde ging, noch ganz befähigt, seine materiellen und geistigen Bedürfnisse durch die eigene Arbeit zu befriedigen. Seine ärmlichen Geräte schnitzte er aus Holz oder klopfte sie aus Feuersteinen; auf die Töpfe, die seine Hand geformt hatte, malte er selbst die Zacken und Kreise, die seinem rohen Kunstsinn Genüge thaten; er selbst dichtete und sang die einfachen Lieder, in denen er seinen Gefühlen Ausdruck gab, und ersann die Zaubersprüche, die den Inhalt seiner Wissenschaft ausmachten. Aus den Hirten wurden Bauern, und in ihrer Mitte siedelte sich der Handwerker an, der ihnen einen Teil ihrer Mühen abnahm und dafür von fremden Äckern sein Brot empfing. Schon damals hat gewiss mancher graue Weise in dem neuen Vertreter des Spezialismus einen gefährlichen Burschen gewittert und den „Verfall der Zeit“ darin gesehen, dass ausser jenem Einen keiner mehr Hammer und Schnitzmesser so geschickt zu handhaben wusste, wie früher, als man sich noch Alles selbst machen musste. Aber das Unheil ging

seinen Gang. Schmied, Zimmermann und Töpfer wurden aus jenem Universalkünstler; und jetzt klagte man, dass das Handwerk verfalle, weil der eine nur mit dem Hammer, der andere nur mit dem Beil, der dritte nur mit der Drehscheibe Bescheid wisse, keiner mehr mit allen Werkzeugen zugleich. Der Schmied spezialisierte sich dann zum Gold-, Kupfer-, Messing- und Eisenschmied, dieser zum Grobschmied, Schlosser und Maschinenbauer. So ging es und so wird es weiter gehen unter stets erneuten Klagen über den Verfall der Zeit. Aber die Arbeit ist immer besser, immer billiger geworden, und was früher ein Luxus für Häuptlinge und Fürsten war, gehört heute zu den täglichen Bedürfnissen des gemeinen Mannes.

Und streitet nicht unser Deutscher selbst am eifrigsten für Spezialisierung, dafern sie nur die Wissenschaft unberührt lässt? Ist nicht die erste Forderung, die er an unsere Nation stellt, Entwicklung der Individualitäten? Und was bedeutet diese denn anderes, als Ausbildung einzelner Anlagen des Geistes und Charakters auf Kosten der übrigen, d. h. Spezialisierung? Rembrandt, den er uns als leuchtendes Beispiel vorhält, gehört unter den grossen Künstlern zu den allerentschiedensten Spezialisten. Lionardo war Maler, Bildhauer, Musiker, Dichter, Gelehrter und Hofmann zugleich; Alberti, Michelangelo, Rafael, Dürer, Rubens konnten sich mit ihm nicht ganz an Vielseitigkeit messen, waren aber doch alle auf mehreren Gebieten thätig. Rembrandt ist nichts als Maler, und auch das in ganz einseitiger Richtung. Niemals hat er durch Komposition und Schönheit der Form zu wirken verstanden; keines seiner Gemälde liesse sich als Altarbild gebrauchen, und das einzige, in dem er monumental zu sein versuchte, die sogenannte Nachtwache, ist in dieser Beziehung gründlich misslungen. Das thut seiner Grösse durchaus keinen Abbruch; aber

was der Kunst recht ist, soll der Wissenschaft billig sein.

Doch wir vergassen! Auch in der Wissenschaft lässt die öffentliche Meinung ja einige Spezialisten gelten. Dass es Ärzte giebt, die sich nur mit den Krankheiten des Ohres oder des Auges, der Rachenhöhle, der Haut oder der Nerven beschäftigen, dass einzelne Ingenieure nur den Wegebau betreiben, andere nur Brücken, noch andere nur Maschinen konstruieren, erscheint Jedermann gut und nützlich. Wenn unser Deutscher davon nicht redet, so geschieht es wohl nur, weil seine Anschauungsweise zu „makroskopisch“ ist, um solche Kleinigkeiten zu beachten. Verstehen wir also die allgemeine Stimmung, welche er vertritt, richtig, so billigt sie den Spezialismus in allen Fällen, wo die Thätigkeit des Gelehrten unmittelbaren praktischen Nutzen bringt, und will ihn nur bei der sogenannten reinen Wissenschaft ausschliessen. Wenn man überall, wo unsere gesunde Haut oder unser Geldbeutel in Frage kommt, die Arbeit des Spezialisten der des Universalisten vorzieht, so liegt darin zweifellos die Anerkennung, dass sie ebenso sehr auf dem geistigen wie auf dem materiellen Gebiete die bessere ist. Warum soll dies für die „reine Wissenschaft“ nicht gleichfalls gelten? Die einzig mögliche Antwort, die man von dem Standpunkt unseres Deutschen aus etwa geben könnte, wäre, dass ihr Zweck sich nur durch Universalismus erreichen lasse. Fragen wir also weiter, worin der Zweck der Wissenschaft als solcher besteht.

Entsprungen ist sie jedenfalls aus dem Bedürfnis des Menschen, für dasjenige, was ihn umgiebt, nach Gründen zu suchen. Schon der Wilde fragt sich: „Woher kommt der Donner? Warum geht die Sonne auf und unter? Warum spriesst und welkt das Gras?“ Der naive Egois-

mus der Unkultur treibt ihn dazu, Alles aus der Art seines eigenen Wesens zu erklären; für die Gründe der Naturerscheinungen treten ihm daher menschenähnliche Urheber ein, die er als Götter verehrt oder als Dämonen scheut. Einer weiter fortgeschrittenen Entwicklungsstufe genügt diese kindliche Auffassung nicht mehr, und aus der Religion wird Wissenschaft. Doch bleibt sie auch jetzt die reine Ätiologie, d. h. sie forscht ausschliesslich nach den Ursprüngen der Dinge und ersinnt dafür Erklärungen, so gut oder schlecht sie kann. „Wie ist die Welt entstanden?" Aus dieser Frage entsprang die älteste griechische Philosophie, die sich bekanntlich nur mit kosmogonischen, nicht mit ethischen oder erkenntnistheoretischen Problemen beschäftigte. „Wie ist Athen entstanden, wie Sparta, wie die Hellenen und Perser?" Dies beantworteten die zahllosen Gründungssagen und Völkerstammbäume, die den Gegenstand der ältesten Geschichtschreibung bildeten. „Wie kommt es, dass wir Häuser bauen, Korn säen und Ölbäume pflanzen?" Man forschte danach, wer diese Bräuche zuerst eingeführt habe, kombinierte sich die Umstände, die ihn zu seinen nützlichen Erfindungen geführt haben mochten, und schuf so dasjenige, was man im engeren Sinne Ätiologie nennt. Ausser der Geographie und Astronomie, auf welche die praktischen Bedürfnisse von Handel und Schiffahrt hinlenkten, sind dies die einzigen Wissenschaften, die Griechenland vor dem Ende des fünften Jahrhunderts hervorgebracht hat. Denn auch die Anfänge der Mathematik gehören insofern zur Kosmogonie, als ihr Entdecker, Pythagoras, das Wesen der Schöpfung in der Zahl erblickte. Und wie das „Warum?" der Ausgangspunkt der Wissenschaft war, so ist es immer auch ihr bewusster Zweck geblieben, und eben dadurch ist sie zu ihrer ungeheuren Ausdehnung gelangt. Denn

da jeder Grund auch seinerseits einen Grund haben muss, so rief jede Antwort neue Fragen hervor, deren Zahl sich jetzt bis nahe an die Unendlichkeit gesteigert hat und sich immer weiter steigern muss.

Nun ist es freilich wahr, dass dieser bewusste Zweck der reinen Wissenschaft nur dann als erfüllt gelten kann, wenn man über die Gründe aller Gründe hinaus bis zum Urgrunde durchgedrungen ist; mit anderen Worten, er findet seine Erfüllung überhaupt nie, oder doch nicht auf dem Gebiete der Wissenschaft, sondern nur auf dem des Glaubens, wie dieser immer beschaffen sein mag. Denn Deismus, Pantheismus, Atheismus, und wie die Lehren sonst heissen mögen, bleiben alle ebenso gut Glauben, wie irgend eine Offenbarungsreligion, weil sie sich ebenso wenig beweisen lassen. Da nun alles Glauben individuell ist, so erfüllt sich jener Zweck immer nur im einzelnen Menschen, und zwar auch in diesem nur dann, wenn er dasjenige, was er weiss oder zu wissen meint, mit demjenigen, was er glaubt, zur Einheit verschmolzen hat.

Ist dem nun der Spezialismus hinderlich? Da das Wissen des grössten Universalisten immer nur ein unbedeutendes Stückchen dessen bleibt, was man wissen kann oder könnte, so kommt meines Erachtens gar nichts darauf an, ob jenes Stückchen etwas grösser oder kleiner ist. Genug, dass es mit dem Glauben ausgeglichen und dadurch zum organischen Teil einer Weltanschauung geworden ist.

Also die Wissenschaft hat keinen anderen Zweck, als Erklärungen zu geben, und von diesen können gerade die grundlegenden und wichtigsten gar keinen Anspruch auf objektive Sicherheit machen, sondern sie dienen nur dazu, denjenigen, welcher an sie glaubt, persönlich zu befriedigen? Wird denn ein solcher Zweck nicht durch die Träume der Wilden von Sonnengöttern und Sturm-

dämonen ganz ebenso gut erreicht, wie durch unsere komplizierten Systeme? Freilich wohl, nur dass wir jene heutzutage nicht mehr glauben können. Atomtheorie, Geologie und Darwinismus mögen Wahngebilde sein, gleich den Kosmogonien des Thales und Heraklit, aber sie entsprechen der gegenwärtigen Art zu denken und gewähren uns daher eine Befriedigung, die wir in jenen alten Lehren nicht mehr zu finden vermögen.

Dies scheint eine sehr traurige Ansicht zu sein, doch sehe ich nicht, was man im Ernste dagegen einwenden wollte. Die jonische Naturphilosophie hat den alten Aberglauben erschüttert, aber an seine Stelle nur Systeme gesetzt, die sich später auch ihrerseits als Aberglauben erwiesen haben. Und so ist die Wissenschaft immerfort thätig geblieben, umzustürzen, was sie gebaut hatte, und zu bauen, was zu künftigem Umsturz bestimmt war. Kann man da wirklich bei ihr, wie wir es im vorigen Abschnitt gethan haben, von einem Fortschritt reden? Bewegt sie sich nicht vielmehr in ermüdendem, ewig zwecklosem Kreislauf?

Und wenn dies wäre, was thäte sie anders als die Kunst? Beide würden dann nur die Anschauungen jedes Zeitalters ausprägen, die eine in abstrakter, die andere in konkreter Form. Und zu dieser Rolle scheint unser Deutscher die Wissenschaft auch bestimmt zu haben Oder wie soll man es sonst deuten, dass er die Philosophie, in der das Glauben mehr als in allen andern Fächern das Wissen überwiegt, fast als die einzig berechtigte unter ihren Schwesterdisciplinen behandelt, dass er immer wieder darauf dringt, auch das Forschen des Gelehrten müsse subjektiv und inviduell sein? Das ist es nun freilich stets gewesen, heute ebenso sehr, wie zu irgend einer anderen Zeit. Denn bei jeder geistigen Arbeit, die nicht gerade für das liebe Brot geschieht,

setzt man seine ganze Persönlichkeit ein, und jede, mag sie auch noch so trocken sein, wird dem kundigen Auge nicht nur von dem Geiste, sondern auch von dem Charakter ihres Verfassers Zeugnis geben. Wer hier noch grössere Subjektivität verlangt, der weiss entweder gar nicht, wie man wissenschaftlich arbeitet, oder er wünscht, dass mit „geistreichen“ Einfällen gespielt werde, was ja freilich auch nur gar zu häufig in allen Disciplinen, namentlich aber in der Philosophie geschieht. Wer eine solche Auffassung von der Wissenschaft hegt, der hat allerdings ganz Recht, wenn er die Kunst hoch über sie erhebt. Denn diese redet doch wenigstens zu grossen Massen, während jene, wie sie die Anschauungen vereinzelter Köpfe wiedergeben würde, so auch nur auf vereinzelte Köpfe wirkte.

Aber, wird man erwidern, wenn alle Erklärungen, die ja doch der Zweck der Wissenschaft sind, im Glauben ausmünden und der Glaube immer individuell ist, wie sollte die Wissenschaft anders sein? Dies wäre ganz richtig, wenn der bewusste Zweck, den sie sich als einen idealen setzt, identisch wäre mit demjenigen, welchen sie thatsächlich erfüllt und erfüllen soll. Sie strebt dahin, die Gründe alles Seins zu erkennen, aber ihre wirklichen Leistungen liegen nicht am letzten Ziele, sondern auf dem Wege zu ihm. Dieses selbst entzieht sich ihr immer und bleibt auf dem Gebiete des subjektiven Meinens und Empfindens; doch giebt es viele näher liegende Wahrheiten, die sich auch objektiv mit Sicherheit feststellen lassen, und die Entdeckung jeder einzelnen, so gering sie auch sein mag, bedeutet einen Fortschritt der Menschheit. Denn darin liegt ja einer der wesentlichsten Vorzüge unserer Art, dass unser Thun in viel höherem Maasse als bei allen anderen Geschöpfen, nicht nur durch dunkle Naturtriebe, sondern auch durch Überlegung be-

stimmt wird, die immer von unseren wirklichen oder vermeintlichen Erkenntnissen ausgehen muss. Je richtiger und zahlreicher diese sind, desto zweckentsprechender muss also auch unser Handeln werden. Als man noch in dem Blitzstrahl das Geschoss eines Gottes sah, suchte man ihn durch Opfer und Gebete abzuwenden; seit wir wissen, dass es ein elektrischer Funken ist, bringen wir an unsern Häusern Blitzableiter an und haben damit für unsere Sicherheit unzweifelhaft viel besser gesorgt.

Also nicht die Erkenntnis gewährt uns die Wissenschaft, obgleich sie danach strebt und streben soll, sondern Erkenntnisse, nicht eine grosse Einheit, sondern viele kleine Einzelheiten. In der allmählichen Anhäufung derselben besteht eben der Fortschritt der Wissenschaft, von dem wir oben gesprochen haben. Damit ist auch die Frage erledigt, ob der Spezialismus seine Berechtigung hat. Dass er bessere Arbeit leistet, als der Universalismus, haben wir schon gesehen; wenn er aber die Einzelwahrheiten, deren wir bedürfen, vermittelst seiner feinen Einzelarbeit zuverlässiger und reicher zu Tage fördern kann, so ist es eine Thorheit, gegen ihn anzukämpfen.

Da sind wir freilich wieder auf dem Standpunkte der Nützlichkeit angelangt, und wieder wird man uns entgegenhalten, das passe wohl auf solche Wahrheiten, die praktisch verwertbar sind, nicht aber auf die „reine Wissenschaft“. Welche Wissenschaft ist denn aber in diesem Sinne „rein“, und welche Wahrheit kann nicht praktisch verwertbar werden? Der Chemiker, der über seinen Retorten sitzt, denkt oft an gar nichts anderes als festzustellen, unter welchen Bedingungen sich gewisse Körper trennen und verbinden; in diesem Falle dient er gewiss nur der „reinen Wissenschaft“ und zwar

in ganz spezialistischem Sinne. Und doch kann seine Entdeckung einen Anstoss geben, der in allen unseren wirtschaftlichen Verhältnissen eine Umwälzung bewirkt. Man meine nicht etwa, dass ein so unverhofftes Ergebnis nur im Bereich der Naturkunde möglich sei. Es giebt keine Wissenschaft, die nicht auch auf das praktische Leben einwirkte. Da man nach der heutigen Zeitrichtung dies wohl in erster Linie von der klassischen Philologie leugnen dürfte — wenigstens insofern es sich um den Inhalt ihrer Erkenntnisse handelt; denn von der Qual, die sie den armen Jungen auf der Schulbank bereitet, ist hier natürlich nicht die Rede —, so sei gerade aus diesem Gebiet ein Beleg angeführt.

Es giebt wohl kaum eine Frage von engerem Spezialinteresse, als die nach den Quellen des Livius, Dionys und Plutarch. In den früheren Jahrhunderten, die einen ausgebildeten Spezialismus noch nicht kannten, ist sie daher auch nie ernstlich gestellt worden. Man nahm, was jene alten Schriftsteller erzählten, gutgläubig als reine Wahrheit hin, und nur wo sie untereinander in Widerspruch standen, suchte man ihn schüchtern auszugleichen. Da erfuhr man denn, dass Romulus und Numa die Verfassung von Rom, Lykurg die von Sparta aus dem Nichts erschaffen hätten, und dass alle Einrichtungen, denen diese Staaten ihre Grösse verdankten, aus der Einsicht und dem klaren Willen jener drei Männer hervorgegangen seien. Was im Altertum möglich gewesen war, musste sich auch in der Neuzeit machen lassen. Man dachte sich also den Staat wie weiches Wachs, das sich in den Händen des Gesetzgebers in jede beliebige Form pressen lasse; es komme nur darauf an, dass man das wahrhaft Vernünftige ausfindig mache, um es dann unverweilt einzuführen. Diese Anschauung erreichte im vorigen Jahrhundert ihre un-

bedingteste Geltung; politisch fand sie zuerst im aufgeklärten Despotismus, dann in der französischen Revolution mit ihrem Kultus der Vernunft ihren Ausdruck. Man weiss es ja, wie die Leiter der Bewegung immerfort die Beispiele des Altertums im Munde führten; dass diese auf ihr ganzes Denken und Handeln von Einfluss waren, unterliegt gar keinem Zweifel. Freilich sah man alle Versuche, den Staat rein „vernünftig“ zu gestalten, elend scheitern; aber wenn man dadurch auch praktisch vorsichtiger wurde, theoretisch war der Standpunkt der sogenannten Aufklärung doch nicht abgethan. Da untersuchte zuerst Niebuhr die Quellen der römischen Geschichte und fand, dass alles, was uns von jenen alten Gesetzgebern erzählt wird, auf ganz späten Zeugnissen beruht. Ein Zeitgenosse, der ihre Thaten schriftlich fixiert hätte, liess sich nicht nachweisen, ja es stellte sich heraus, dass in ihrer Epoche eine Geschichtschreibung überhaupt nicht existiert hatte, folglich auch nichts Glaubwürdiges von ihnen überliefert sein konnte. Wie viele Spezialfragen zu beantworten waren, bis dies Resultat fest und unangreifbar dastand, wie viele Kontroversen sich an jede einzelne knüpften, muss hier unerörtert bleiben. Genug, dass zuletzt alle Urteilsfähigen darin einig waren, Romulus und Lykurg ins Reich der Fabel zu verweisen. Damit aber stand es fest, dass man zu keiner Zeit eine Verfassung nach unbeschränktem Belieben hatte machen können, und das Gesetz des historischen Werdens konnte sich ungehemmt der Volksanschauung einprägen. Wie mächtig es heute nicht nur unser ganzes theoretisches Denken beherrscht, sondern auch auf das Gebiet der praktischen Politik hinüberwirkt, brauch’ ich keinem darzulegen. Wohl aber dürfte es Wenigen bekannt sein, wie es aus der engen Werkstatt des Spezialismus hervorgegangen ist und in vielen hun-

dert Büchern und Abhandlungen, die sich scheinbar mit den entlegensten Dingen beschäftigen — z. B. mit dem Alter der Schrift, der Zeit ihrer Aufnahme in Italien, der Existenz römischer Volksepen und Familienchroniken u. dgl. m. —, sich langsam hat durchkämpfen müssen. Die Meisten, welche gegenwärtig jenes grosse Gesetz als unverlierbaren Teil ihres geistigen Besitzes, als selbstverständliche Voraussetzung jedes historischen und politischen Urteils betrachten, wissen nichts von allen jenen Schriften; selbst die Fachgelehrten haben sie zum grössten Teil vergessen: aber sind die mühsamen Spezialstudien, aus denen sie hervorgingen, darum überflüssig gewesen, weil man sie jetzt, wo ihr Ergebnis allgemein anerkannt ist, nicht mehr braucht? Wer das Brot isst, denkt nicht an den Bauern, der das Korn säete, noch weniger an den Schmied, der dessen Pflug gefertigt hat, oder gar an den Bergmann, der das Eisen dazu aus der Erde beförderte; höchstens lobt er die schmackhafte Leistung des Bäckers: und doch hat dieser um unsere Ernährung das geringste Verdienst.

Unseren Deutschen erfüllt es mit tiefer Entrüstung, dass der preussische Staat für eine Sammlung der lateinischen Inschriften die sehr beträchtlichen Kosten hergiebt. Deutsche Volkslieder sollte man sammeln! Was gehen uns die lateinischen Inschriften an? Er vergisst dabei nur, dass es gar keiner staatlichen Unterstützung bedarf, damit jene gesammelt werden, während das *Corpus Inscriptionum latinarum* ohne eine solche niemals zu stande käme. Die Regierung greift eben ein, wo dazu ein Bedürfnis vorliegt; denn dass jenes monumentale Werk nicht nur den Deutschen, sondern allen zivilisierten Nationen zu gute kommt, darf für sie doch wahrlich kein Grund sein, es im Stiche zu lassen. Welche überraschenden Aufschlüsse auf allen Gebieten des antiken

Lebens wir dem Corpus verdanken und wie tief diese über kurz oder lang auch auf die Erkenntnis unserer eigenen historischen Lebensbedingungen einwirken müssen, davon hat unser Deutscher offenbar keine Ahnung.

Aber mag der Spezialismus auch das Resultat einer notwendigen Entwicklung sein, die auf allen Gebieten zu immer weiterer Arbeitsteilung drängt und folglich auch die Wissenschaft auf die Dauer nicht unberührt lassen konnte; mag er seine Stelle im Haushalte der Kultur auch zweckentsprechend ausfüllen: ist darum der einzelne Spezialist weniger übel dran? Welche grossen Folgen seine mühsame Kleinarbeit haben kann, vermag er nur in den seltensten Fällen zu übersehen. Er streut seinen Samen in die Luft und wartet, ob ihn ein günstiger Wind irgendwo auf gutes Erdreich führe. Dass viele Körner, ja vielleicht die meisten, nutzlos verwehen werden, kann er sich nicht verbergen, und doch haftet an jedem einzelnen der Schweiss saurer Arbeit. Wenn er durch lange Studien dazu gekommen ist, jeden Tagemarsch des grossen Friedrich genau bestimmen zu können oder von jedem Werke der griechischen Literatur zu wissen, durch welche Handschriften es am besten überliefert ist, was weiss er denn damit? Muss in der Beschäftigung mit diesen elenden Kleinigkeiten nicht sein Geist verschrumpfen und die Empfindung für das grosse Ganze der Wissenschaft und der Welt einbüssen? Verkümmert er nicht als Mensch, indem er als Gelehrter „schätzbares Material“ zu Tage fördert?

Man erlaube mir, mit einem Gleichnis zu antworten, dass denjenigen Lesern, welche nicht selber Spezialisten sind, das richtige Verständnis der Sache vielleicht näher bringt. Drei Freunde hatten den Wunsch, Italien recht gründlich und vollständig kennen zu lernen; doch gewährten ihnen ihre Geschäfte nicht mehr als zehn Tage

Zeit dazu. Da sie sich nach langen Beratungen über einen gemeinsamen Reiseplan nicht einigen konnten, zog jeder seines eigenen Weges. Der erste hatte sich aus dem Bädecker alle Merkwürdigkeiten notiert, die mit einem Stern bezeichnet waren. Jetzt durchsauste er mit Extrazügen das Land, mit dem schnellsten Fuhrwerk die Städte, und hielt sich an keinem Ort eine Minute länger auf, als bis er die Gegenstände, die auf seiner Liste standen, flüchtig betrachtet hatte. So gelang es ihm wirklich, sein Pensum innerhalb der gegebenen Frist zu absolvieren, und ganz befriedigt, wenn auch etwas abgespannt, kehrte er heim. Der zweite eilte, ohne sich unterwegs zu verweilen, vom Mont Blanc zum Gran Sasso, von diesem zum Ätna, bestieg die drei Berge und überschaute von ihnen nacheinander den grössten Teil von Ober-, Mittel- und Unteritalien. Damit war seine Zeit abgelaufen, aber auch sein Programm erfüllt. Der dritte fuhr an den Gardasee, schlenderte schönheitstrunken an seinen blauen Wassern hin und rastete zuweilen in den Hütten der Fischer und Winzer, die ihm gern ihre arme Kost vorsetzten und dabei treuherzig von den kleinen Sorgen und Freuden ihres Daseins plauderten. Er zog dann weiter nach Verona, staunte in dem gewaltigen Amphitheater die Grösse des Altertums an und liess vor den stolzen Kirchen, Rathäusern und Geschlechtertürmen den Glauben und die Kämpfe des Mittelalters an seiner Erinnerung vorüberziehen. Er freute sich an der Schönheit der Renaissancepaläste und an dem bunten Treiben der Jetztzeit auf dem malerischen Marktplatze. Er sah nicht nur, was im Bädecker stand, sondern verweilte bei Allem, was seine Aufmerksamkeit erregte, und suchte die Schönheit auf, auch wo sie sich dem flüchtigen Blicke verbarg. Wenige Meilen weiter machte er es erst in Vicenza, dann in Padua und Venedig ebenso, bis auch für ihn

der Tag der Heimreise gekommen war. Er allein war nicht „fertig“ geworden, wie die beiden andern, und obgleich er sich freute, so viel Schönes gesehen zu haben, gedachte er doch mit Wehmut, wie viel mehr ihm noch zu sehen übrig blieb. — Auch für unsere Reise ins Land der Wissenschaft ist uns eine kläglich kurze Zeit zugemessen; denn im Verhältnis zu dem ungeheuren Gebiete ist ein Menschenleben nicht mehr, als zehn Tage für ganz Italien. Welchen jener drei Reisenden sollen wir nachahmen? Der erste ist der sogenannte Gebildete: er hat sich flüchtig mit demjenigen beschäftigt, wovon am meisten gesprochen wird, um auch seinerseits mitreden zu können. Der zweite ist der deduktive Philosoph oder, um das Wort unseres Deutschen zu brauchen, der Makroskopiker: falls er nicht gerade im Nebel tappt, was auf grossen Höhen bekanntlich sehr oft vorkommt, überschaut er von den Bergspitzen seiner Spekulation weite Gebiete, aber er kann nichts darin deutlich wahrnehmen. Der dritte ist der Spezialist: er durchreist nur eine kleine Strecke, hier aber wird er ganz zu Hause. Wenn nichts anderes, so hat er vor seinen beiden Genossen doch das Eine voraus, dass er weiss, wie wenig er weiss, und nicht mit allem Wissenswürdigen fertig zu sein vermeint.

Und kennt er etwa Italien schlechter als die andern beiden? Wird ihm nicht das genaue Durchforschen seines kleinen Ausschnitts auch für Volkscharakter und Landschaft, Geschichte und Kunst des Ganzen ein feineres Verständnis und ein klareres Urteil gewähren, als dem Gebildeten seine Bädeckerweisheit und dem „Makroskopiker“ seine Vogelperspektiven? Wer von einem einzigen Tiere Gliederbau und innere Organe, Lebensfunktionen und Lebensweise bis ins Einzelnste erforscht und alles in seinem Zusammenhange klar begriffen hat, der weiss ohne jeden Zweifel mehr von der Zoologie, als wer den

ganzen Brehm auswendig kann. Wer für einen Zeitraum von wenigen Jahrzehnten alle geistigen und wirtschaftlichen Zustände Europas erschöpfend kennt und in ihrer Weiterbildung versteht, allen Motiven der politisch handelnden Männer nachgegangen ist und alle wirkenden Kräfte überschaut, die für das Gelingen oder Misslingen ihrer Bestrebungen entscheidend waren, ist tiefer in die Gesetze der historischen Entwicklung eingedrungen und folglich ein besserer Historiker, als wer bei jeder Jahreszahl seit Schöpfung der Welt die dazu gehörigen Ereignisse herzubeten weiss. Dabei vergesse man nicht, dass sich der Spezialismus regelmässig über der allgemeinen Bildung aufbaut, welche uns die Schule verleiht und die ein reger Geist immer durch mannigfache Lektüre frisch erhalten und vervollständigen wird. Auch der Spezialist weiss von allen Wissenschaften etwas, von den meisten sogar mehr, als die Universalisten der alten Zeit wussten und wissen konnten. Aber er weiss auch aus den Studien seines besonderen Faches, dass solch ein flüchtiger Überblick den Namen des wirklichen Wissens gar nicht verdient, und wird sich daher vor dem leichtsinnigen Absprechen hüten, das der Halbbildung eigen ist und ganz besonders in dem Buche unseres Deutschen sein Unwesen treibt.

Denn was ist leichtsinniger und frivoler, als seine Schmähungen über grosse deutsche Gelehrte, von deren Werken er höchstens ein paar Broschüren oder populäre Vorträge kennt! Dass unser Deutscher — doch was reden wir noch immer von „unserem Deutschen“! Solange man über Meinungen streitet, mag Anonymität am Platze sein; wer Personen angreift, der soll auch mit seiner Person dafür einstehen. — Dass also Herr Doktor Julius Langbehn, der seines Zeichens Archäologe ist, die Bücher des Physikers Helmholtz und des Juristen Ihering,

des Physiologen du Bois-Reymond und der Historiker Ranke und Mommsen kennt und nach Gebühr würdigen kann, wird doch er selbst nicht behaupten wollen. Für sie alle einzutreten, ist nicht meines Amtes, da ich über die Leistungen der meisten ebenso wenig ein Urteil habe, wie mein Gegner, und Spezialist genug bin, um nicht über Dinge zu reden, von denen ich nichts verstehe. Ich beschränke mich daher auf Mommsen, dessen meiste Schriften, wenn auch lange nicht alle, ich gelesen und nachgeprüft habe. Herrn Langbehn erscheint er als der charakteristische Vertreter des Spezialismus; mir auch, aber in ganz anderem Sinne. Wenige Männer unserer Zeit besitzen einen so weiten Interessenkreis und ein so universales Wissen wie Mommsen, aber in grossartiger Selbstbeschränkung hat er seine produktive Thätigkeit auf die Geschichte eines einzelnen Zeitraums konzentriert, um diese vermöge seiner mannigfachen Kenntnisse von allen Seiten her zu beleuchten und dann wieder ihr Licht nach allen Seiten hin ausstrahlen zu lassen. Der „kundige Thebaner", mit dem wir es hier zu thun haben, nennt ihn kalt und seelenlos. Daraus folgt, dass er nicht einmal Mommsens „Römische Geschichte", die nicht nur in unserer Wissenschaft, sondern auch in unserer Nationalliteratur eine hervorragende Stelle einnimmt, gelesen haben kann; denn aus jeder Seite dieses herrlichen Buches schlägt die helle Flammenglut der Seele mit solcher Gewalt hervor, dass sie selbst dem Blindesten nicht hätte verborgen bleiben können. Er beurteilt ihn also nur aus seinem Verhalten zu Bismarck, das auch ich nicht verteidigen will. Wer aber einen Mommsen verunglimpft, nur weil er als Politiker nicht selten geirrt hat, der handelt nicht anders, als wenn er Friedrich den Grossen einzig nach seiner dichterischen Begabung oder Goethe nach seiner Farben-

theorie abschätzen wollte. Die Beziehung aller Einzelheiten auf das Ganze verlangt auch Herr Langbehn mit Recht von der Wissenschaft, und nie hat ein Gelehrter dieser Forderung vollkommener entsprochen, als der grosse Spezialist, den er anzubellen wagt.

Freilich leisten dies nicht alle Spezialisten, ja vielleicht nur ein sehr kleiner Teil. Denn mit dem „Vorherrschen und Vordringen der Mittelmässigkeiten im heutigen wissenschaftlichen Leben“ hat es seine Richtigkeit. Aber das ist kein unterscheidendes Kennzeichen des heutigen wissenschaftlichen Lebens, sondern niemals ist es anders gewesen, weil eben zu allen Zeiten die Mittelmässigkeit sich unendlich zahlreicher vertreten fand, als die grossen Geister. In früheren Epochen fällt es uns nur deshalb weniger ins Auge, weil ihre mittelmässigen Leistungen meist vergessen sind und nur die bedeutenden im Gedächtnis der Nachwelt fortleben. Oder meint man etwa, dass die Bücher des Ortvinus Gratius und der anderen Kölner Professoren, denen der Spott Huttens und seiner Genossen die Unsterblichkeit gesichert hat, geistreicher und tiefer waren, als die der heutigen Dutzendgelehrten? Aber wenn sich in vielen Spezialisten Kleinlichkeit und Geistesöde mit lächerlichem Hochmut verbunden zeigen, ist daran der Spezialismus schuld? Die Universalisten, die über alle Dinge mitsprechen wollen und doch von keinem etwas Rechtes wissen, sind noch unleidlichere Gesellen. Auch die meisten Maler bleiben hinter dem zurück, was sie sollen und erstreben; aber Keiner schätzt den Wert der Malerei als solcher nach denjenigen Bildern, welche man auf dem Trödelmarkte kaufen kann. Und eine Richtung der Wissenschaft will man verurteilen, weil in ihr, wie auf allen geistigen Gebieten, die zahlreichsten Vertreter nicht die besten sind!

Welcher Unsinn würde dabei herauskommen, wenn alle diese Köpfchen, wie unser Deutscher es verlangt, in grossen philosophischen Gesichtspunkten machen wollten! Man freue sich, dass der Schuster bei seinen Leisten bleibt! Wenn solche Käuze in irgend einem abgelegenen Schriftsteller die Vokabeln zusammensuchen, die noch in den Wörterbüchern fehlen, oder den Gebrauch des *ut* bei Cicero feststellen, so machen sie Arbeit, zu der sie taugen, und die von geschickteren Händen verwertet, unter Umständen ganz brauchbar werden kann. Denn auch darin liegt ein Vorzug des Spezialismus, dass er eine nützliche Verwendung für Menschen ermöglicht, die bei universellem Streben im besten Falle Schwätzer geworden wären. Dass die Kärrner der Wissenschaft oft stolzer sind als ihre Könige, ist dem gegenüber ein sehr geringes Übel. Man lasse ihnen doch für ihre fleissige, wenn auch geistlose Arbeit, die oft mit herber Entsagung verbunden ist, den kargen Lohn, den jene Aufbauschung ihres Selbstbewusstseins ihnen gewährt!

An dieser Stelle können wir auf die Frage zurückkommen, welche wir an die Spitze dieses Abschnittes gestellt haben, ob nämlich die Wissenschaft in ihrer gegenwärtigen Entwicklung noch imstande sei, die Kunst zu befruchten? Eigentlich können wir uns ihre Beantwortung sparen, da die Erfahrung selbst hinlänglich Antwort giebt. Wir wollen nicht bei den archäologischen Bildern eines Alma Tadema und Siemiradzki verweilen oder bei der langen Reihe historischer Romane von Walter Scott bis auf Ebers und Dahn herab. Auch auf die bedeutsame Rolle, welche die Darwinsche Theorie der Vererbung in den Romanen Zolas, den Dramen Ibsens spielt, sei nur flüchtig hingewiesen. Eine etwas genauere Erörterung erfordert dagegen eine fundamentale Eigenschaft der modernen Kunst, die meines

Erachtens mit der spezialistischen Richtung der Wissenschaft im engsten Zusammenhange steht.

Man hat es oft bejammert, dass unsere Malerei nicht monumental zu sein versteht. Auch unser Deutscher stimmt merkwürdigerweise in diese Klage ein, obgleich seinen Rembrandt und mit ihm die ganze holländische Kunst genau derselbe Vorwurf trifft. Wir halten die Thatsache für richtig, aber den Vorwurf als solchen nicht für berechtigt. Eine jede Kunst thut, was sie soll, sobald sie die Anschauungen ihrer Zeit in das Gewand kleidet, welches ihnen am besten steht. Die Engländer Shakespeares haben nichts in den bildenden Künsten, die Holländer Rembrandts nichts in der Dichtung geleistet, weil jenen die Poesie, diesen die Malerei den einzig entsprechenden Ausdruck ihres Gedankenlebens bot. Will man ihnen diese Einseitigkeit, auf der ihre Grösse beruht, zur Sünde rechnen? Auch gegenwärtig soll man nicht danach fragen, ob eine monumentale Malerei vielleicht wünschenswert wäre, sondern nur danach, ob die Kunst, welche wir haben, den Ideen unserer Zeit gerecht zu werden vermag. Thut sie das, so ist es für ihre innere Grösse ganz gleichgiltig, ob man den Umfang der Bilder nach Zollen oder nach Klaftern misst.

Eine monumentale Kunst kann nur idealistisch sein. Sie muss die Menschen, die sie darstellt, zu Heroen erheben; zu diesem Zweck aber muss der Künstler, wenn er nicht unwahr sein will, an ein Heroentum glauben. Das thaten die Griechen, denen der Homer Geschichte war; das thaten die Männer der Renaissance, vor deren Augen das Altertum von überirdischem Glanz umflossen strahlte; das that endlich noch der naive Katholicismus eines Cornelius. Rembrandt hatte zur Antike gar kein Verhältnis, und die heiligen Gestalten des Christentums stellte er sich nicht als hehre Götter unnahbar gegen-

über, sondern zog sie als liebe Freunde an sein Herz. Mit lebhaftester Einbildungskraft stellte er sich vor, wie die Geschichten, welche die Bibel erzählt, hätten aussehen müssen, wenn sie sich vor seinen Augen und mitten unter seinesgleichen ereignet hätten, und malte sie so. Was er in dieser Art geschaffen hat, übertrifft an Tiefe und Innigkeit der Empfindung alle Werke der monumentalen Künstler; aber monumental konnte es eben darum nie werden, weil es schlicht menschlich, nicht heroisch war. Die Jetztzeit empfindet infolge ihrer gelehrten Forschungen den Unterschied der Geschichtsepochen zu lebhaft, als dass sie sich einbilden könnte, Christus und seine reine Mutter unter Menschen, wie wir sind, wandeln zu sehen. Wenn Gebhardt und Uhde sich stellen, als thäten sie dies, so ist das nichts anderes als bewusste Nachahmung der alten Kunst, über deren innere Unwahrheit kein Glanz der Technik hinwegtäuschen kann. Aber wenn wir die historischen Gestalten nicht mehr, wie Rembrandt, als Fleisch von unserem Fleisch betrachten können, so sind wir doch noch weiter davon entfernt, in ihnen Heroen zu erblicken. Denn die Spezialforschung unserer Zeit, die auch scheinbare Nebendinge nicht vernachlässigt, hat uns gelehrt, dass selbst der grösste Mensch seine kleinen Seiten hat. Dies thut unserer Bewunderung für ihn keinen Abbruch, im Gegenteil, seine Fehler und Schwächen bringen ihn unserem Herzen nur menschlich näher; aber sie erscheinen uns zugleich für seine Person zu wesentlich und charakteristisch, als das wir von ihnen abstrahieren könnten, ohne unser eigenes Empfinden Lügen zu strafen. Diese Abstraktion aber wäre die erste Vorbedingung, um das Bild des Mannes ins Heroische und damit ins Monumentale zu steigern. Ein Maler, der das vermochte, war Wilhelm v. Kaulbach, aber seine Bilder wollen Keinem mehr gefallen.

Wir nennen sie leer und hohl, weil sie keine individuellen und charakteristischen Gestalten zeigen, und erkennen nicht, dass, wenn sie dies thäten, sie nicht monumental sein könnten. Denselben Vorwurf kann man allenfalls auch gegen Rafael und Michelangelo erheben, doch ihnen gegenüber wäre er kein Vorwurf mehr. Denn sie glaubten an die unpersönlichen Götter und Helden, die sie malten, während der Idealismus eines Kaulbach ein unwahrer und gemachter ist, aber in unserer Zeit auch gar nicht anders sein konnte. Man höre also auf, nach einer monumentalen Kunst zu schreien, und nehme die Geschenke der gnädigen Götter dankbar an, wie sie uns geboten werden. Namentlich aber verurteile man keine wissenschaftliche Richtung, die an sich gut und notwendig ist, weil ihr Ausdruck in der Kunst nur ein realistischer sein konnte. Ein dauernder Fortschritt der Menschheit als Ganzes ist mit einem zeitweiligen Rückschritt der Kunst, wenn hier von einem solchen die Rede sein kann, wahrlich nicht zu teuer bezahlt.

Fünftes Kapitel.

Die Museen.

„Ein Kunstwerk," schreibt unser Deutscher, „ist wie das einzelne Wort einer Sprache; es hat nur Wert durch den Zusammenhang, in welchem es jeweilig steht; in dieser Hinsicht gleichen unsere Museen Wörterbüchern, welche die Worte zusammenhangslos an der Schnur aufreihen." Dies ist an sich nicht unrichtig; nur kann man, was hier vom Kunstwerk ausgesagt wird, ganz ebenso auf jeden beliebigen Gegenstand anwenden. „Ein Mensch ist wie das einzelne Wort einer Sprache; er hat nur Wert durch den Zusammenhang, in welchem er jeweilig steht," d. h. in Staat, Nation, Gesellschaft. Auch wenn ich dies ausspreche, wird mich Keiner Lügen strafen, und ebenso wenig, wenn ich die ganze Erde nur ein einzelnes Wort im Zusammenhange des Weltsystems nenne. Doch andererseits sagt man mit nicht geringerem Rechte, dass selbst im Wassertropfen sich die Welt spiegele; den Menschen heisst man einen Mikrokosmos, und das Kunstwerk betrachtet man nur dann als vollendet, wenn es ein in sich abgeschlossenes Ganzes ist. Es kommt eben Alles auf den Standpunkt an, von dem aus man die Dinge betrachtet. Jedenfalls aber hat der Satz unseres Deutschen nur dann einen Sinn, wenn hinzugefügt oder doch hinzugedacht wird, innerhalb welchen Zusammenhanges das Kunstwerk als untergeordnetes Glied erscheint.

Zunächst wird man an den Zusammenhang der Kulturepoche denken, in der es entstanden ist und die es

in sich repräsentiert. Den kann nur die Geschichtsforschung herstellen; in diesem Sinne aufgefasst, wird also das Kunstwerk zur historischen Quelle. Als solche aber erfüllt es seinen Zweck am besten, wenn es mit vielen anderen seiner Art an derselben Stelle hängt, so dass der Gelehrte bequem vergleichen und kombinieren kann. Hier, wenn irgendwo, sind die „Wörterbücher" am Platze.

Unseres Deutschen Meinung wird dies freilich kaum gewesen sein; denn wie sollte er die hohen Werke der Kunst zu Hilfsmitteln ihrer gemeinen Dienerin, der Wissenschaft, erniedrigen wollen! Jedenfalls denkt er an einen anderen Zusammenhang; also vielleicht den des Raumes, für welchen das Kunstwerk geschaffen ist? Nur befindet sich leider von den hervorragenden Bildern und Statuen vergangener Zeiten nicht der hundertste Teil mehr an seinem ursprünglichen Platz und kann auch beim besten Willen nicht dahin zurückgebracht werden, weil in den meisten Fällen die Räume selbst längst untergegangen sind. Einzig die Werke der Architektur stehen noch, soweit sie erhalten sind, wo sie immer gestanden haben. Aber in denjenigen Städten, welche mit der Zeit fortschreiten, hat sich alles um sie her so verändert, dass auch sie meist aus ihrem „Zusammenhange" gerissen sind. Fast überall sieht man Gebäude der Gothik und Renaissance, des Rokoko und der Neuzeit bunt durcheinander; die Wirkung ist noch weniger einheitlich als in unseren Museen, wo doch wenigstens in demselben Gelasse die Schöpfungen der gleichen Zeit und Schule vereinigt zu sein pflegen.

Die Fresken der italienischen Kirchen befinden sich zwar mit wenigen Ausnahmen noch in ihrer alten Umgebung, aber wer sie dort gesehen hat, wird es oft bitter beklagt haben, dass man sie nicht wegnehmen und

in irgend einem Museum aufhängen kann. Denn meist beginnt die Malerei gerade in derjenigen Höhe, wo ein normales Auge aufhört, die Einzelheiten deutlich wahrzunehmen, und erstreckt sich dann bis zu den hochgeschwungenen Gewölben empor, wo selbst der Weitsichtigste kaum noch Umrisse und grosse Farbenmassen unterscheidet. Vielleicht ist der Herr Küster bei Laune und schleppt uns gegen gutes Trinkgeld eine himmelhohe, schwankende Leiter herbei; dann sieht man wenigstens leidlich, wenn auch unter steter Lebensgefahr. Im anderen Falle muss man sich eines scharfen Opernglases bedienen, dessen Rundung uns immer nur kleine Ausschnitte der Bilder zeigt und nie die Gesamtkomposition zur Geltung kommen lässt. Welche Qualen erleidet man nicht in der Sixtinischen Kapelle! Wir wissen, dass achtzig Fuss über uns sich die herrlichsten Werke Michelangelos befinden, und martern uns mit aufgerecktem Halse, von den weihrauchgeschwärzten Bildern so viel zu unterscheiden, wie wir eben können, bis uns der Nackenschmerz zum Aufhören zwingt. Jeder, der in Rom gewesen ist, wird mir bestätigen, dass in diesem Falle gute Photographien einen viel grösseren Genuss gewähren, als die Originale selbst[1]). Und nicht viel besser ist es mit den Altarbildern; entweder hängen auch sie übermässig hoch oder im tiefsten Dunkel oder in so ungünstigem Lichte, das von jedem beliebigen Standpunkt

---

[1]) Während des Druckes erhalte ich aus Rom den Brief eines Freundes, der mir unter anderem Folgendes schreibt: „Einen besonderen Vorteil gewährte die Pulverexplosion dadurch, dass man die Sixtinische Decke infolge der zersprungenen lichtraubenden Fenster zum erstenmale in vortrefflicher Beleuchtung erblickte.“ Also es bedurfte einer Pulverexplosion, damit die Glücklichen, die zu jener Zeit in Rom waren, die Fresken Michelangelos, wenn auch immer noch in unnahbarer Höhe, so doch wenigstens bei genügendem Lichte zu sehen bekamen.

aus die Spiegelung des Firnisses einen Teil des Gemalten unsichtbar macht. Das man sie bequem und deutlich sehen kann, wie regelmässig in den Museen, gehört zu den allerseltensten Ausnahmen.

Man hält es meist für selbstverständlich, dass das Kunstwerk an seinem ursprünglichen Platze am besten wirken müsse, weil der Künstler bei seiner Schöpfung ja eben diesen Platz im Auge gehabt habe. Man vergisst dabei nur, dass die Rücksichtnahme auf das vorhandene Licht, auf die Höhe, auf den voraussichtlichen Standpunkt des Beschauers und andere Momente dieser Art, die bei einem gegebenen Aufstellungsort in Betracht kommen, schon ein sehr bewusstes, ja raffiniertes Schaffen voraussetzt. Der naive Künsler malt zunächst für sich selbst, nicht für ein gedachtes Publikum, das sein Werk an der oder jener Stelle beschauen soll. Er freut sich, wenn das, was er unter seinem Pinsel entstehen sieht, dem Bilde entspricht, das er in Kopf und Herzen trägt, und grämt sich nicht zu sehr darum, ob es aus dem Lichte des Ateliers in das der Kirche versetzt, noch dieselbe Wirkung üben werde. Denn seine Freude ist vielmehr das Schaffen selbst als der Erfolg. Freilich giebt es zahlreiche Ausnahmen, aber sehr selten erreichen die Kunstmittel, die im Hinblick auf den künftigen Platz des Bildes angewandt werden, ihre Absicht. Die kühnen Verkürzungen in den Deckengemälden eines Correggio, Paolo Veronese und Tiepolo bringen den Eindruck, als wenn die gemalten Personen sich körperlich über uns befänden, nur höchst mangelhaft hervor, von den Pferdebäuchen der Guercinoschen Fama, die wir in der Villa Ludovisi oft belacht haben, ganz zu geschweigen. Alle diese Bilder wären viel schöner, wenn sie ohne Rücksicht auf ihren Ort so gemalt wären, als ob der Beschauer sie vor sich, nicht über sich hätte,

und falls man sie in ein Museum versetzen könnte, würden sie, hoch genug gehängt, von ihrer mässigen Wirkung kaum etwas einbüssen. Und vollends die Gemälde naiver Künstler, die unsere Zeit ja viel mehr anziehen, pflegen bei einem solchen Ortswechsel nur zu gewinnen. Von dem grossen Altarwerk der Brüder van Eyck befinden sich die Mittelstücke noch in Gent an der Stelle, für die sie gemalt wurden; die Flügel sind teils im Berliner, teils im Brüsseler Museum. Wer die zerstreuten Tafeln nacheinander sieht, wird unbedingt zugestehen, dass die in ihrer Heimat zurückgebliebenen, obgleich sie zum Teil vielleicht die besten sind, doch den geringsten Eindruck machen. Sie hängen eben so hoch und so dunkel, dass die Feinheit ihrer zierlichen Kleinmalerei ganz verloren geht.

Doch unser Deutscher redet ja nur von dem jeweiligen Zusammenhange; er giebt also zu, dass ein Kunstwerk seinen Ort ohne Schaden wechseln kann, dafern es nur wieder in einen Zusammenhang eingefügt wird. „Denn ein einzelner Gegenstand kann nur künstlerisch wirken, wenn er sich einem grösseren Ganzen ein- und unterordnet.“ „Barbierbecken gehören ins Barbierhaus, Augen in den menschlichen Kopf und Bilder in die Kirchen, Staatsgebäude oder Privathäuser! Verwende man daher nicht allzuviel Neigung und Kosten auf jene methodisch geordneten Rumpelkammern (d. h. die Museen); lieber schmücke man das eigene Heim und das eigene Leben, nach heutigen Verhältnissen, künstlerisch aus.“ Sein „Zusammenhang“ ist also der einer geschmackvollen Einrichtung; mit anderen Worten, er weist einem Gemälde Rembrandts ungefähr dieselbe Stelle an, wie einem blanken Messingleuchter, oder vielmehr eine noch niedrigere, denn aus der Farbenharmonie eines schöngeschmückten Zimmers wird dieser ohne Zweifel prächtiger

hervorleuchten, als ein altergebräuntes Bild. Oder soll der ganze Raum nur gewissermaassen als Rahmen dienen, um das Kleinod in seiner Mitte besser zur Wirkung zu bringen? Dies liesse sich eher hören, wäre aber für die Bewohner doch verzweifelt unbequem. Die nötigen Einrichtungen für diesen Zweck wären also gleichfalls nur in einem Museum zu treffen.

Freilich sind die meisten Werke der bildenden Kunst zum Schmuck irgend welcher Räume geschaffen; aber wenn ein Genie sein inneres Leben in ihnen verkörpert hat, wachsen sie immer über diesen ursprünglichen Zweck hinaus. Der Gedanke, dass die Disputa und die Schule von Athen nur dazu da seien, um die Wandflächen eines Zimmers farbig zu beleben, muss uns lästerlich erscheinen, obgleich Rafael und seine Auftraggeber ohne Zweifel von dieser Anschauung ausgegangen sind. Für die Nachwelt aber hat sich das Verhältnis umgekehrt; für sie haben jene Räume nur insofern noch einen Wert, als die grössten Werke des grössten Malers untrennbar mit ihnen verbunden sind, und Keiner würde es wagen, sie profaner Benutzung zu übergeben. Meint man, dass es der Würde der Kunst besser entspräche, wenn die Absichten Rafaels auch jetzt noch ausgeführt würden und Seine Heiligkeit in diesen Gemächern ihre Wohnung aufschlüge, wie dies Julius II. und Leo X. geplant haben? Da aber das Kunstwerk, sobald es sich über das Gewöhnliche erhebt, immer aufhört, ein blosses Dekorationsstück zu sein, und nicht nur für seinen Schöpfer, sondern auch für das Publikum zum Selbstzweck wird, so ist es auch ganz angemessen, dass man Gebäude schafft, die nur dazu eingerichtet sind, solche Kunstwerke zu bewahren und ihren Genuss möglichst zu erleichtern.

Um einen Innenraum anmutig zu schmücken, damit ein farbenfreudiges Auge in sattem Geniessen über seine

Wände hingleite, würde ein Ferdinand Bol oder auch ein Dietrich genau dieselben Dienste leisten wie ein echter Rembrandt. In dieser Beziehung kommt vielmehr darauf an, dass das Kolorit des Bildes zur Farbe der Möbel und Tapeten passe, als dass sein innerer Gehalt ein tiefer sei. Erst wenn man sich in das einzelne Kunstwerk versenkt, tritt der Unterschied zwischen den Leistungen des geschickten Technikers und des Genies hervor; dann aber wird man einem Rembrandt oder Rafael gegenüber auch vergessen, ob man sich in einem „stilvoll“ eingerichteten Salon oder in einer Scheune befindet. Mit gutem Bedacht hat man in Dresden die Sixtinische Madonna in ein ganz leeres und schmuckloses Zimmerchen gesetzt. Oder ist Jemand der Meinung, dass, wenn man vor ihr Wachskerzen, Kreuze und Blumensträusse aufbaute, wie sie auf den Altären der Kirchen stehen, diese Herstellung ihres ursprünglichen „Zusammenhanges“ ihren Eindruck im mindesten steigern könnte? Wer ein echtes Kunstwerk nicht historisch studiert, sondern einfach auf sich wirken lässt, für den verschwindet jeder Zusammenhang, in dem es ihm vorgeführt wird. Nicht als ein einzelnes Wort erscheint es ihm, das erst in Verbindung mit anderen Worten seine Bedeutung gewinnt, sondern als eine abgeschlossene Welt. Nur die Werke der Architektur und der ornamentalen Kleinkunst machen eine Ausnahme; aber der Grund liegt ausschliesslich darin, dass dies die einzigen Künste sind, die niemals den ganzen Menschen mit so unwiderstehlicher Gewalt ergreifen können, dass er über ihrem Genusse seine sonstige Umgebung vergisst.

Mit Recht spottet unser Deutscher der „Meiningerei“; aber worin besteht denn der Fehler derselben, wenn nicht darin, dass durch sie das Dichterwerk selbst dem Prunke seiner Inscenierung gegenüber zur Neben-

sache wird? Und doch vertritt er die Meinung, ein Rembrandt sei einzig dort am Platze, wo er von geschnitzten Möbeln und blanken Sächelchen umgeben ist, welche die Aufmerksamkeit nur von ihm abziehn können!

Allerdings ist es wahr, dass man das einzelne Kunstwerk nicht so gut in einem Museum wie in einer Privatsammlung geniesst, und zwar ist dieser Genuss desto grösser, je kleiner sie ist. Das liegt in erster Linie daran, dass Tausende von Gemälden und Statuen, nacheinander betrachtet, notwendig eine gewisse Übersättigung hervorbringen müssen, während man einer kleinen Zahl gegenüber bis zuletzt die volle Genussfähigkeit behält. Dazu kommt, dass in den grossen Galerien meist der Raummangel dazu zwingt, die Bilder gar zu nahe nebeneinander zu hängen. Dadurch wird der Blick immer wieder von dem einen zu dem anderen abgelenkt, und man gewinnt nicht leicht die Konzentration, um sich in jedes Einzelwerk ganz zu vertiefen. Doch dieser Vorzug der Privatsammlungen wird dadurch mehr als aufgewogen, dass er nur einer verschwindend kleinen Zahl von Menschen zu gute kommt.

Ich möchte wohl wissen, wie viele unser Deutscher zu Gesicht bekommen hat! Ich für meine Person bin in dieser Beziehung glücklicher gewesen als die Meisten, und doch wie manchen Gang hab' ich vergebens gethan, wie manche Unannehmlichkeit hat mir den Genuss verbittert! Ein Beispiel aus vielen möge dies illustrieren. Die Verwendung der deutschen Botschaft hatte mir in London den Zutritt zu einer der berühmtesten Privatsammlungen Englands und der Welt verschafft. Ich wurde von dem Lakaien in den Galerieraum geführt und fand dort viele schöne Kunstwerke, aber gerade diejenigen, deren Ruf am weitesten verbreitet ist und mich

namentlich angelockt hatte, fehlten. Ich fragte den Diener und erfuhr, dass sie in den Wohnzimmern des Lords und der Lady hingen, also gerade in der Weise verwendet seien, wie unser Deutscher es verlangt. Da der Hausherr verreist sei und die Herrin bald auszufahren gedenke, werde es möglich sein, mir auch diese Bilder zu zeigen. Nach einer Stunde ungeduldigen Wartens wurde ich in das Gemach der Lady geführt, dessen Ausschmückung mich denn freilich mein Zeitopfer nicht bedauern liess. An den Wänden des kleinen Raumes hingen zwei weltberühmte Rafaels, zwei herrliche Tizians, von den Bildern eines Claude Lorrain, Salvator Rosa, Albert Cuyp ganz zu geschweigen. Alles verriet, dass das Zimmer in stetem Gebrauche sei; auf den Tischen lagen weibliche Handarbeiten, auf den Stühlen Bilderbücher, Steckenpferde und Bälle, die wohl schon so manches Mal den Rafaelischen Madonnen an den Kopf geflogen sein mochten. Daneben befanden sich die Gemächer des Lords, die kaum minder reiche Schätze enthielten. Eine Viertelstunde mochte ich diese Herrlichkeiten betrachtet haben, als plötzlich ein Diener hereinstürzte: Ich solle schnell hinaus, der Wagen der Lady sei in Sicht; aber sie werde wohl nicht lange verweilen. Ich eile in die Galerie zurück und verbringe dort wieder eine unendliche Stunde in peinlichem Warten, was in einer fremden Stadt, in der man wenig Zeit und sehr viel zu sehen hat, nicht zu den Annehmlichkeiten gehört. Endlich öffneten sich die Pforten des Paradieses zum zweitenmal, und dank den Visiten der Lady blieb mir einige Musse. Bei einem anderen Besuch sollte ich noch glücklicher sein. Auf dem Flur machte ich die Bekanntschaft des Beneidenswerten, der einst diese Schätze erben sollte — damals war es noch ein fünfjähriges Bübchen —, und unter so hoher Protektion

durfte ich mich dann ein Stündchen lang ungestörtem Genusse hingeben.

Von solchen Zufälligkeiten hing es ab, ob ich Bilder, die einen Weltruf haben und wahrlich auch der Welt gehören sollten, zu sehen bekam oder nicht. Andere Sammlungen von kaum geringerer Bedeutung, darunter auch die der Königin, konnte mir selbst die Verwendung der deutschen Botschaft nicht öffnen, weil die Besitzer verreist waren und während ihrer Abwesenheit alle ihre Schätze unter Leinwand und Musseline begraben lagen. Auf dem Festlande sind die Privatgalerien zwar meistens leichter zugänglich als in England. Wer einen wohlklingenden Titel führt oder sich als Kenner ausweisen kann, dem werden sich die meisten aufthun; in einigen genügt sogar ein Trinkgeld an den Bedienten. Aber selbst wo die Eigentümer ihren Kunstbesitz in der grossherzigsten Weise dem Publikum zur Verfügung stellen, sind doch die Meisten zu schüchtern, die gern gewährte Erlaubnis zu erbitten oder auch ohne dies den Eintritt zu versuchen. In Hamburg steht die Sammlung Weber an Bedeutung weit über der städtischen Kunsthalle und ist nicht weniger zugänglich. Trotzdem sind ihre Räume fast immer leer, während es in dieser nie an Besuchern mangelt. So bleibt trotz einiger Ausnahmen doch die Regel bestehen, dass an denjenigen Kunstwerken, die sich im Privatbesitz befinden, fast Keiner eine reine und ungestörte Freude hat.

Das gilt in den meisten Fällen auch von den Besitzern, namentlich wenn sie jene Schätze nicht selbst gesammelt, sondern von ihren Vätern ererbt haben. Man denke von der Kunst so hoch, wie man wolle, so wird man doch nicht leugnen können, dass ein Eindruck, der sich Tag für Tag und Stunde für Stunde wiederholt, sich zuletzt abstumpfen muss. Selbst ein Rafael

oder Rembrandt wird uns allmählich nur zu einem gewohnten Farbenfleck an der Wand, den wir kaum mehr beachten. Allerdings werden diejenigen, welche Gemälde, Kupferstiche oder Skulpturen sammeln, in der Regel, wenn auch nicht immer, Kenner sein. Sie haben also meist ein Verständnis für das Schöne, stehen anfangs vielleicht täglich mit Entzücken vor ihren Bildwerken, und wenn sich die Begeisterung allmählich abgekühlt hat, so bleibt ihnen doch der berechtigte Stolz auf dasjenige, was sie durch eigenes Geschick und eigenes Glück gewonnen haben. Bei ihren Erben aber fällt auch dieser weg. Sie haben schon als Kinder, lange ehe sie die Grösse eines Rembrandt oder Rubens verstehen konnten, deren Bilder immer vor sich gesehen und finden daher, wenn sie erwachsen sind, gar nichts Besonderes mehr daran. Die Abstumpfung ist bei ihnen schon eingetreten, ehe die Wirkung sich geltend machen konnte. Es ist daher eine ganz gewöhnliche Erscheinung, dass die Söhne begeisterter Kenner und Sammler gar kein Kunstverständnis besitzen und die ererbten Schätze, deren Vereinigung ihr Vater zu seinem Lebenszweck gemacht hatte, so schnell wie möglich in flüssigere Schätze umsetzen. Und im Grunde ist dieses Verfahren auch ganz verständig; denn wozu sollte man an einem Besitze festhalten, der für uns wertlos geworden ist? Die englische Aristokratie bewahrt freilich, durch Familienstolz geleitet, ihre Sammlungen oft durch mehrere Generationen; denn ihr Reichtum pflegt gross genug zu sein, um das Brachliegen von ein paar Millionen als geringe Einbusse erscheinen zu lassen. Doch haben die Nachkommen der Earls und Lords gewiss kein grösseres Vergnügen an ihrem überkommenen Kunstbesitz, als die Sprösslinge unserer Börsenbarone.

Allerdings sind die Privatgalerien nicht überflüssig.

Wenn nur öffentliche Institute kauften und sammelten, so könnten die modernen Maler verhungern; und auch die Werke der Alten würden nicht mit solcher Sorgfalt konserviert, mit solchem Spürsinn in allen versteckten Winkeln aufgestöbert werden, wenn sie nicht durch die Konkurrenz der Privatsammler so hohe Preise erzielten. Doch dass die Künstler, wie unser Deutscher es will, zu Erziehern der Nation werden, ist, wenn überhaupt, nur durch die grossen Museen zu erreichen. Was würde er selbst von seinem Rembrandt wissen, wenn sie nicht wären? Er ermahnt uns, nicht zu viel Kosten auf jene „methodisch geordneten Rumpelkammern“ zu verwenden, sondern lieber das eigene Heim künstlerisch auszuschmücken. Wenn er mir zu diesem Zwecke ein paar Rembrandts schenken will, so verspreche ich ihm, sie an der bestbeleuchteten Stelle meines Salons aufzuhängen und täglich davor an meiner „Erziehung“ zu arbeiten. Da er aber dies voraussichtlich nicht thun wird, so bleiben ich und meinesgleichen für jeden grossen Kunstgenuss auf die Institute des Staates angewiesen. Wie Viele giebt es denn unter den Gebildeten, die, ich will nicht sagen einen Rembrandt, sondern nur ein erträgliches Ölgemälde von einem modernen Maler zweiten Ranges kaufen können, wie Viele, die sich nicht sehr besinnen müssen, ehe sie auch nur die fünf Mark ausgeben, die eine gute Photographie zu kosten pflegt! Unser Deutscher hält nicht viel von der Geldaristokratie, und doch ist die Art des Kunstgenusses, die er als die einzig berechtigte gelten lässt, nur Millionären möglich. Oder wünscht er etwa, dass er und ich und unseresgleichen immer von ihrer Gnade abhängig bleiben und jedesmal, wenn wir ein gutes Bild sehen wollen, sie höflich um Eintritt in ihre geschmückten Wohnräume bitten sollen? Da halt' ich mich doch

lieber an die „methodisch geordneten Rumpelkammern“.

Wo ein berechtigtes Bedürfnis Vieler nachweisbar ist, das doch nur sehr Wenige aus eigenen Mitteln befriedigen können, da ist das Eintreten des Staates durchaus am Platze. Längst hat er es als seine Aufgabe erkannt, nicht nur für den Rechtsschutz, sondern auch für die Wohlfahrt seiner Bürger zu sorgen. Selbst die Tendenzen des Sozialismus, soweit nicht Umsturz, sondern Reform ihr Inhalt ist, hat er sich in neuester Zeit teilweise zu eigen gemacht. Was ist mehr in ihrem Sinne, als auch den höchsten Genuss, den das Leben gewährt, die Freude an der Kunst, zum Gemeingut Aller zu machen! Freilich wird dies nicht dadurch allein erreicht, dass man die Mittel jenes Genusses Jedermann zur Verfügung stellt; auch die Empfänglichkeit dafür muss geweckt werden. Ein grosser Schritt dazu ist schon durch die Entwicklung des Kunsthandwerks geschehen. Weiten Kreisen hat sie ein Verständnis für das Schöne der Form erschlossen, denen vorher jede Empfindung dafür fehlte; und der gewerbliche Unterricht kann es steigern. Was aber erst bis zum Handwerker hinabgedrungen ist, das wird auch bald den Arbeiter nicht mehr unberührt lassen. Mag auch mancher Tagedieb sich in den Museen herumtreiben, der weiter nichts darin sucht, als einen warmen Raum und einen gepolsterten Sitz, so lasse man sich dadurch doch nicht abschrecken, ihre Thore Jedem, auch dem Ärmsten, weit offen zu halten. Noch ist der Kunstgenuss ein aristokratisches Vergnügen; aber wer, gleich mir, an den Fortschritt der Menschheit glaubt, der kann nicht zweifeln, dass er mehr und mehr auch in die Massen dringen wird.

Indessen wenn die grossen Geldopfer, welche der

Staat seinen Museen bringt, auch nur den Gebildeten zu gute kämen, wäre dies ein Grund, sie nicht zu bringen? Auch Universitäten und Gymnasien sind nur oder doch überwiegend für die höheren Klassen da, und doch wird man ihre Kosten weder scheuen noch bereuen. Denn wenn sie auch nur Wenigen eine höhere Ausbildung gewähren, so ist doch dasjenige, was jene Wenigen denken und forschen, ein Gewinn für alle. Ihnen Denkstoff und Forschungsmittel zu geben, ist eine Aufgabe der Museen, aber nicht die einzige. Sie sind ein Lehrinstitut gleich den Schulen, haben aber das vor ihnen voraus, dass sie ausser dem Unterricht auch Genuss bieten und so auch für die, welche jenem entwachsen sind, noch immer von hohem Werte bleiben. Wir sind daher der Ansicht, dass das Geld, das in ihnen angelegt wird, stets eine gute Verwendung findet, mag es auch noch so viel sein.

Wenn ein reicher Mann Hunderttausende für ein Kunstwerk zahlt, so ist das Verschwendung; denn niemals kann es ihm, dem Einzelnen, Dienste leisten, die einem so hohen Geldwert entsprächen. Giebt aber der Staat die gleiche Summe für den gleichen Gegenstand aus, so verzinst sie sich reichlich. Das Berliner Museum wird jährlich von mindestens zweihunderttausend Menschen besucht. Legt es hunderttausend Mark in einem bedeutenden Gemälde an, so braucht man den Geldwert, den die Betrachtung desselben für jeden einzelnen Besucher hat, im Durchschnitt nur auf zehn Pfennige anzusetzen, was doch wahrlich nicht zu hoch ist, und die ganze Summe erscheint in fünf Jahren als gedeckt. Man wird es vielleicht lächerlich finden, dass hier der Kunstgenuss nach Pfennigen abgeschätzt wird. Sehr wohl! Doch dann verlache man auch diejenigen, welche den Geldmitteln, die für Kunstzwecke verwendet wer-

den, ängstlich nachrechnen und sie immer zu hoch finden.

Freilich, wenn wir nicht Rembrandt „als Erzieher“ benutzen wollen, so steht uns unsere eigene Kunst näher, als die vergangener Jahrhunderte. Wäre es also wirklich wahr, dass sie unter den Museen leidet, so müsste das die ernstesten Bedenken erregen. Und eben dieses scheint unser Deutscher zu meinen, wenn er von der „historisch unzweifelhaften Thatsache“ redet, „dass das Aufkommen der Museen und der Niedergang einer freien, selbständigen, volkstümlichen Kunst während der letzten Jahrhunderte durchaus miteinander Hand in Hand gingen.“ Merkwürdig, wie viel „unzweifelhafte Thatsachen“ ihm bekannt sind, von denen kein anderer etwas weiss! Bis ins vorige Jahrhundert hat es in Deutschland überhaupt keine Museen gegeben, obgleich sich natürlich in den Händen der Fürsten und mancher reichen Privatleute ein ansehnlicher Kunstbesitz befand. Aber dieser diente ebenso wenig der Öffentlichkeit, wie die heutigen Privatsammlungen; nur einzelnen bevorzugten Persönlichkeiten wurde die Besichtigung erlaubt. Einen Einfluss auf die Kunstproduktion der ganzen Zeit konnten diese vergrabenen Schätze also nicht ausüben. Im Wiener Belvedere wurde zuerst im Jahre 1811 dem Publikum an zwei Tagen in der Woche der Eintritt gestattet; die Sammlungen der preussischen Könige sind erst 1830 der Öffentlichkeit übergeben. Wann das Entsprechende in Sachsen und Bayern geschah, weiss ich nicht; doch ersehe ich aus den Katalogen, dass 1722 eine Anzahl Gemälde, die bis dahin in den kurfürstlichen Schlössern zerstreut gewesen waren, in Dresden vereinigt wurden und so die Anfänge der berühmten Galerie bildeten. Zu einiger Bedeutung gelangte sie erst unmittelbar vor dem siebenjährigen Kriege und wurde gewiss noch viel später der

allgemeinen Benutzung zugänglich gemacht. In München wurde 1799 der Grund zu der Bildersammlung gelegt, aber erst seit 1805 entwickelte sie sich durch die Erwerbung des kurpfälzischen Kunstbesitzes, der dann die reichen Ankäufe König Ludwigs folgten, zu einer Galerie ersten Ranges. Also die vier grossen Kunstsammlungen, die in Deutschland bestehen, sind alle erst am Anfang unseres Jahrhunderts oder doch frühestens am Ende des vorigen zu öffentlichen Museen geworden. Sollte unser Deutscher wirklich meinen, dass der Niedergang unserer nationalen Kunst in der Zeit begonnen habe, in welcher Rauch, Schinkel und Cornelius ihre ersten Werke schufen?

Also nicht das Sinken, sondern die Erhebung der deutschen Kunst ist „mit dem Aufkommen der Museen Hand in Hand gegangen". Vielleicht giebt unser Deutscher nicht zu, dass sie eine „freie, selbständige, volkstümliche" sei; doch eine solche hat es auch vor der Gründung jener Kunstinstitute nicht gegeben, und dass wir gegenwärtig Besseres leisten als Mengs, Tischbein und Angelica Kaufmann, ja selbst als Chodowiecki, wird doch kaum ein Unbefangener leugnen wollen. „Volkstümlich" in dem Sinne, wie unser Deutscher dies versteht, ist unsere Kunst freilich nicht, aber sie kann es auch gar nicht sein, wenn sie mit dem Geiste unserer Zeit, wie das doch zweifellos ihre Aufgabe ist, Fühlung behalten soll. Er verlangt nämlich, dass der Künstler den Charakter seiner Provinz und Heimatstadt treu in sich bewahren solle, wie es Rembrandt gethan hat. Dieser aber hat sein ganzes Leben innerhalb der paar Meilen verbracht, die zwischen Leiden und Amsterdam liegen, während ein moderner Maler vielleicht in Hamburg geboren ist, in Düsseldorf studiert, sich in Italien oder Paris weiter bildet und dann endlich in Mün-

chen oder auch in London seinen dauernden Wohnsitz findet. Ist es nicht eine ganz unmögliche Forderung, dass bei dem schnellen Ortswechsel, den die Entwicklung der heutigen Verkehrsmittel hervorruft, die provinziellen Eigentümlichkeiten sich rein und unvermischt im Einzelnen erhalten? Und wollte sich ein Künstler freiwillig an die Scholle binden, so würde er nie den weiten Blick erlangen, der ihn befähigte, den Ideen unseres Jahrhunderts in seinen Werken Form zu geben. Jeder Mensch ist nicht nur ein Kind seiner Heimat, sondern auch seiner Zeit und soll es sein. Die Abgeschlossenheit im engen Kreise musste der Kunst ihre Färbung geben, als sie im Leben bestand; so weit sie hier aufgehört hat, darf sie auch dort verschwinden, denn die Kunst soll der Ausdruck des Lebens sein. Seine Stammeseigentümlichkeit haftet Jedem an, auch wenn er sie nicht mit ängstlicher Vorsorge pflegt; insofern wird also auch der moderne Künstler, falls er nicht blosser Nachahmer ist, etwas von dem Charakter seiner Heimat, selbst wider seinen Willen, in sich bewahren, und das individuelle Kolorit, das dadurch seinen Schöpfungen gegeben wird, kann ihnen gewiss nur zum Vorteil gereichen. Aber mehr verlangen, heisst nicht nur die Forderungen der Jetztzeit, sondern auch das Wesen der Kunst gründlich verkennen.

Die universelle Richtung derselben im Gegensatze zu der landschaftlichen früherer Epochen hätte sich aus den gesamten Zuständen unseres Jahrhunderts gewiss auch ohne die Museen entwickeln müssen, doch haben diese freilich das Ihrige dazu beigetragen. Denn indem sie dem Künstler Musterstücke aus allen Völkern und Stilperioden vorführten, lenkten sie seinen Blick über den ästhetischen Gesichtskreis seiner Heimat und Schule hinaus; aber Keiner wird dies für einen Nachteil halten.

Allerdings ist manches reiche Talent durch diese mannigfachen Eindrücke verwirrt und aus seiner Bahn gedrängt worden; ich erinnere nur an Feuerbach, der zwischen den Einflüssen des Paolo Veronese und des Michelangelo, des Rubens und des Giovanni Bellini unstät hin- und herschwankte und darüber die Freudigkeit der selbstbewussten Eigenart verlor. Doch wer möchte alle Maschinen abschaffen, weil hin und wieder ein Unvorsichtiger von ihren Rädern zermalmt wird? Im Grossen und Ganzen hat unsere Kunst sich durch die Beispiele der Alten wohl belehren, aber nicht bestimmen lassen. Man mag über ihren Wert oder Unwert denken, wie man will, dass Menzel und Knaus, Böcklin und Reinhold Begas in ihren Vorzügen wie in ihren Schwächen ganz modern und, wo sie fehlen, doch am wenigsten durch fremde Vorbilder irre geführt sind, muss Jeder zugeben. Mit der Architektur ist es freilich anders, aber gerade diese Kunst sucht sich ihre Muster nicht in den Museen, sondern auf Strassen und Plätzen. Man könnte auch die ornamentale Kleinkunst anführen, die gleichfalls unsicher zwischen allen möglichen Stilen umhertappt. Und doch steht es auch bei dieser ausser jedem Zweifel, dass sie seit den siebziger Jahren bedeutende Fortschritte gemacht hat, d. h. gerade seit der Zeit, wo in Wien, Berlin und Hamburg die ersten Gewerbemuseen entstanden, und dass immer diejenige Stadt in der Entwicklung des Kunsthandwerks zeitlich einen Vorsprung gewann, welche mit der Gründung solcher Institute vorausgegangen war. Wer eine kräftige Individualität besitzt, der wird sie nicht durch fremde Einflüsse unterdrücken lassen; die Beispiele anderer Zeiten und Völker dienen nur dazu, ihm das Ringen mit der Form zu erleichtern. Solche Individualitäten aber lassen sich nicht künstlich grossziehen; wenn sie nicht geboren werden,

kann kein guter Wille, so sehr er auch durch die feurigen Ermahnungen unseres Deutschen gestachelt werden mag, sie unserer Nation verschaffen.

Und ist es denn wirklich wahr, dass bei uns der Individualismus im Sterben liege? Wie mir scheint, widerlegt nichts diese Meinung gründlicher, als das Buch unseres Deutschen und der allgemeine Beifall, den es gefunden hat. Erst seit der Arbeiter nicht nur das liebe Brot, sondern auch sein Stückchen Fleisch und sein Krüglein Bier daneben hat, beklagt er sich über „menschenunwürdiges Dasein“; so lange er hungern musste, fiel ihm dies gar nicht ein. Ganz ebenso sind die immer stürmischer werdenden Forderungen des Individualismus, denen unser Deutscher Ausdruck giebt, nur ein Zeichen, dass jener sich seiner Rechte immer mehr bewusst wird, also kräftiger, nicht schwächer geworden ist. Gewiss hat er noch nicht die Freiheit der Entfaltung gewonnen, auf die er Anspruch machen darf; gewiss ist die Herrsehaft der Schablone in Staatsverwaltung und Schule, in Kunst und Wissenschaft nicht gebrochen, und der Kampf gegen sie wird noch auf viele Jahrzehnte hinaus nötig und verdienstlich sein. Doch daneben vergesse man nicht, dass die geistige Unfreiheit von unten, die Gleichmacherei von oben in Deutschland noch lange nicht so schlimm sind, wie bei allen anderen Nationen Europas. Man darf kühnlich die Behauptung wagen, dass, soweit die historische Erinnerung reicht, es nie ein Land und eine Zeit gegeben hat, in der die Entwicklung der Individualitäten reicher und mannigfaltiger, ihr Spielraum ein weiterer gewesen wäre, als bei uns. Freilich ist dies kein Grund, uns für befriedigt zu erklären und über dem Erreichten dasjenige zu vergessen, was uns noch zu erreichen übrig bleibt. Doch glaube ich, wir sind auf gutem Wege und werden ihn rüstig fortsetzen.

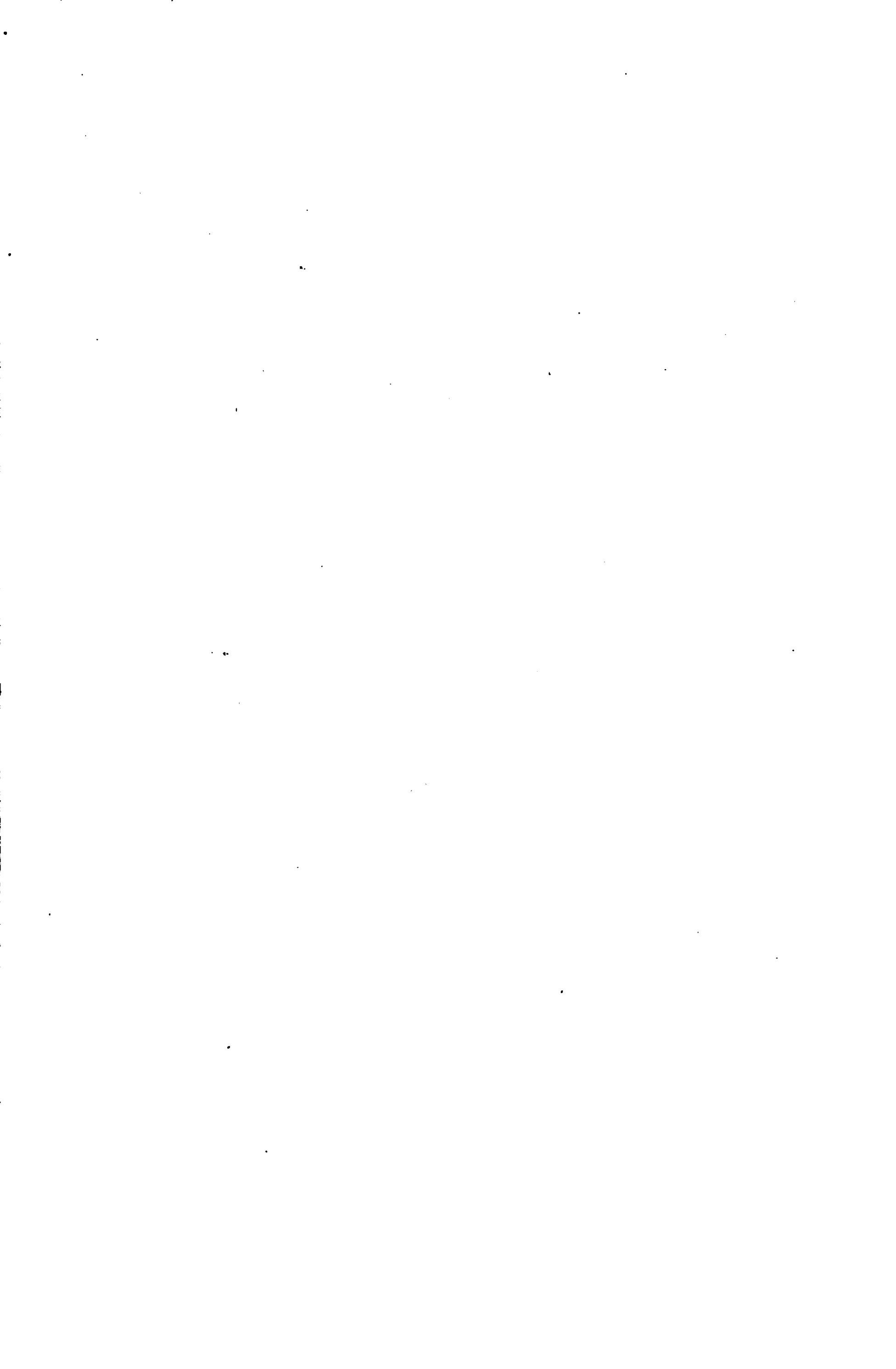
Es scheint zur „Individualität“ unseres Deutschen zu gehören, immer nur von dem zu reden, was sein sollte oder müsste, ohne dass er dabei im geringsten darauf Rücksicht nimmt, ob menschlicher Wille irgend etwas dazu thun kann, ja ob es unter den gegebenen Umständen überhaupt möglich ist. Wir unsererseits haben uns weniger mit den Idealen einer erträumten Zukunft als mit den Zuständen der Gegenwart beschäftigt und seinem „Es sollte sein“ unser „Es ist“ gegenübergestellt. Es fruchtet nichts, phantastische Wünsche in ungestüme Forderungen umzusetzen und über den Verfall der Zeit zu lamentieren, wenn sie, die unerfüllbar sind, nicht erfüllt werden. Man freue sich an dem, was wir haben, und schelte auch unsere Fehler nicht zu sehr, weil sie meist mit unseren Tugenden so eng verwachsen sind, dass sie sich nicht beseitigen lassen, ohne auch diese mit auszurotten. Man forsche ernst und gelassen, nach welcher Richtung unsere Entwicklung hinstrebt, sei froh, wenn man wahrnimmt, dass es zum Besseren ist, und bleibe selbst dann getrosten Mutes, wenn man dies nicht wahrnehmen kann; denn in den meisten Fällen wird es an der Schwäche unserer Augen liegen. Wer seine Nation nach seinem Kopfe modeln will und stürmisch verlangt, dass Jedermann so werde, wie er sich einen Rembrandt oder einen beliebigen anderen Idealhelden denkt, der wird in der Welt höchstens unfruchtbare Zustimmung, in sich nur Unbefriedigung finden. Auf diesem Holze wachsen jene grauen, freudlosen Geister, die in der Philosophie Schopenhauers und Hartmanns und den Schauerdramen Ibsens ihr Evangelium erblicken. Sie verlangen von der Menschheit, was sie niemals leisten kann, schelten sie spottschlecht, weil sie ihrem überspannten Idealismus nicht Genüge thut, und nennen sich dann wie zum Hohn Realisten. Unser Deutscher führt

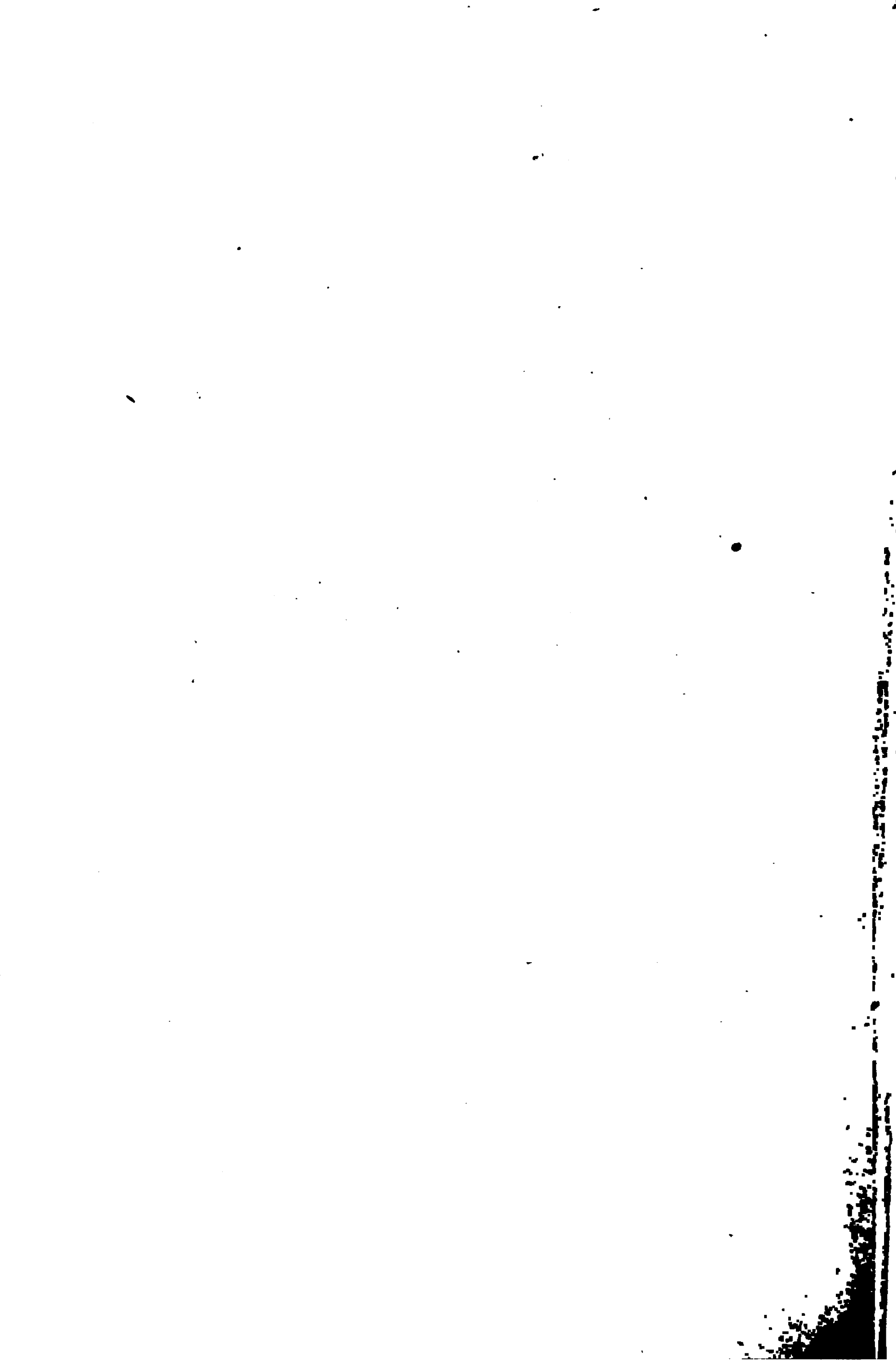
selbst den Goetheschen Spruch an: „Es ist unbedingt ein Zeichen von Wahrheitsliebe, überall in der Welt das Gute zu sehen.“ Könnten doch er und seinesgleichen ihn beherzigen!

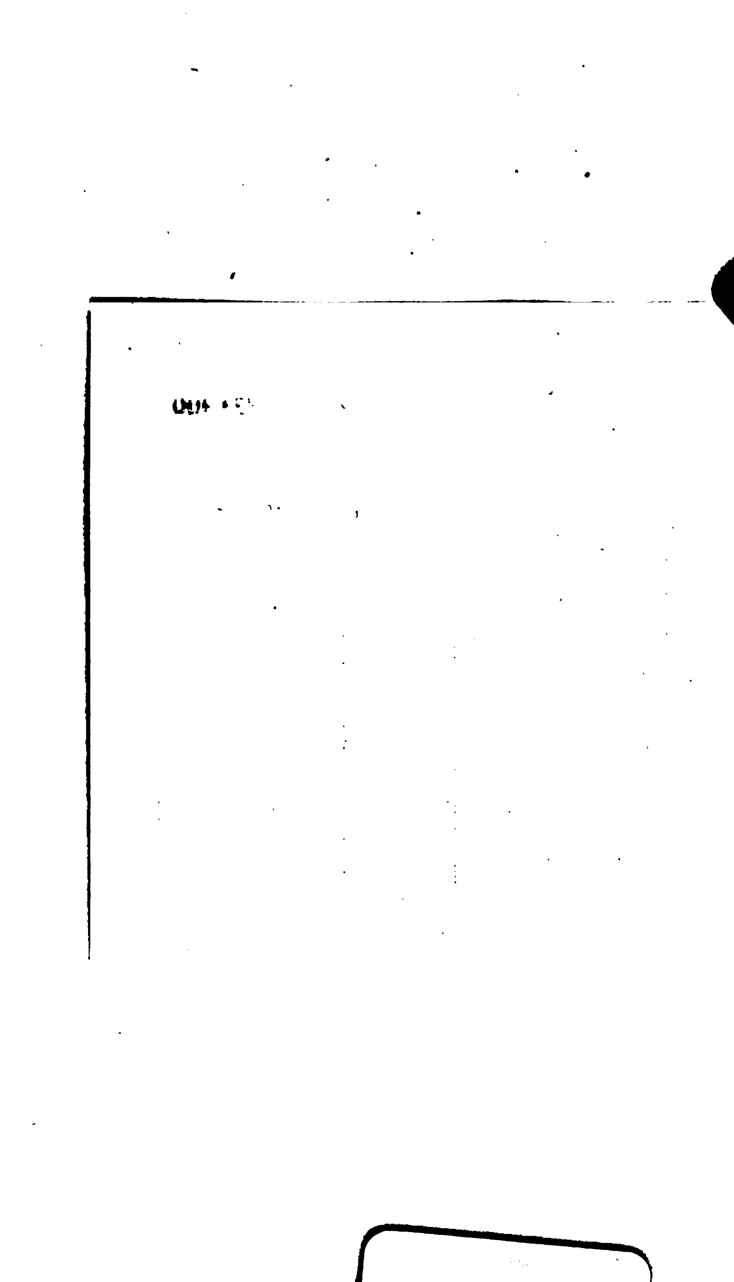
Index.

Buch- u. Steindruckerei Julius Abel, Greifswald











Die Entwicklung der antiken Geschic
Widener Library
006566923
3 2044 081 357 238